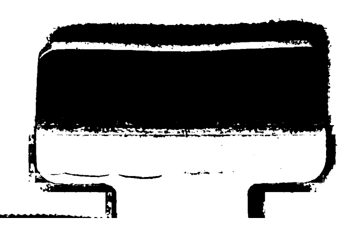




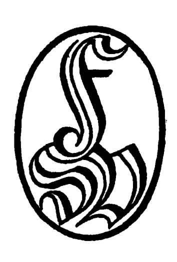


Jubiläumsausgabe

Gerhart Hauptmann

Gesammelte Werke

in acht Bänden



Fünfter Band

S. Fischer, Verlag, Berlin
1921

Inhalt

Bahnwärter Thiel

Novellistische Studie

I

Allsonntäglich saß der Bahnwärter Thiel in der Kirche zu Neu-Zittau, ausgenommen die Tage, an denen er Dienst hatte oder krank war und zu Bette lag. Im Verlaufe von zehn Jahren war er zweimal krank gewesen; das eine Mal infolge eines vom Tender einer Maschine während des Vorbeifahrens herabgefallenen Stückes Kohle, welches ihn getroffen und mit zerschmettertem Bein in den Bahngraben geschleudert hatte; das andere Mal einer Weinflasche wegen, die aus dem vorüberrasenden Schnellzuge mitten auf seine Brust geflogen war. Außer diesen beiden Unglücksfällen hatte nichts vermocht, ihn, sobald er frei war, von der Kirche fern zu halten.

Die ersten fünf Jahre hatte er den Weg von Schön-Schornstein, einer Kolonie an der Spree, herüber nach Neu-Zittau allein machen müssen. Eines schönen Tages war er dann in Begleitung eines schmächtigen und kränklich aussehenden Frauenzimmers erschienen, die, wie die Leute meinten, zu seiner herkulischen Gestalt wenig gepaßt hatte. Und wiederum eines schönen Sonntagnachmittags reichte er dieser selben Person am Altare der Kirche feierlich die Hand zum Bunde fürs Leben. Zwei Jahre nun saß das junge, zarte Weib ihm zur Seite in der Kirchenbank; zwei Jahr blickte ihr hohlwangiges, feines Gesicht neben seinem vom Wetter gebräunten in das uralte Gesangbuch —; und plötzlich saß der Bahnwärter wieder allein wie zuvor.

An einem der vorangegangenen Wochentage hatte die Sterbeglocke geläutet: das war das Ganze.

An dem Wärter hatte man, wie die Leute versicherten, kaum eine Veränderung wahrgenommen. Die Knöpfe seiner sauberen Sonntagsuniform waren so blank geputzt wie je zuvor, seine roten Haare so wohl geölt und militärisch gescheitelt wie immer, nur daß er den breiten, behaarten Nacken ein wenig gesenkt trug und noch eifriger der Predigt lauschte

oder sang, als er es früher getan hatte. Es war die allgemeine Ansicht, daß ihm der Tod seiner Frau nicht sehr nahe gegangen sei; und diese Ansicht erhielt eine Bekräftigung, als sich Thiel nach Verlauf eines Jahres zum zweiten Male, und zwar mit einem dicken und starken Frauenzimmer, einer Kuhmagd aus Alt-Grunde, verheiratete.

Auch der Pastor gestattete sich, als Thiel die Trauung anzumelden kam, einige Bedenken zu äußern:

„Ihr wollt also schon wieder heiraten?"

„Mit der Toten kann ich nicht wirtschaften, Herr Prediger!"

„Nun ja wohl — aber ich meine — Ihr eilt ein wenig."

„Der Junge geht mir drauf, Herr Prediger."

Thiels Frau war im Wochenbett gestorben, und der Junge, welchen sie zur Welt gebracht, lebte und hatte den Namen Tobias erhalten.

„Ach so, der Junge," sagte der Geistliche und machte eine Bewegung, die deutlich zeigte, daß er sich des Kleinen erst jetzt erinnere. „Das ist etwas andres — wo habt Ihr ihn denn untergebracht, während Ihr im Dienst seid?"

Thiel erzählte nun, wie er Tobias einer alten Frau übergeben, die ihn einmal beinahe habe verbrennen lassen, während er ein anderes Mal von ihrem Schoß auf die Erde gekugelt sei, ohne glücklicherweise mehr als eine große Beule davon zu tragen. Das könne nicht so weiter gehen, meinte er, zudem da der Junge, schwächlich wie er sei, eine ganz besondere Pflege benötige. Deswegen und ferner, weil er der Verstorbenen in die Hand gelobt, für die Wohlfahrt des Jungen zu jeder Zeit ausgiebig Sorge zu tragen, habe er sich zu dem Schritte entschlossen. —

Gegen das neue Paar, welches nun allsonntäglich zur Kirche kam, hatten die Leute äußerlich durchaus nichts einzuwenden. Die frühere Kuhmagd schien für den Wärter wie geschaffen. Sie war kaum einen halben Kopf kleiner als er und übertraf ihn an Gliederfülle. Auch war ihr

Gesicht ganz so grob geschnitten wie das seine, nur daß ihm im Gegensatz zu dem des Wärters die Seele abging.

Wenn Thiel den Wunsch gehegt hatte, in seiner zweiten Frau eine unverwüstliche Arbeiterin, eine musterhafte Wirtschafterin zu haben, so war dieser Wunsch in überraschender Weise in Erfüllung gegangen. Drei Dinge jedoch hatte er, ohne es zu wissen, mit seiner Frau in Kauf genommen: eine harte, herrschsüchtige Gemütsart, Zanksucht und brutale Leidenschaftlichkeit. Nach Verlauf eines halben Jahres war es ortsbekannt, wer in dem Häuschen des Wärters das Regiment führte. Man bedauerte den Wärter.

Es sei ein Glück für „das Mensch", daß sie so ein gutes Schaf wie den Thiel zum Manne bekommen habe, äußerten die aufgebrachten Ehemänner; es gäbe welche, bei denen sie greulich anlaufen würde. So ein „Tier" müsse doch kirre zu machen sein, meinten sie, und wenn es nicht anders ginge, denn mit Schlägen. Durchgewalkt müsse sie werden, aber dann gleich so, daß es zöge.

Sie durchzuwalken aber war Thiel trotz seiner sehnigen Arme nicht der Mann. Das, worüber sich die Leute ereiferten, schien ihm wenig Kopfzerbrechen zu machen. Die endlosen Predigten seiner Frau ließ er gewöhnlich wortlos über sich ergehen und wenn er einmal antwortete, so stand das schleppende Zeitmaß, sowie der leise, kühle Ton seiner Rede in seltsamstem Gegensatz zu dem kreischenden Gekeif seiner Frau. Die Außenwelt schien ihm wenig anhaben zu können: es war, als trüge er etwas in sich, wodurch er alles Böse, was sie ihm antat, reichlich mit Gutem aufgewogen erhielt.

Trotz seines unverwüstlichen Phlegmas hatte er doch Augenblicke, in denen er nicht mit sich spaßen ließ. Es war dies immer anläßlich solcher Dinge, die Tobiäschen betrafen. Sein kindgutes, nachgiebiges Wesen gewann dann einen Anstrich von Festigkeit, dem selbst ein so unzähmbares Gemüt wie das Lenes nicht entgegen zu treten wagte.

Die Augenblicke indes, darin er diese Seite seines Wesens

herauskehrte, wurden mit der Zeit immer seltener und verloren sich zuletzt ganz. Ein gewisser leidender Widerstand, den er der Herrschsucht Lenens während des ersten Jahres entgegengesetzt, verlor sich ebenfalls im zweiten. Er ging nicht mehr mit der früheren Gleichgültigkeit zum Dienst, nachdem er einen Auftritt mit ihr gehabt, wenn er sie nicht vorher besänftigt hatte. Er ließ sich am Ende nicht selten herab, sie zu bitten, doch wieder gut zu sein. — Nicht wie sonst mehr war ihm sein einsamer Posten inmitten des märkischen Kiefernforstes sein liebster Aufenthalt. Die stillen, hingebenden Gedanken an sein verstorbenes Weib wurden von denen an die Lebende durchkreuzt. Nicht widerwillig, wie die erste Zeit, trat er den Heimweg an, sondern mit leidenschaftlicher Hast, nachdem er vorher oft Stunden und Minuten bis zur Zeit der Ablösung gezählt hatte.

Er, der mit seinem ersten Weibe durch eine mehr vergeistigte Liebe verbunden gewesen war, geriet durch die Macht roher Triebe in die Gewalt seiner zweiten Frau und wurde zuletzt in allem fast unbedingt von ihr abhängig. — Zu Zeiten empfand er Gewissensbisse über diesen Umschwung der Dinge und bedurfte einer Anzahl außergewöhnlicher Hilfsmittel, um sich darüber hinweg zu helfen. So erklärte er sein Wärterhäuschen und die Bahnstrecke, die er zu besorgen hatte, insgeheim gleichsam für geheiligtes Land, welches ausschließlich den Manen der Toten gewidmet sein sollte. Mit Hilfe von allerhand Vorwänden war es ihm in der Tat bisher gelungen, seine Frau davon abzuhalten, ihn dahin zu begleiten.

Er hoffte, es auch fernerhin tun zu können. Sie hätte nicht gewußt, welche Richtung sie einschlagen sollte, um seine „Bude", deren Nummer sie nicht einmal kannte, aufzufinden.

Dadurch, daß er die ihm zugebote stehende Zeit somit gewissenhaft zwischen die Lebende und die Tote zu teilen vermochte, beruhigte Thiel sein Gewissen in der Tat.

Oft freilich und besonders in Augenblicken einsamer Andacht, wenn er recht innig mit der Verstorbenen verbunden gewesen war, sah er seinen jetzigen Zustand im Lichte der Wahrheit und empfand davor Ekel.

Hatte er Tagdienst, so beschränkte sich sein geistiger Verkehr mit der Verstorbenen auf eine Menge lieber Erinnerungen aus der Zeit seines Zusammenlebens mit ihr. Im Dunkel jedoch, wenn der Schneesturm durch die Kiefern und über die Strecke raste, in tiefer Mitternacht beim Scheine seiner Laterne, da wurde das Wärterhäuschen zur Kapelle. Eine verblichene Photographie der Verstorbenen vor sich auf dem Tisch, Gesangbuch und Bibel aufgeschlagen, las und sang er abwechselnd die lange Nacht hindurch, nur von den in Zwischenräumen vorbeitobenden Bahnzügen unterbrochen, und geriet hierbei in eine Ekstase, die sich zu Gesichten steigerte, in denen er die Tote leibhaftig vor sich sah.

Der Posten, den der Wärter nun schon zehn volle Jahre ununterbrochen inne hatte, war aber in seiner Abgelegenheit dazu angetan, seine mystischen Neigungen zu fördern. Nach allen vier Windrichtungen mindestens durch einen dreiviertelstündigen Weg von jeder menschlichen Wohnung entfernt, lag die Bude inmitten des Forstes dicht neben einem Bahnübergang, dessen Barrieren der Wärter zu bedienen hatte.

Im Sommer vergingen Tage, im Winter Wochen, ohne daß ein menschlicher Fuß, außer denen des Wärters und seines Kollegen, die Strecke passierte. Das Wetter und der Wechsel der Jahreszeiten brachten in ihrer periodischen Wiederkehr fast die einzige Abwechslung in diese Einöde. Die Ereignisse, welche im übrigen den regelmäßigen Ablauf der Dienstzeit Thiels außer den beiden Unglücksfällen unterbrochen hatten, waren unschwer zu überblicken. Vor vier Jahren war der kaiserliche Extrazug, der den Kaiser nach Breslau gebracht hatte, vorüber gejagt. In einer Winter-

nacht hatte der Schnellzug einen Rehbock überfahren. An einem heißen Sommertage hatte Thiel bei seiner Streckenrevision eine verkorkte Weinflasche gefunden, die sich glühend heiß anfaßte und deren Inhalt deshalb von ihm für sehr gut gehalten wurde, weil er nach Entfernung des Korkes einer Fontäne gleich herausquoll, also augenscheinlich gegoren war. Diese Flasche, von Thiel in den seichten Rand eines Waldsees gelegt, um abzukühlen, war von dort auf irgendwelche Weise abhanden gekommen, so daß er noch nach Jahren ihren Verlust bedauern mußte.

Einige Zerstreuung vermittelte dem Wärter ein Brunnen dicht hinter seinem Häuschen. Von Zeit zu Zeit nahmen in der Nähe beschäftigte Bahn- oder Telegraphenarbeiter einen Trunk daraus, wobei natürlich ein kurzes Gespräch mit unterlief. Auch der Förster kam zuweilen, um seinen Durst zu löschen.

Tobias entwickelte sich nur langsam: erst gegen Ablauf seines zweiten Lebensjahres lernte er notdürftig sprechen und gehen. Dem Vater bewies er eine ganz besondere Zuneigung. Wie er verständiger wurde, erwachte auch die alte Liebe des Vaters wieder. In dem Maße, wie diese zunahm, verringerte sich die Liebe der Stiefmutter zu Tobias und schlug sogar in unverkennbare Abneigung um, als Lene nach Verlauf eines neuen Jahres ebenfalls einen Jungen gebar.

Von da ab begann für Tobias eine schlimme Zeit. Er wurde besonders in Abwesenheit des Vaters unaufhörlich geplagt und mußte ohne die geringste Belohnung dafür seine schwachen Kräfte im Dienste des kleinen Schreihalses einsetzen, wobei er sich mehr und mehr aufrieb. Sein Kopf bekam einen ungewöhnlichen Umfang; die brandroten Haare und das kreidige Gesicht darunter machten einen unschönen und im Verein mit der übrigen kläglichen Gestalt erbarmungswürdigen Eindruck. Wenn sich der zurückgebliebene Tobias solchergestalt, das kleine, von Gesundheit strotzende Brüderchen auf dem Arme, hinunter zur Spree schleppte,

so wurden hinter den Fenstern der Hütten Verwünschungen laut, die sich jedoch niemals hervorwagten. Thiel aber, welchen die Sache doch vor allem anging, schien keine Augen für sie zu haben und wollte auch die Winke nicht verstehen, welche ihm von wohlmeinenden Nachbarsleuten gegeben wurden.

2.

An einem Junimorgen gegen sieben Uhr kam Thiel aus dem Dienst. Seine Frau hatte nicht so bald ihre Begrüßung beendet, als sie schon in gewohnter Weise zu lamentieren begann. Der Pachtacker, welcher bisher den Kartoffelbedarf der Familie gedeckt hatte, war vor Wochen gekündigt worden, ohne daß es Lenen bisher gelungen war, einen Ersatz dafür ausfindig zu machen. Wenngleich nun die Sorge um den Acker zu ihren Obliegenheiten gehörte, so mußte doch Thiel einmal übers andere hören, daß niemand als er daran schuld sei, wenn man in diesem Jahre zehn Sack Kartoffeln für schweres Geld kaufen müsse. Thiel brummte nur und begab sich, Lenens Reden wenig Beachtung schenkend, sogleich an das Bett seines Ältesten, welches er in den Nächten, wo er nicht im Dienst war, mit ihm teilte. Hier ließ er sich nieder und beobachtete mit einem sorglichen Ausdruck seines guten Gesichts das schlafende Kind, welches er, nachdem er die zudringlichen Fliegen eine Weile von ihm abgehalten, schließlich weckte. In den blauen, tiefliegenden Augen des Erwachenden malte sich eine rührende Freude. Er griff hastig nach der Hand des Vaters, indes sich seine Mundwinkel zu einem kläglichen Lächeln verzogen. Der Wärter half ihm sogleich beim Anziehen der wenigen Kleidungsstücke, wobei plötzlich etwas wie ein Schatten durch seine Mienen lief, als er bemerkte, daß sich auf der rechten, ein wenig angeschwollenen Backe einige Fingerspuren weiß in rot abzeichneten.

Als Lene beim Frühstück mit vergrößertem Eifer auf vorberegte Wirtschaftsangelegenheit zurückkam, schnitt er ihr das Wort ab mit der Nachricht, daß ihm der Bahnmeister ein Stück Land längs des Bahndammes in unmittelbarer Nähe des Wärterhauses umsonst überlassen habe, angeblich weil es ihm, dem Bahnmeister, zu abgelegen sei.

Lene wollte das anfänglich nicht glauben. Nach und nach wichen jedoch ihre Zweifel, und nun geriet sie in merklich gute Laune. Ihre Fragen nach Größe und Güte des Ackers sowie andre mehr verschlangen sich förmlich, und als sie erfuhr, daß bei alledem noch zwei Zwergobstbäume darauf stünden, wurde sie rein närrisch. Als nichts mehr zu erfragen übrig blieb, zudem die Türglocke des Krämers, die man, beiläufig gesagt, in jedem einzelnen Hause des Ortes vernehmen konnte, unaufhörlich anschlug, schoß sie davon, um die Neuigkeit im Örtchen auszusprengen.

Während Lene in die dunkle, mit Waren überfüllte Kammer des Krämers kam, beschäftigte sich der Wärter daheim ausschließlich mit Tobias. Der Junge saß auf seinen Knien und spielte mit einigen Kieferzapfen, die Thiel mit aus dem Walde gebracht hatte.

„Was willst du werden?" fragte ihn der Vater, und diese Frage war stereotyp wie die Antwort des Jungen: „Ein Bahnmeister". Es war keine Scherzfrage, denn die Träume des Wärters verstiegen sich in der Tat in solche Höhen, und er hegte allen Ernstes den Wunsch und die Hoffnung, daß aus Tobias mit Gottes Hilfe etwas Außergewöhnliches werden sollte. Sobald die Antwort „ein Bahnmeister" von den blutlosen Lippen des Kleinen kam, der natürlich nicht wußte, was sie bedeuten sollte, begann Thiels Gesicht sich aufzuhellen, bis es förmlich strahlte von innerer Glückseligkeit.

„Geh, Tobias, geh spielen!" sagte er kurz darauf, indem er eine Pfeife Tabak mit einem im Herdfeuer entzündeten Span in Brand steckte, und der Kleine drückte sich alsbald in scheuer Freude zur Tür hinaus. Thiel entkleidete

sich, ging zu Bett und entschlief, nachdem er geraume Zeit gedankenvoll die niedrige und rissige Stubendecke angestarrt hatte. Gegen zwölf Uhr mittags erwachte er, kleidete sich an und ging, während seine Frau in ihrer lärmenden Weise das Mittagbrot bereitete, hinaus auf die Straße, wo er Tobiäschen sogleich aufgriff, der mit den Fingern Kalk aus einem Loche in der Wand kratzte und in den Mund steckte. Der Wärter nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm an den etwa acht Häuschen des Ortes vorüber bis hinunter zur Spree, die schwarz und glasig zwischen schwach belaubten Pappeln lag. Dicht am Rande des Wassers befand sich ein Granitblock, auf welchen Thiel sich niederließ.

Der ganze Ort hatte sich gewöhnt, ihn bei nur irgend erträglichem Wetter an dieser Stelle zu erblicken. Die Kinder besonders hingen an ihm, nannten ihn „Vater Thiel" und wurden von ihm besonders in mancherlei Spielen unterrichtet, deren er sich aus seiner Jugendzeit erinnerte. Das Beste jedoch von dem Inhalt seiner Erinnerungen war für Tobias. Er schnitzelte ihm Fitschepfeile, die höher flogen wie die aller anderen Jungen. Er schnitt ihm Weidenpfeifchen und ließ sich sogar herbei, mit seinem verrosteten Baß das Beschwörungslied zu singen, während er mit dem Horngriff seines Taschenmessers die Rinde leise klopfte.

Die Leute verübelten ihm seine Läppschereien; es war ihnen unerfindlich, wie er sich mit den Rotznasen so viel abgeben konnte. Im Grunde durften sie jedoch damit zufrieden sein, denn die Kinder waren unter seiner Obhut gut aufgehoben. Überdies nahm Thiel auch ernste Dinge mit ihnen vor, hörte den Großen ihre Schulaufgaben ab, half ihnen beim Lernen der Bibel- und Gesangbuchverse und buchstabierte mit den Kleinen a — b — ab, d — u — du und so fort.

Nach dem Mittagessen legte sich der Wärter abermals zu kurzer Ruhe nieder. Nachdem sie beendigt war, trank er den Nachmittagskaffee und begann gleich darauf sich für

den Gang in den Dienst vorzubereiten. Er brauchte dazu, wie zu allen seinen Verrichtungen, viel Zeit; jeder Handgriff war seit Jahren geregelt; in stets gleicher Reihenfolge wanderten die sorgsam auf der kleinen Nußbaumkommode ausgebreiteten Gegenstände: Messer, Notizbuch, Kamm, ein Pferdezahn, die alte eingekapselte Uhr, in die Taschen seiner Kleider. Ein kleines, in rotes Papier eingeschlagenes Büchelchen wurde mit besonderer Sorgfalt behandelt. Es lag während der Nacht unter dem Kopfkissen des Wärters und wurde am Tage von ihm stets in der Brusttasche des Dienstrockes herumgetragen. Auf der Etikette unter dem Umschlag stand in unbeholfenen, aber verschnörkelten Schriftzügen, von Thiels Hand geschrieben: Sparkassenbuch des Tobias Thiel.

Die Wanduhr mit dem langen Pendel und dem gelbsüchtigen Zifferblatt zeigte dreiviertel fünf, als Thiel fortging. Ein kleiner Kahn, sein Eigentum, brachte ihn über den Fluß. Am jenseitigen Spreeufer blieb er einige Male stehen und lauschte nach dem Ort zurück. Endlich bog er in einen breiten Waldweg und befand sich nach wenigen Minuten inmitten des tiefaufrauschenden Kiefernforstes, dessen Nadelmassen einem schwarzgrünen, wellenwerfenden Meere glichen. Unhörbar wie auf Filz schritt er über die feuchte Moos- und Nadelschicht des Waldbodens. Er fand seinen Weg, ohne aufzublicken, hier durch die rostbraunen Säulen des Hochwaldes, dort weiterhin durch dicht verschlungenes Jungholz, noch weiter über ausgedehnte Schonungen, die von einzelnen hohen und schlanken Kiefern überschattet wurden, welche man zum Schutze für den Nachwuchs aufbehalten hatte. Ein bläulicher, durchsichtiger, mit allerhand Düften geschwängerter Dunst stieg aus der Erde auf und ließ die Formen der Bäume verwaschen erscheinen. Ein schwerer, milchiger Himmel hing tief herab über die Baumwipfel. Krähenschwärme badeten gleichsam im Grau der Luft, unaufhörlich ihre knarrenden Rufe ausstoßend. Schwarze

Wasserlachen füllten die Vertiefungen des Weges und spiegelten die trübe Natur noch trüber wieder.

„Ein fruchtbares Wetter," dachte Thiel, als er aus tiefem Nachdenken erwachte und aufschaute.

Plötzlich jedoch bekamen seine Gedanken eine andere Richtung. Er fühlte dunkel, daß er etwas daheim vergessen haben müsse, und wirklich vermißte er beim Durchsuchen seiner Taschen das Butterbrot, welches er der langen Dienstzeit halber stets mitzunehmen genötigt war. Unschlüssig blieb er eine Weile stehen, wandte sich dann aber plötzlich und eilte in der Richtung des Dorfes zurück.

In kurzer Zeit hatte er die Spree erreicht, setzte mit wenigen kräftigen Ruderschlägen über und stieg gleich darauf, am ganzen Körper schwitzend, die sanft ansteigende Dorfstraße hinauf. Der alte, schäbige Pudel des Krämers lag mitten auf der Straße. Auf dem geteerten Plankenzaune eines Kossätenhofes saß eine Nebelkrähe. Sie spreizte die Federn, schüttelte sich, nickte, stieß ein ohrenzerreißendes krä krä aus und erhob sich mit pfeifendem Flügelschlag, um sich vom Winde in der Richtung des Forstes davontreiben zu lassen.

Von den Bewohnern der kleinen Kolonie, etwa zwanzig Fischern und Waldarbeitern mit ihren Familien, war nichts zu sehen.

Der Ton einer kreischenden Stimme unterbrach die Stille so laut und schrill, daß der Wärter unwillkürlich mit Laufen innehielt. Ein Schwall heftig herausgestoßener, mißtönender Laute schlug an sein Ohr, die aus dem offenen Giebelfenster eines niedrigen Häuschens zu kommen schienen, welches er nur zu wohl kannte.

Das Geräusch seiner Schritte nach Möglichkeit dämpfend, schlich er sich näher und unterschied nun ganz deutlich die Stimme seiner Frau. Nur noch wenige Bewegungen, und die meisten ihrer Worte wurden ihm verständlich.

„Was, du unbarmherziger, herzloser Schuft! Soll sich das elende Wurm die Plautze ausschreien vor Hunger? —

wie? Na, wart' nur, wart', ich will dich lehren aufpassen! — du sollst dran denken." Einige Augenblicke blieb es still; dann hörte man ein Geräusch, wie wenn Kleidungsstücke ausgeklopft würden; unmittelbar darauf entlud sich ein neues Hagelwetter von Schimpfworten.

„Du erbärmlicher Grünschnabel," scholl es im schnellsten Tempo herunter, „meinst du, ich sollte mein leibliches Kind wegen solch einem Jammerlappen, wie du bist, verhungern lassen?" „Halt's Maul!" schrie es, als ein leises Wimmern hörbar wurde, „oder du sollst eine Portion kriegen, an der du acht Tage zu fressen hast."

Das Wimmern verstummte nicht.

Der Wärter fühlte, wie sein Herz in schweren, unregelmäßigen Schlägen ging. Er begann leise zu zittern. Seine Blicke hingen wie abwesend am Boden fest, und die plumpe und harte Hand strich mehrmals ein Büschel nasser Haare zur Seite, das immer von neuem in die sommersprossige Stirn hineinfiel.

Einen Augenblick drohte es ihn zu überwältigen. Es war ein Krampf, der die Muskeln schwellen machte und die Finger der Hand zur Faust zusammenzog. Er ließ nach, und dumpfe Mattigkeit blieb zurück.

Unsicheren Schrittes trat der Wärter in den engen, ziegelgeflasterten Hausflur. Müde und langsam erklomm er die knarrende Holzstiege.

„Pfui, pfui, pfui!" hob es wieder an; dabei hörte man, wie jemand dreimal hintereinander mit allen Zeichen der Wut und Verachtung ausspie. „Du erbärmlicher, niederträchtiger, hinterlistiger, hämischer, feiger, gemeiner Lümmel!" Die Worte folgten einander in steigender Betonung, und die Stimme, welche sie herausstieß, schnappte zuweilen über vor Anstrengung. „Meinen Buben willst du schlagen, was? Du elende Göhre unterstehst dich, das arme, hilflose Kind aufs Maul zu schlagen? — wie? — he, wie? — Ich will mich nur nicht dreckig machen an dir, sonst — . . ."

In diesem Augenblick öffnete Thiel die Tür des Wohnzimmers, weshalb der erschrockenen Frau das Ende des begonnenen Satzes in der Kehle stecken blieb. Sie war kreidebleich vor Zorn; ihre Lippen zuckten bösartig; sie hatte die Rechte erhoben, senkte sie und griff nach dem Milchtopf, aus dem sie ein Kinderfläschchen voll zu füllen versuchte. Sie ließ jedoch diese Arbeit, da der größte Teil der Milch über den Flaschenhals auf den Tisch rann, halb verrichtet, griff vollkommen fassungslos vor Erregung bald nach diesem, bald nach jenem Gegenstand, ohne ihn länger als einige Augenblicke festhalten zu können, und ermannte sich endlich soweit, ihren Mann heftig anzulassen: was es denn heißen solle, daß er um diese ungewöhnliche Zeit nach Hause käme, er würde sie doch nicht etwa gar belauschen wollen; „das wäre noch das Letzte," meinte sie, und gleich darauf: sie habe ein reines Gewissen und brauche vor niemand die Augen niederzuschlagen.

Thiel hörte kaum, was sie sagte. Seine Blicke streiften flüchtig das heulende Tobiäschen. Einen Augenblick schien es, als müsse er gewaltsam etwas Furchtbares zurückhalten, was in ihm aufstieg; dann legte sich über die gespannten Mienen plötzlich das alte Phlegma, von einem verstohl'nen begehrlichen Aufblitzen der Augen seltsam belebt. Sekundenlang spielte sein Blick über den starken Gliedmaßen seines Weibes, das, mit abgewandtem Gesicht herumhantierend, noch immer nach Fassung suchte. Ihre vollen, halbnackten Brüste blähten sich vor Erregung und drohten das Mieder zu sprengen, und ihre aufgerafften Röcke ließen die breiten Hüften noch breiter erscheinen. Eine Kraft schien von dem Weibe auszugehen, unbezwingbar, unentrinnbar, der Thiel sich nicht gewachsen fühlte.

Leicht gleich einem feinen Spinngewebe und doch fest wie ein Netz von Eisen legte es sich um ihn, fesselnd, überwindend, erschlaffend. Er hätte in diesem Zustand überhaupt kein Wort an sie zu richten vermocht, am allerwenigsten ein

hartes, und so mußte Tobias, der in Tränen gebadet und verängstet in einer Ecke hockte, sehen, wie der Vater, ohne sich auch nur weiter nach ihm umzuschauen, das vergess'ne Brot von der Ofenbank nahm, es der Mutter als einzige Erklärung hinhielt und mit einem kurzen, zerstreuten Kopfnicken sogleich wieder verschwand.

3.

Obgleich Thiel den Weg in seine Waldeinsamkeit mit möglichster Eile zurücklegte, kam er doch erst fünfzehn Minuten nach der ordnungsmäßigen Zeit an den Ort seiner Bestimmung.

Der Hilfswärter, ein infolge des bei seinem Dienst unumgänglichen, schnellen Temperaturwechsels schwindsüchtig gewordener Mensch, der mit ihm im Dienst abwechselte, stand schon fertig zum Aufbruch auf der kleinen, sandigen Plattform des Häuschens, dessen große Nummer schwarz auf weiß weithin durch die Stämme leuchtete.

Die beiden Männer reichten sich die Hände, machten sich einige kurze Mitteilungen und trennten sich. Der eine verschwand im Innern der Bude, der andere ging quer über die Strecke, die Fortsetzung jener Straße benutzend, welche Thiel gekommen war. Man hörte sein krampfhaftes Husten erst näher, dann ferner durch die Stämme, und mit ihm verstummte der einzige menschliche Laut in dieser Einöde. Thiel begann wie immer so auch heute damit, das enge, viereckige Steingebauer der Wärterbude auf seine Art für die Nacht herzurichten. Er tat es mechanisch, während sein Geist mit dem Eindruck der letzten Stunden beschäftigt war. Er legte sein Abendbrot auf den schmalen, braungestrichenen Tisch an einem der beiden schlitzartigen Seitenfenster, von denen aus man die Strecke bequem übersehen konnte. Hierauf entzündete er in dem kleinen, rostigen Öfchen ein Feuer und stellte einen Topf kalten Wassers darauf. Nachdem er schließ-

lich noch in die Gerätschaften, Schaufel, Spaten, Schraubstock usw. einige Ordnung gebracht hatte, begab er sich ans Putzen seiner Laterne, die er zugleich mit frischem Petroleum versorgte.

Als dies geschehen war, meldete die Glocke mit drei schrillen Schlägen, die sich wiederholten, daß ein Zug in der Richtung von Breslau her aus der nächstliegenden Station abgelassen sei. Ohne die mindeste Hast zu zeigen, blieb Thiel noch eine gute Weile im Innern der Bude, trat endlich, Fahne und Patronentasche in der Hand, langsam ins Freie und bewegte sich trägen und schlürfenden Ganges über den schmalen Sandpfad, dem etwa zwanzig Schritt entfernten Bahnübergang zu. Seine Barrieren schloß und öffnete Thiel vor und nach jedem Zuge gewissenhaft, obgleich der Weg nur selten von jemand passiert wurde.

Er hatte seine Arbeit beendet und lehnte jetzt wartend an der schwarzweißen Sperrstange.

Die Strecke schnitt rechts und links gradlinig in den unabsehbaren, grünen Forst hinein; zu ihren beiden Seiten stauten die Nadelmassen gleichsam zurück, zwischen sich eine Gasse freilassend, die der rötlich braune, kiesbestreute Bahndamm ausfüllte. Die schwarzen, parallellaufenden Geleise darauf glichen in ihrer Gesamtheit einer ungeheuren, eisernen Netzmasche, deren schmale Strähne sich im äußersten Süden und Norden in einem Punkte des Horizontes zusammenzogen.

Der Wind hatte sich erhoben und trieb leise Wellen den Waldrand hinunter und in die Ferne hinein. Aus den Telegraphenstangen, die die Strecke begleiteten, tönten summende Akkorde. Auf den Drähten, die sich wie das Gewebe einer Riesenspinne von Stange zu Stange fortrankten, klebten in dichten Reihen Scharen zwitschernder Vögel. Ein Specht flog lachend über Thiels Kopf weg, ohne daß er eines Blickes gewürdigt wurde.

Die Sonne, welche soeben unter dem Rande mächtiger

Wolken herabhing, um in das schwarzgrüne Wipfelmeer zu versinken, goß Ströme von Purpur über den Forst. Die Säulenarkaden der Kiefernstämme jenseits des Dammes entzündeten sich gleichsam von innen heraus und glühten wie Eisen.

Auch die Geleise begannen zu glühen, feurigen Schlangen gleich, aber sie erloschen zuerst. Und nun stieg die Glut langsam vom Erdboden in die Höhe, erst die Schäfte der Kiefern, weiter den größten Teil ihrer Kronen in kaltem Verwesungslichte zurücklassend, zuletzt nur noch den äußersten Rand der Wipfel mit einem rötlichen Schimmer streifend. Lautlos und feierlich vollzog sich das erhabene Schauspiel. Der Wärter stand noch immer regungslos an der Barriere. Endlich trat er einen Schritt vor. Ein dunkler Punkt am Horizonte, da wo die Geleise sich trafen, vergrößerte sich. Von Sekunde zu Sekunde wachsend, schien er doch auf einer Stelle zu stehen. Plötzlich bekam er Bewegung und näherte sich. Durch die Geleise ging ein Vibrieren und Summen, ein rhythmisches Geklirr, ein dumpfes Getöse, das, lauter und lauter werdend, zuletzt den Hufschlägen eines heranbrausenden Reitergeschwaders nicht unähnlich war.

Ein Keuchen und Brausen schwoll stoßweise fernher durch die Luft. Dann plötzlich zerriß die Stille. Ein rasendes Tosen und Toben erfüllte den Raum, die Geleise bogen sich, die Erde zitterte — ein starker Luftdruck — eine Wolke von Staub, Dampf und Qualm, und das schwarze, schnaubende Ungetüm war vorüber. So wie sie anwuchsen, starben nach und nach die Geräusche. Der Dunst verzog sich. Zum Punkte eingeschrumpft, schwand der Zug in der Ferne, und das alte heil'ge Schweigen schlug über dem Waldwinkel zusammen.

„Minna," flüsterte der Wärter wie aus einem Traum erwacht und ging nach seiner Bude zurück. Nachdem er sich einen dünnen Kaffee aufgebrüht, ließ er sich nieder und

starrte, von Zeit zu Zeit einen Schluck zu sich nehmend, auf ein schmutziges Stück Zeitungspapier, das er irgendwo an der Strecke aufgelesen.

Nach und nach überkam ihn eine seltsame Unruhe. Er schob es auf die Backofenglut, welche das Stübchen erfüllte, und riß Rock und Weste auf, um sich zu erleichtern. Wie das nichts half, erhob er sich, nahm einen Spaten aus der Ecke und begab sich auf das geschenkte Äckerchen.

Es war ein schmaler Streifen Sandes, von Unkraut dicht überwuchert. Wie schneeweißer Schaum lag die junge Blütenpracht auf den Zweigen der beiden Zwergobstbäumchen, welche darauf standen.

Thiel wurde ruhig, und ein stilles Wohlgefallen beschlich ihn.

Nun also an die Arbeit.

Der Spaten schnitt knirschend in das Erdreich; die nassen Schollen fielen dumpf zurück und bröckelten auseinander.

Eine Zeitlang grub er ohne Unterbrechung. Dann hielt er plötzlich inne und sagte laut und vernehmlich vor sich hin, indem er dazu bedenklich den Kopf hin und her wiegte: „nein, nein, das geht ja nicht", und wieder: „nein, nein, das geht ja gar nicht."

Es war ihm plötzlich eingefallen, daß ja nun Lene des öftern herauskommen würde, um den Acker zu bestellen, wodurch dann die hergebrachte Lebensweise in bedenkliche Schwankungen geraten mußte. Und jäh verwandelte sich seine Freude über den Besitz des Ackers in Widerwillen. Hastig, wie wenn er etwas Unrechtes zu tun im Begriff gestanden hätte, riß er den Spaten aus der Erde und trug ihn nach der Bude zurück. Hier versank er abermals in dumpfe Grübelei. Er wußte kaum, warum, aber die Aussicht, Lene ganze Tage lang bei sich im Dienst zu haben, wurde ihm, so sehr er auch versuchte, sich damit zu versöhnen, immer unerträglicher. Es kam ihm vor, als habe er etwas ihm Wertes zu verteidigen, als versuchte jemand, sein Hei-

ligstes anzutasten, und unwillkürlich spannten sich seine Muskeln in gelindem Krampfe, während ein kurzes, herausforderndes Lachen seinen Lippen entfuhr. Vom Widerhall dieses Lachens erschreckt, blickte er auf und verlor dabei den Faden seiner Betrachtungen. Als er ihn wiedergefunden, wühlte er sich gleichsam in den alten Gegenstand.

Und plötzlich zerriß etwas wie ein dichter, schwarzer Vorhang in zwei Stücke, und seine umnebelten Augen gewannen einen klaren Ausblick. Es war ihm auf einmal zumute, als erwache er aus einem zweijährigen, totenähnlichen Schlaf und betrachte nun mit ungläubigem Kopfschütteln all das Haarsträubende, welches er in diesem Zustand begangen haben sollte. Die Leidensgeschichte seines Ältesten, welche die Eindrücke der letzten Stunden nur noch hatten besiegeln können, trat deutlich vor seine Seele. Mitleid und Reue ergriff ihn, sowie auch eine tiefe Scham darüber, daß er diese ganze Zeit in schmachvoller Duldung hingelebt hatte, ohne sich des lieben, hilflosen Geschöpfes anzunehmen, ja, ohne nur die Kraft zu finden, sich einzugestehen, wie sehr dieses litt.

Über den selbstquälerischen Vorstellungen all seiner Unterlassungssünden überkam ihn eine schwere Müdigkeit, und so entschlief er mit gekrümmtem Rücken, die Stirn auf die Hand, diese auf den Tisch gelegt.

Eine Zeitlang hatte er so gelegen, als er mit erstickter Stimme mehrmals den Namen „Minna" rief.

Ein Brausen und Sausen füllte sein Ohr, wie von unermeßlichen Wassermassen; es wurde dunkel um ihn, er riß die Augen auf und erwachte. Seine Glieder flogen, der Angstschweiß drang ihm aus allen Poren, sein Puls ging unregelmäßig, sein Gesicht war naß von Tränen.

Es war stockdunkel. Er wollte einen Blick nach der Tür werfen, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte. Taumelnd erhob er sich, noch immer währte seine Herzensangst. Der Wald draußen rauschte wie Meeresbrandung, der Wind

warf Hagel und Regen gegen die Fenster des Häuschens. Thiel tastete ratlos mit den Händen umher. Einen Augenblick kam er sich vor wie ein Ertrinkender — da plötzlich flammte es bläulich blendend auf, wie wenn Tropfen überirdischen Lichtes in die dunkle Erdatmosphäre herabsänken, um sogleich von ihr erstickt zu werden.

Der Augenblick genügte, um den Wärter zu sich selbst zu bringen. Er griff nach seiner Laterne, die er glücklich zu fassen bekam, und in diesem Augenblick erwachte der Donner am fernsten Saume des märkischen Nachthimmels. Erst dumpf und verhalten grollend, wälzte er sich näher in kurzen, brandenden Erzwellen, bis er, zu Riesenstößen anwachsend, sich endlich, die ganze Atmosphäre überflutend, dröhnend, schütternd und brausend entlud.

Die Scheiben klirrten, die Erde erbebte.

Thiel hatte Licht gemacht. Sein erster Blick, nachdem er die Fassung wieder gewonnen, galt der Uhr. Es lagen kaum fünf Minuten zwischen jetzt und der Ankunft des Schnellzuges. Da er glaubte, das Signal überhört zu haben, begab er sich, so schnell als Sturm und Dunkelheit erlaubten, nach der Barriere. Als er noch damit beschäftigt war, diese zu schließen, erklang die Signalglocke. Der Wind zerriß ihre Töne und warf sie nach allen Richtungen auseinander. Die Kiefern bogen sich und rieben unheimlich knarrend und quietschend ihre Zweige aneinander. Einen Augenblick wurde der Mond sichtbar, wie er gleich einer blaßgoldenen Schale zwischen den Wolken lag. In seinem Lichte sah man das Wühlen des Windes in den schwarzen Kronen der Kiefern. Die Blattgehänge der Birken am Bahndamm wehten und flatterten wie gespenstige Roßschweife. Darunter lagen die Linien der Geleise, welche, vor Nässe glänzend, das blasse Mondlicht in einzelnen Flecken aufsogen.

Thiel riß die Mütze vom Kopfe. Der Regen tat ihm wohl und lief vermischt mit Tränen über sein Gesicht. Es gärte in seinem Hirn; unklare Erinnerungen an das, was er im

Traum gesehen, verjagten einander. Es war ihm gewesen, als würde Tobias von jemand mißhandelt und zwar auf eine so entsetzliche Weise, daß ihm noch jetzt bei dem Gedanken daran das Herz stille stand. Einer anderen Erscheinung erinnerte er sich deutlicher. Er hatte seine verstorbene Frau gesehen. Sie war irgendwoher aus der Ferne gekommen, auf einem der Bahngeleise. Sie hatte recht kränklich ausgesehen, und statt der Kleider hatte sie Lumpen getragen. Sie war an Thiels Häuschen vorübergekommen, ohne sich darnach umzuschauen, und schließlich — hier wurde die Erinnerung undeutlich — war sie aus irgend welchem Grunde nur mit großer Mühe vorwärts gekommen und sogar mehrmals zusammengebrochen.

Thiel dachte weiter nach, und nun wußte er, daß sie sich auf der Flucht befunden hatte. Es lag außer allem Zweifel, denn weshalb hätte sie sonst diese Blicke voll Herzensangst nach rückwärts gesandt und sich weiter geschleppt, obgleich ihr die Füße den Dienst versagten. O diese entsetzlichen Blicke!

Aber es war etwas, das sie mit sich trug, in Tücher gewickelt, etwas Schlaffes, Blutiges, Bleiches, und die Art, mit der sie darauf niederblickte, erinnerte ihn an Szenen der Vergangenheit.

Er dachte an eine sterbende Frau, die ihr kaum geborenes Kind, das sie zurücklassen mußte, unverwandt anblickte, mit einem Ausdruck, den Thiel ebenso wenig vergessen konnte, als daß er einen Vater und eine Mutter habe.

Wo war sie hingekommen? Er wußte es nicht. Das aber trat ihm klar vor die Seele: sie hatte sich von ihm losgesagt, ihn nicht beachtet, sie hatte sich fortgeschleppt immer weiter und weiter durch die stürmische, dunkle Nacht. Er hatte sie gerufen: „Minna, Minna," und davon war er erwacht.

Zwei rote, runde Lichter durchdrangen wie die Glotzaugen eines riesigen Ungetüms die Dunkelheit. Ein blutiger Schein ging vor ihnen her, der die Regentropfen in seinem Bereich in Blutstropfen verwandelte. Es war, als fiele ein Blutregen vom Himmel.

Thiel fühlte ein Grauen, und je näher der Zug kam, eine um so größere Angst; Traum und Wirklichkeit verschmolzen ihm in eins. Noch immer sah er das wandernde Weib auf den Schienen, und seine Hand irrte nach der Patronentasche, als habe er die Absicht, den rasenden Zug zum Stehen zu bringen. Zum Glück war es zu spät, denn schon flirrte es vor Thiels Augen von Lichtern, und der Zug raste vorüber.

Den übrigen Teil der Nacht fand Thiel wenig Ruhe mehr in seinem Dienst. Es drängte ihn, daheim zu sein. Er sehnte sich, Tobiäschen wiederzusehen. Es war ihm zumute, als sei er durch Jahre von ihm getrennt gewesen. Zuletzt war er in steigender Bekümmernis um das Befinden des Jungen mehrmals versucht, den Dienst zu verlassen.

Um die Zeit hinzubringen, beschloß Thiel, sobald es dämmerte, seine Strecke zu revidieren. In der Linken einen Stock, in der Rechten einen langen, eisernen Schraubschlüssel, schritt er denn auch alsbald auf dem Rücken einer Bahnschiene in das schmutzig graue Zwielicht hinein.

Hin und wieder zog er mit dem Schraubschlüssel einen Bolzen fest oder schlug an eine der runden Eisenstangen, welche die Geleise untereinander verbanden.

Regen und Wind hatten nachgelassen, und zwischen zerschlissenen Wolkenschichten wurden hie und da Stücke eines blaßblauen Himmels sichtbar.

Das eintönige Klappen der Sohlen auf dem harten Metall, verbunden mit dem schläfrigen Geräusch der tropfenschüttelnden Bäume, beruhigte Thiel nach und nach.

Um sechs Uhr früh wurde er abgelöst und trat ohne Verzug den Heimweg an.

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen.

Die Wolken hatten sich zerteilt und waren mittlerweile hinter den Umkreis des Horizontes hinabgesunken. Die Sonne goß, im Aufgehen gleich einem ungeheuren, blutroten Edelstein funkelnd, wahre Lichtmassen über den Forst.

In scharfen Linien schossen die Strahlenbündel durch das

Gewirr der Stämme, hier eine Insel zarter Farrenkräuter, deren Wedel feingeklöppelten Spitzen glichen, mit Glut behauchend, dort die silbergrauen Flechten des Waldgrundes zu roten Korallen umwandelnd.

Von Wipfeln, Stämmen und Gräsern floß der Feuertau. Eine Sintflut von Licht schien über die Erde ausgegossen. Es lag eine Frische in der Luft, die bis ins Herz drang, und auch hinter Thiels Stirn mußten die Bilder der Nacht allmählich verblassen.

Mit dem Augenblick jedoch, wo er in die Stube trat und Tobiäschen rotwangiger als je im sonnenbeschienenen Bette liegen sah, waren sie ganz verschwunden.

Wohl wahr! Im Verlauf des Tages glaubte Lene mehrmals etwas Befremdliches an ihm wahrzunehmen; so im Kirchstuhl, als er, statt ins Buch zu schauen, sie selbst von der Seite betrachtete, und dann auch um die Mittagszeit, als er, ohne ein Wort zu sagen, das Kleine, welches Tobias wie gewöhnlich auf die Straße tragen sollte, aus dessen Arm nahm und ihr auf den Schoß setzte. Sonst aber hatte er nicht das geringste Auffällige an sich.

Thiel, der den Tag über nicht dazu gekommen war, sich niederzulegen, kroch, da er die folgende Woche Tagdienst hatte, bereits gegen neun Uhr abends ins Bett. Gerade als er im Begriff war einzuschlafen, eröffnete ihm die Frau, daß sie am folgenden Morgen mit nach dem Walde gehen werde, um das Land umzugraben und Kartoffeln zu stecken.

Thiel zuckte zusammen; er war ganz wach geworden, hielt jedoch die Augen fest geschlossen.

Es sei die höchste Zeit, meinte Lene, wenn aus den Kartoffeln noch etwas werden sollte, und fügte bei, daß sie die Kinder werde mitnehmen müssen, da vermutlich der ganze Tag draufgehen würde. Der Wärter brummte einige unverständliche Worte, die Lene weiter nicht beachtete. Sie hatte ihm den Rücken gewandt und war beim Scheine eines

Talglichtes damit beschäftigt, das Mieder aufzunesteln und die Röcke herabzulassen.

Plötzlich fuhr sie herum, ohne selbst zu wissen, aus welchem Grunde, und blickte in das von Leidenschaften verzerrte, erdfarbene Gesicht ihres Mannes, der sie, halbaufgerichtet, die Hände auf der Bettkante, mit brennenden Augen anstarrte.

„Thiel!" — schrie die Frau halb zornig, halb erschreckt, und wie ein Nachtwandler, den man bei Namen ruft, erwachte er aus seiner Betäubung, stotterte einige verwirrte Worte, warf sich in die Kissen zurück und zog das Deckbett über die Ohren.

Lene war die erste, welche sich am folgenden Morgen vom Bett erhob. Ohne dabei Lärm zu machen, bereitete sie alles Nötige für den Ausflug vor. Der Kleinste wurde in den Kinderwagen gelegt, darauf Tobias geweckt und angezogen. Als er erfuhr, wohin es gehen sollte, mußte er lächeln. Nachdem alles bereit war und auch der Kaffee fertig auf dem Tisch stand, erwachte Thiel. Mißbehagen war sein erstes Gefühl beim Anblick all der getroffenen Vorbereitungen. Er hätte wohl gern ein Wort dagegen gesagt, aber er wußte nicht, womit beginnen. Und welche für Lene stichhaltigen Gründe hätte er auch angeben sollen?

Allmählich begann dann das mehr und mehr strahlende Gesichtchen seinen Einfluß auf Thiel zu üben, so daß er schließlich schon um der Freude willen, welche dem Jungen der Ausflug bereitete, nicht daran denken konnte, Widerspruch zu erheben. Nichtsdestoweniger blieb Thiel während der Wanderung durch den Wald nicht frei von Unruhe. Er stieß das Kinderwägelchen mühsam durch den tiefen Sand und hatte allerhand Blumen darauf liegen, die Tobias gesammelt hatte.

Der Junge war ausnehmend lustig. Er hüpfte in seinem braunen Plüschmützchen zwischen den Farrenkräutern umher und suchte auf eine freilich etwas unbeholfene Art die

glasflügligen Libellen zu fangen, die darüber hingaukelten. Sobald man angelangt war, nahm Lene den Acker in Augenschein. Sie warf das Säckchen mit Kartoffelstücken, welches sie zur Saat mitgebracht hatte, auf den Grasrand eines kleinen Birkengehölzes, kniete nieder und ließ den etwas dunkel gefärbten Sand durch ihre harten Finger laufen.

Thiel beobachtete sie gespannt: „Nun, wie ist er?"

„Reichlich so gut wie die Spreeecke!" Dem Wärter fiel eine Last von der Seele. Er hatte gefürchtet, sie würde unzufrieden sein, und kratzte beruhigt seine Bartstoppeln.

Nachdem die Frau hastig eine dicke Brotkante verzehrt hatte, warf sie Tuch und Jacke fort und begann zu graben mit der Geschwindigkeit und Ausdauer einer Maschine.

In bestimmten Zwischenräumen richtete sie sich auf und holte in tiefen Zügen Luft, aber es war jeweilig nur ein Augenblick, wenn nicht etwa das Kleine gestillt werden mußte, was mit keuchender, schweißtropfender Brust hastig geschah.

„Ich muß die Strecke belaufen, ich werde Tobias mitnehmen," rief der Wärter nach einer Weile von der Plattform vor der Bude aus zu ihr herüber.

„Ach was — Unsinn!" schrie sie zurück, „wer soll bei dem Kleinen bleiben?" — „Hierher kommst du!" setzte sie noch lauter hinzu, während der Wärter, als ob er sie nicht hören könnte, mit Tobiäschen davonging.

Im ersten Augenblick erwog sie, ob sie nicht nachlaufen solle, und nur der Zeitverlust bestimmte sie, davon abzustehen. Thiel ging mit Tobias die Strecke entlang. Der Kleine war nicht wenig erregt; alles war ihm neu, fremd. Er begriff nicht, was die schmalen, schwarzen, vom Sonnenlicht erwärmten Schienen zu bedeuten hatten. Unaufhörlich tat er allerhand sonderbare Fragen. Vor allem verwunderlich war ihm das Klingen der Telegraphenstangen. Thiel kannte den Ton jeder einzelnen seines Reviers, so daß er mit geschlossenen Augen stets gewußt haben würde, in welchem Teil der Strecke er sich gerade befand.

Oft blieb er, Tobiäschen an der Hand, stehen, um den wunderbaren Lauten zu lauschen, die aus dem Holze wie sonore Choräle aus dem Innern einer Kirche hervorströmten. Die Stange am Südende des Reviers hatte einen besonders vollen und schönen Akkord. Es war ein Gewühl von Tönen in ihrem Innern, die ohne Unterbrechung gleichsam in einem Atem fortklangen, und Tobias lief rings um das verwitterte Holz, um, wie er glaubte, durch eine Öffnung die Urheber des lieblichen Getöns zu entdecken. Der Wärter wurde weihevoll gestimmt, ähnlich wie in der Kirche. Zudem unterschied er mit der Zeit eine Stimme, die ihn an seine verstorbene Frau erinnerte. Er stellte sich vor, es sei ein Chor seliger Geister, in den sie ja auch ihre Stimme mische, und diese Vorstellung erweckte in ihm eine Sehnsucht, eine Rührung bis zu Tränen.

Tobias verlangte nach den Blumen, die seitab standen, und Thiel wie immer gab ihm nach.

Stücke blauen Himmels schienen auf den Boden des Haines herabgesunken, so wunderbar dicht standen kleine, blaue Blüten darauf. Farbigen Wipfeln gleich flatterten und gaukelten die Schmetterlinge lautlos zwischen dem leuchtenden Weiß der Stämme, indes durch die zartgrünen Blätterwolken der Birkenkronen ein sanftes Rieseln ging.

Tobias rupfte Blumen, und der Vater schaute ihm sinnend zu. Zuweilen erhob sich auch der Blick des letzteren und suchte durch die Lücken der Blätter den Himmel, der wie eine riesige, makellos blaue Kristallschale das Goldlicht der Sonne auffing.

„Vater, ist das der liebe Gott?“ fragte der Kleine plötzlich, auf ein braunes Eichhörnchen deutend, das unter kratzenden Geräuschen am Stamme einer alleinstehenden Kiefer hinanhuschte.

„Närrischer Kerl,“ war alles, was Thiel erwidern konnte, während losgerissene Borkenstückchen den Stamm herunter vor seine Füße fielen.

Die Mutter grub noch immer, als Thiel und Tobias zurückkamen. Die Hälfte des Ackers war bereits umgeworfen.

Die Bahnzüge folgten einander in kurzen Zwischenräumen, und Tobias sah sie jedesmal mit offenem Munde vorübertoben.

Die Mutter selbst hatte ihren Spaß an seinen drolligen Grimassen.

Das Mittagessen, bestehend aus Kartoffeln und einem Restchen kalten Schweinebraten, verzehrte man in der Bude. Lene war aufgeräumt, und auch Thiel schien sich in das Unvermeidliche mit gutem Anstand fügen zu wollen. Er unterhielt seine Frau während des Essens mit allerlei Dingen, die in seinen Beruf schlugen. So fragte er sie, ob sie sich denken könne, daß in einer einzigen Bahnschiene sechsundvierzig Schrauben säßen, und anderes mehr.

Am Vormittage war Lene mit Umgraben fertig geworden; am Nachmittag sollten die Kartoffeln gesteckt werden. Sie bestand darauf, daß Tobias jetzt das Kleine warte, und nahm ihn mit sich.

„Paß auf..." rief Thiel ihr nach, von plötzlicher Besorgnis ergriffen, „paß auf, daß er den Geleisen nicht zu nahe kommt."

Ein Achselzucken Lenes war die Antwort.

Der schlesische Schnellzug war gemeldet, und Thiel mußte auf seinen Posten. Kaum stand er dienstfertig an der Barriere, so hörte er ihn auch schon heranbrausen.

Der Zug wurde sichtbar — er kam näher — in unzählbaren, sich überhastenden Stößen fauchte der Dampf aus dem schwarzen Maschinenschlote. Da: ein — zwei — drei milchweiße Dampfstrahlen quollen kerzengerade empor, und gleich darauf brachte die Luft den Pfiff der Maschine getragen. Dreimal hintereinander, kurz, grell, beängstigend. Sie bremsen, dachte Thiel, warum nur? Und wieder gellten

die Notpfiffe schreiend, den Widerhall weckend, diesmal in langer, ununterbrochener Reihe.

Thiel trat vor, um die Strecke überschauen zu können. Mechanisch zog er die rote Fahne aus dem Futteral und hielt sie gerade vor sich hin über die Geleise. — Jesus Christus — war er blind gewesen? „Jesus Christus — o Jesus, Jesus, Jesus Christus! was war das? Dort! — dort zwischen den Schienen... Ha — alt!" schrie der Wärter aus Leibeskräften. Zu spät. Eine dunkle Masse war unter den Zug geraten und wurde zwischen den Rädern wie ein Gummiball hin und her geworfen. Noch einige Augenblicke, und man hörte das Knarren und Quietschen der Bremsen. Der Zug stand.

Die einsame Strecke belebte sich. Zugführer und Schaffner rannten über den Kies nach dem Ende des Zuges. Aus jedem Fenster blickten neugierige Gesichter, und jetzt — die Menge knäulte sich und kam nach vorn.

Thiel keuchte; er mußte sich festhalten, um nicht umzusinken wie ein gefällter Stier. Wahrhaftig, man winkt ihm — „nein!"

Ein Aufschrei zerreißt die Luft von der Unglücksstelle her, ein Geheul folgt, wie aus der Kehle eines Tieres kommend. Wer war das?! Lene?! Es war nicht ihre Stimme, und doch...

Ein Mann kommt in Eile die Strecke herauf.

„Wärter!"

„Was gibt's!"

„Ein Unglück!".... Der Bote schrickt zurück, denn des Wärters Augen spielen seltsam. Die Mütze sitzt schief, die roten Haare scheinen sich aufzubäumen.

„Er lebt noch, vielleicht ist noch Hilfe."

Ein Röcheln ist die einzige Antwort.

„Kommen Sie schnell, schnell!"

Thiel reißt sich auf mit gewaltiger Anstrengung. Seine schlaffen Muskeln spannen sich; er richtet sich hoch auf, sein Gesicht ist blöd und tot.

Er rennt mit dem Boten, er sieht nicht die todbleichen, erschreckten Gesichter der Reisenden in den Zugfenstern. Eine junge Frau schaut heraus, ein Handlungsreisender im Fez, ein junges Paar, anscheinend auf der Hochzeitsreise. Was geht's ihn an? Er hat sich nie um den Inhalt dieser Polterkasten gekümmert; — sein Ohr füllt das Geheul Lenens. Vor seinen Augen schwimmt es durcheinander, gelbe Punkte, Glühwürmchen gleich, unzählig. Er schrickt zurück — er steht. Aus dem Tanze der Glühwürmchen tritt es hervor, blaß, schlaff, blutrünstig. Eine Stirn, braun und blau geschlagen, blaue Lippen, über die schwarzes Blut tröpfelt. Er ist es.

Thiel spricht nicht. Sein Gesicht nimmt eine schmutzige Blässe an. Er lächelt wie abwesend; endlich beugt er sich; er fühlt die schlaffen, toten Gliedmaßen schwer in seinen Armen; die rote Fahne wickelt sich darum.

Er geht.

Wohin?

„Zum Bahnarzt, zum Bahnarzt," tönt es durcheinander.

„Wir nehmen ihn gleich mit," ruft der Packmeister und macht in seinem Wagen aus Dienströcken und Büchern ein Lager zurecht. „Nun also?"

Thiel macht keine Anstalten, den Verunglückten loszulassen. Man drängt in ihn. Vergebens. Der Packmeister läßt eine Bahre aus dem Packwagen reichen und beordert einen Mann, dem Vater beizustehen.

Die Zeit ist kostbar. Die Pfeife des Zugführers trillert. Münzen regnen aus den Fenstern.

Lene gebärdet sich wie wahnsinnig. „Das arme, arme Weib," heißt es in den Coupés, „die arme, arme Mutter."

Der Zugführer trillert abermals — ein Pfiff — die Maschine stößt weiße, zischende Dämpfe aus ihren Zylindern und streckt ihre eisernen Sehnen; einige Sekunden, und der Kurierzug braust mit wehender Rauchfahne in doppelter Geschwindigkeit durch den Forst.

Der Wärter, anderen Sinnes geworden, legt den halbtoten Jungen auf die Bahre. Da liegt er da in seiner verkommenen Körpergestalt, und hin und wieder hebt ein langer, rasselnder Atemzug die knöcherne Brust, welche unter dem zerfetzten Hemd sichtbar wird. Die Ärmchen und Beinchen, nicht nur in den Gelenken gebrochen, nehmen die unnatürlichsten Stellungen ein. Die Ferse des kleinen Fußes ist nach vorn gedreht. Die Arme schlottern über den Rand der Bahre.

Lene wimmert in einem fort; jede Spur ihres einstigen Trotzes ist aus ihrem Wesen gewichen. Sie wiederholt fortwährend eine Geschichte, die sie von jeder Schuld an dem Vorfall reinwaschen soll.

Thiel scheint sie nicht zu beachten; mit entsetzlich bangem Ausdruck haften seine Augen an dem Kinde.

Es ist still ringsum geworden, totenstill; schwarz und heiß ruhen die Geleise auf dem blendenden Kies. Der Mittag hat die Winde erstickt, und regungslos wie aus Stein steht der Forst.

Die Männer beraten sich leise. Man muß, um auf dem schnellsten Wege nach Friedrichshagen zu kommen, nach der Station zurück, die nach der Richtung Breslau liegt, da der nächste Zug, ein beschleunigter Personenzug, auf der Friedrichshagen nähergelegenen nicht anhält.

Thiel scheint zu überlegen, ob er mitgehen solle. Augenblicklich ist niemand da, der den Dienst versteht. Eine stumme Handbewegung bedeutet seiner Frau, die Bahre aufzunehmen; sie wagt nicht, sich zu widersetzen, obgleich sie um den zurückbleibenden Säugling besorgt ist. Sie und der fremde Mann tragen die Bahre. Thiel begleitet den Zug bis an die Grenze seines Reviers, dann bleibt er stehen und schaut ihm lange nach. Plötzlich schlägt er sich mit der flachen Hand vor die Stirn, daß es weithin schallt.

Er meint sich zu erwecken, „denn es wird ein Traum sein, wie der gestern," sagt er sich. — Vergebens. — Mehr

taumelnd als laufend erreichte er sein Häuschen. Drinnen fiel er auf die Erde, das Gesicht voran. Seine Mütze rollte in die Ecke, seine peinlich gepflegte Uhr fiel aus seiner Tasche, die Kapsel sprang, das Glas zerbrach. Es war, als hielte ihn eine eiserne Faust im Nacken gepackt, so fest, daß er sich nicht bewegen konnte, so sehr er auch unter Ächzen und Stöhnen sich frei zu machen suchte. Seine Stirn war kalt, seine Augen trocken, sein Schlund brannte.

Die Signalglocke weckte ihn. Unter dem Eindruck jener sich wiederholenden drei Glockenschläge ließ der Anfall nach. Thiel konnte sich erheben und seinen Dienst tun. Zwar waren seine Füße bleischwer, zwar kreiste um ihn die Strecke wie die Speiche eines ungeheuren Rades, dessen Achse sein Kopf war; aber er gewann doch wenigstens so viel Kraft, sich für einige Zeit aufrecht zu erhalten.

Der Personenzug kam heran. Tobias mußte darin sein. Je näher er rückte, um so mehr verschwammen die Bilder vor Thiels Augen. Am Ende sah er nur noch den zerschlagenen Jungen mit dem blutigen Munde. Dann wurde es Nacht.

Nach einer Weile erwachte er aus einer Ohnmacht. Er fand sich dicht an der Barriere im heißen Sande liegen. Er stand auf, schüttelte die Sandkörner aus seinen Kleidern und spie sie aus seinem Munde. Sein Kopf wurde ein wenig freier, er vermochte ruhiger zu denken.

In der Bude nahm er sogleich seine Uhr vom Boden auf und legte sie auf den Tisch. Sie war trotz des Falles nicht stehen geblieben. Er zählte während zweier Stunden die Sekunden und Minuten, indem er sich vorstellte, was indes mit Tobias geschehen mochte. Jetzt kam Lene mit ihm an; jetzt stand sie vor dem Arzte. Dieser betrachtete und betastete den Jungen und schüttelte den Kopf.

„Schlimm, sehr schlimm — aber vielleicht ... wer weiß?" Er untersuchte genauer. „Nein," sagte er dann, „nein, es ist vorbei."

„Vorbei, vorbei," stöhnte der Wärter, dann aber richtete er sich hoch auf und schrie, die rollenden Augen an die Decke geheftet, die erhobenen Hände unbewußt zur Faust ballend, und mit einer Stimme, als müsse der enge Raum davon zerbersten: „Er muß, muß leben, ich sage dir, er muß, muß leben." Und schon stieß er die Tür des Häuschens von neuem auf, durch die das rote Feuer des Abends hereinbrach, und rannte mehr, als er ging, nach der Barriere zurück. Hier blieb er eine Weile wie betroffen stehen und schritt dann plötzlich, beide Arme ausbreitend, bis in die Mitte des Dammes, als wenn er etwas aufhalten wollte, das aus der Richtung des Personenzuges kam. Dabei machten seine weit offenen Augen den Eindruck der Blindheit.

Während er, rückwärts schreitend, vor etwas zu weichen schien, stieß er in einem fort halbverständliche Worte zwischen den Zähnen hervor: „Du — hörst du — bleib doch — du — hör' doch — bleib — gib ihn wieder — er ist braun und blau geschlagen — ja, ja, — gut — ich will sie wieder braun und blau schlagen — hörst du? bleib doch — gib ihn mir wieder."

Es schien, als ob etwas an ihm vorüber wandle, denn er wandte sich und bewegte sich, wie um es zu verfolgen, nach der anderen Richtung.

„Du, Minna" — seine Stimme wurde weinerlich, wie die eines kleinen Kindes. „Du, Minna, hörst du? — gib ihn wieder — ich will ..." Er tastete in die Luft, wie um jemand festzuhalten. „Weibchen — ja — und da will ich sie ... und da will ich sie auch schlagen — braun und blau — auch schlagen — und da will ich mit dem Beil — siehst du? — Küchenbeil — mit dem Küchenbeil will ich sie schlagen, und da wird sie verrecken."

„Und da ... ja mit dem Beil — Küchenbeil ja — schwarzes Blut!" Schaum stand vor seinem Munde, seine gläsernen Pupillen bewegten sich unaufhörlich.

Ein sanfter Abendhauch strich leis und nachhaltig über den

Forst, und rosaflammiges Wolkengelock hing über dem westlichen Himmel.

Etwa hundert Schritt hatte er so das unsichtbare Etwas verfolgt, als er anscheinend mutlos stehen blieb, und mit entsetzlicher Angst in den Mienen streckte der Mann seine Arme aus, flehend, beschwörend. Er strengte seine Augen an und beschattete sie mit der Hand, wie um noch einmal in weiter Ferne das Wesenlose zu entdecken. Schließlich sank die Hand, und der gespannte Ausdruck seines Gesichts verkehrte sich in stumpfe Ausdruckslosigkeit; er wandte sich und schleppte sich den Weg zurück, den er gekommen.

Die Sonne goß ihre letzte Glut über den Forst, dann erlosch sie. Die Stämme der Kiefern streckten sich wie bleiches, verwestes Gebein zwischen die Wipfel hinein, die wie grauschwarze Moderschichten auf ihnen lasteten. Das Hämmern eines Spechtes durchdrang die Stille. Durch den kalten, stahlblauen Himmelsraum ging ein einziges, verspätetes Rosengewölk. Der Windhauch wurde kellerkalt, so daß es den Wärter fröstelte. Alles war ihm neu, alles fremd. Er wußte nicht, was das war, worauf er ging, oder das, was ihn umgab. Da huschte ein Eichhorn über die Strecke, und Thiel besann sich. Er mußte an den lieben Gott denken, ohne zu wissen, warum. „Der liebe Gott springt über den Weg, der liebe Gott springt über den Weg." Er wiederholte diesen Satz mehrmals, gleichsam um auf etwas zu kommen, das damit zusammenhing. Er unterbrach sich, ein Lichtschein fiel in sein Hirn, „aber mein Gott, das ist ja Wahnsinn." Er vergaß alles und wandte sich gegen diesen neuen Feind. Er suchte Ordnung in seine Gedanken zu bringen, vergebens! Es war ein haltloses Streifen und Schweifen. Er ertappte sich auf den unsinnigsten Vorstellungen und schauderte zusammen im Bewußtsein seiner Machtlosigkeit.

Aus dem nahen Birkenwäldchen kam Kindergeschrei. Es war das Signal zur Raserei. Fast gegen seinen Willen mußte er darauf zueilen und fand das Kleine, um welches

sich niemand mehr gekümmert hatte, weinend und strampelnd ohne Bettchen im Wagen liegen. Was wollte er tun? Was trieb ihn hierher? Ein wirbelnder Strom von Gefühlen und Gedanken verschlang diese Fragen.

„Der liebe Gott springt über den Weg," jetzt wußte er, was das bedeuten wollte. „Tobias" — sie hatte ihn gemordet — Lene — ihr war er anvertraut — „Stiefmutter, Rabenmutter," knirschte er, „und ihr Balg lebt." Ein roter Nebel umwölkte seine Sinne, zwei Kinderaugen durchdrangen ihn; er fühlte etwas Weiches, Fleischiges zwischen seinen Fingern. Gurgelnde und pfeifende Laute, untermischt mit heiserem Ausrufen, von denen er nicht wußte, wer sie ausstieß, trafen sein Ohr.

Da fiel etwas in sein Hirn wie Tropfen heißen Siegellacks, und es hob sich wie eine Starre von seinem Geist. Zum Bewußtsein kommend, hörte er den Nachhall der Meldeglocke durch die Luft zittern.

Mit eins begriff er, was er hatte tun wollen: seine Hand löste sich von der Kehle des Kindes, welches sich unter seinem Griffe wand. — Es rang nach Luft, dann begann es zu husten und zu schreien.

„Es lebt! Gott sei Dank, es lebt!" Er ließ es liegen und eilte nach dem Übergange. Dunkler Qualm wälzte sich fernher über die Strecke, und der Wind drückte ihn zu Boden. Hinter sich vernahm er das Keuchen einer Maschine, welches wie das stoßweise gequälte Atmen eines kranken Riesen klang.

Ein kaltes Zwielicht lag über der Gegend.

Nach einer Weile, als die Rauchwolken auseinandergingen, erkannte Thiel den Kieszug, der mit geleerten Loren zurückging und die Arbeiter mit sich führte, welche tagsüber auf der Strecke gearbeitet hatten.

Der Zug hatte eine reichbemessene Fahrzeit und durfte überall anhalten, um die hie und da noch beschäftigten Arbeiter aufzunehmen, andere hingegen abzusetzen. Ein gutes

Stück vor Thiels Bude begann man zu bremsen. Ein lautes Quietschen, Schnarren, Rasseln und Klirren durchdrang weithin die Abendstille, bis der Zug unter einem einzigen, schrillen, langgedehnten Ton stillstand.

Etwa fünfzig Arbeiter und Arbeiterinnen waren in den Loren verteilt. Fast alle standen aufrecht, einige unter den Männern mit entblößtem Kopfe. In ihrer aller Wesen lag eine rätselhafte Feierlichkeit. Als sie des Wärters ansichtig wurden, erhob sich ein Flüstern unter ihnen. Die Alten zogen die Tabakspfeifen zwischen den gelben Zähnen hervor und hielten sie respektvoll in den Händen. Hie und da wandte sich ein Frauenzimmer, um sich zu schneuzen. Der Zugführer stieg auf die Strecke herunter und trat auf Thiel zu. Die Arbeiter sahen, wie er ihm feierlich die Hand schüttelte, worauf Thiel mit langsamem, fast militärisch steifem Schritt auf den letzten Wagen zuschritt.

Keiner der Arbeiter wagte ihn anzureden, obgleich sie ihn alle kannten.

Aus dem letzten Wagen hob man soeben das kleine Tobiäschen.

Es war tot.

Lene folgte ihm; ihr Gesicht war bläulichweiß, braune Kreise lagen um ihre Augen.

Thiel würdigte sie keines Blickes; sie aber erschrak beim Anblick ihres Mannes. Seine Wangen waren hohl, Wimpern und Barthaare verklebt, der Scheitel, so schien es ihr, ergrauter als bisher. Die Spuren vertrockneter Tränen überall auf dem Gesicht; dazu ein unstetes Licht in seinen Augen, davor sie ein Grauen ankam.

Auch die Tragbahre hatte man wieder mitgebracht, um die Leiche transportieren zu können.

Eine Weile herrschte unheimliche Stille. Eine tiefe, entsetzliche Versonnenheit hatte sich Thiels bemächtigt. Es wurde dunkler. Ein Rudel Rehe setzte seitab auf den Bahndamm. Der Bock blieb stehen mitten zwischen den Geleisen.

Er wandte seinen gelenken Hals neugierig herum, da pfiff die Maschine, und blitzartig verschwand er samt seiner Herde.

In dem Augenblick, als der Zug sich in Bewegung setzen wollte, brach Thiel zusammen.

Der Zug hielt abermals, und es entspann sich eine Beratung über das, was nun zu tun sei. Man entschied sich dafür, die Leiche des Kindes einstweilen im Wärterhaus unterzubringen und statt ihrer den durch kein Mittel wieder ins Bewußtsein zu rufenden Wärter mittels der Bahre nach Hause zu bringen.

Und so geschah es. Zwei Männer trugen die Bahre mit dem Bewußtlosen, gefolgt von Lene, die, fortwährend schluchzend, mit tränenüberströmtem Gesicht den Kinderwagen mit dem Kleinsten durch den Sand stieß.

Wie eine riesige, purpurglühende Kugel lag der Mond zwischen den Kieferschäften am Waldesgrund. Je höher er rückte, um so kleiner schien er zu werden, um so mehr verblaßte er. Endlich hing er, einer Ampel vergleichbar, über dem Forst, durch alle Spalten und Lücken der Kronen einen matten Lichtdunst drängend, welcher die Gesichter der Dahinschreitenden leichenhaft anmalte.

Rüstig, aber vorsichtig schritt man vorwärts, jetzt durch enggedrängtes Jungholz, dann wieder an weiten, hochwaldumstandenen Schonungen entlang, darin sich das bleiche Licht wie in großen, dunklen Becken angesammelt hatte.

Der Bewußtlose röchelte von Zeit zu Zeit oder begann zu phantasieren. Mehrmals ballte er die Fäuste und versuchte mit geschlossenen Augen sich emporzurichten.

Es kostete Mühe, ihn über die Spree zu bringen; man mußte ein zweites Mal übersetzen, um die Frau und das Kind nachzuholen.

Als man die kleine Anhöhe des Ortes emporstieg, begegnete man einigen Einwohnern, welche die Botschaft des geschehenen Unglücks sofort verbreiteten.

Die ganze Kolonie kam auf die Beine.

Angesichts ihrer Bekannten brach Lene in erneutes Klagen aus.

Man beförderte den Kranken mühsam die schmale Stiege hinauf in seine Wohnung und brachte ihn sogleich zu Bett. Die Arbeiter kehrten sogleich um, um Tobiäschens Leiche nachzuholen.

Alte, erfahrene Leute hatten kalte Umschläge angeraten, und Lene befolgte ihre Weisung mit Eifer und Umsicht. Sie legte Handtücher in eiskaltes Brunnenwasser und erneuerte sie, sobald die brennende Stirn des Bewußtlosen sie durchhitzt hatte. Ängstlich beobachtete sie die Atemzüge des Kranken, welche ihr mit jeder Minute regelmäßiger zu werden schienen.

Die Aufregungen des Tages hatten sie doch stark mitgenommen, und sie beschloß, ein wenig zu schlafen, fand jedoch keine Ruhe. Gleichviel ob sie die Augen öffnete oder schloß, unaufhörlich zogen die Ereignisse der Vergangenheit daran vorüber. Das Kleine schlief. Sie hatte sich entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit wenig darum bekümmert. Sie war überhaupt eine andere geworden. Nirgend eine Spur des früheren Trotzes. Ja, dieser kranke Mann mit dem farblosen, schweißglänzenden Gesicht regierte sie im Schlaf.

Eine Wolke verdeckte die Mondkugel, es wurde finster im Zimmer, und Lene hörte nur noch das schwere, aber gleichmäßige Atemholen ihres Mannes. Sie überlegte, ob sie Licht machen sollte. Es wurde ihr unheimlich im Dunkeln. Als sie aufstehen wollte, lag es ihr bleiern in allen Gliedern, die Lider fielen ihr zu, sie entschlief.

Nach Verlauf von einigen Stunden, als die Männer mit der Kindesleiche zurückkehrten, fanden sie die Haustüre weit offen. Verwundert über diesen Umstand stiegen sie die Treppe hinauf, in die obere Wohnung, deren Tür ebenfalls weit geöffnet war.

Man rief mehrmals den Namen der Frau, ohne eine Antwort zu erhalten. Endlich strich man ein Schwefelholz an

der Wand, und der aufzuckende Lichtschein enthüllte eine grauenvolle Verwüstung.

„Mord, Mord!"

Lene lag in ihrem Blut, das Gesicht unkenntlich, mit zerschlagener Hirnschale.

„Er hat seine Frau ermordet, er hat seine Frau ermordet!"

Kopflos lief man umher. Die Nachbarn kamen, einer stieß an die Wiege. „Heiliger Himmel" und er fuhr zurück, bleich, mit entsetzensstarrem Blick. Da lag das Kind mit durchschnittenem Halse.

Der Wärter war verschwunden; die Nachforschungen, welche man noch in derselben Nacht anstellte, blieben erfolglos. Den Morgen darauf fand ihn der diensttuende Wärter zwischen den Bahngeleisen und an der Stelle sitzend, wo Tobiäschen überfahren worden war.

Er hielt das braune Pudelmützchen im Arm und liebkoste es ununterbrochen wie etwas, das Leben hat.

Der Wärter richtete einige Fragen an ihn, bekam jedoch keine Antwort und bemerkte bald, daß er es mit einem Irrsinnigen zu tun habe.

Der Wärter am Block, davon in Kenntnis gesetzt, erbat telegraphische Hilfe.

Nun versuchten mehrere Männer ihn durch gutes Zureden von den Geleisen fortzulocken; jedoch vergebens.

Der Schnellzug, der um diese Zeit passierte, mußte anhalten, und erst der Übermacht seines Personals gelang es, den Kranken, der alsbald furchtbar zu toben begann, mit Gewalt von der Strecke zu entfernen.

Man mußte ihm Hände und Füße binden, und der inzwischen requirierte Gendarm überwachte seinen Transport nach dem Berliner Untersuchungsgefängnisse, von wo aus er jedoch schon am ersten Tage nach der Irrenabteilung der Charité überführt wurde. Noch bei der Einlieferung hielt er das braune Mützchen in Händen und bewachte es mit eifersüchtiger Sorgfalt und Zärtlichkeit.

Der Apostel

Novellistische Studie

V, 4

Spät am Abend war er in Zürich angelangt. Eine Dachkammer in der „Taube", ein wenig Brot und klares Wasser, bevor er sich niederlegte: das genügte ihm.

Er schlief unruhig wenige Stunden. Schon kurz nach vier erhob er sich. Der Kopf schmerzte ihn. Er schob es auf die lange Eisenbahnfahrt vom gestrigen Tage. Um so etwas auszuhalten, mußte man Nerven wie Seile haben. Er haßte diese Bahnen mit ihrem ewigen Gerüttel, Gestampf und Gepolter, mit ihren jagenden Bildern; — er haßte sie und mit ihnen die meisten anderen der sogenannten Errungenschaften dieser sogenannten Kultur.

Durch den Gotthard allein ... es war wirklich eine Tortur, durch den Gotthard zu fahren: dazusitzen, beim Scheine eines zuckenden Lämpchens, mit dem Bewußtsein, diese ungeheure Steinmasse über sich zu haben. Dazu dieses markerschütternde Konzert von Geräuschen im Ohr. Es war eine Tortur, es war zum Verrücktwerden! In einen Zustand war er hineingeraten, in eine Angst, kaum zu glauben. Wenn das nahe Rauschen so zurücksank und dann wieder daherkam, daherfuhr wie die ganze Hölle und so tosend wurde, daß es alles in einem förmlich zerschlug ... nie und nimmer würde er nochmals durch den Gotthard fahren!

Man hatte nur einen Kopf. Wenn der einmal aufgestört war — der Bienenschwarm da drinnen — da mochte der Teufel wieder Ruhe schaffen: alles brach durch seine Grenzen, verlor die natürlichen Dimensionen, dehnte sich hoch auf und hatte einen eigenen Willen.

Die Nacht hatte es ihn noch geplagt, nun sollte es damit ein Ende haben. Der kalte, klare Morgen mußte das Seinige tun. Übrigens würde er von hier ab nach Deutschland hinein zu Fuß reisen.

Er wusch sich und zog die Kleider über. Als er die Sandalen unterband, tauchte ihm flüchtig auf, wie er zu dem Kostüm, das er trug und das ihn von allen übrigen Menschen unterschied, gekommen war: die Gestalt Meister Diefen-

bachs ging vorüber. — Dann war es ein Sprung in frühe Jahre: er sah sich selbst in der sogenannten Normaltracht zur Schule gehen — der Glatzkopf des Vaters blickte hinter dem Ladentische der Apotheke hervor, die Tracht des Sohnes milde bespöttelnd. Die Mutter hatte doch immer gesagt, er sei kein Hypochonder. Der Glatzkopf und das junge Frauengesicht schoben sich nebeneinander. Welch ein ungeheurer Unterschied! Daß er das früher nie bemerkt hatte.

Die Sandalen saßen fest. Er legte den Strick, der die weiße Frieskutte zusammenhielt, um die Hüften und eine Schnur rund um den Kopf.

Auf dem Hausflur der Herberge war ein alter Spiegel angebracht. Einen Augenblick im Vorübergehen hielt er inne, um sich zu mustern. Wirklich! — er sah aus wie ein Apostel. Das heilige Blond der langen Haare, der starke, rote, keilförmige Bart, das kühne, feste und doch so unendlich milde Gesicht, die weiße Mönchskutte, die seine schöne, straffe Gestalt, seinen elastischen, soldatisch geschulten Körper zu voller Geltung brachte.

Mit Wohlgefallen spiegelte er sich. Warum sollte er es auch nicht? Warum sollte er sich selbst nicht bewundern, da er doch nicht aufhörte, die Natur zu bestaunen in allem, was sie hervorbrachte? Er lief ja durch die Welt von Wunder zu Wunder, und Dinge, von anderen nicht beachtet, erzeugten in ihm religiöse Schauer. Übrigens nahm sie sich gut aus — die Neuerung dieses Morgens: man konnte ja denken, diese Schnur um den Kopf habe den Zweck, das Haar zusammenzuhalten. Daß sie einem Heiligenscheine ähnelte, hatte nichts auf sich. Heilige gab es nicht mehr, oder besser: der Heiligenschein kam jedem Naturerzeugnis, auch dem kleinsten Blümchen oder Käferchen zu, und dessen Auge war ein profanes Auge, der nicht über allem solche Heiligenscheine schweben sah.

Auf der Straße war noch niemand: einsamer Sonnenschein lag darauf; hie und da der lange, ein wenig schräge

Schatten eines Hauses. Er bog in ein Seitengäßchen, das bergan stieg, und klomm bald zwischen Wiesen und Obstgärten hin aufwärts.

Bisweilen ein hochgiebliges, altväterisches Häuschen, ein enges, mit Blumen vollgepfropftes Hausgärtchen, dann wieder eine Wiese oder ein Weinberg. Der Ruch des weißen Jasmins, des blauen Flieders und des dunkelbrennenden Goldlacks erfüllte stellenweise die reine und starke Luft, daß er sie wohlig in sich sog wie einen gewürzten Wein.

Er fühlte sich freier nach jedem Schritt.

Wie wenn ein Dorn aus seinem Herzen sich löste, war ihm zu Sinn, als es ihm das Auge so still und unwiderstehlich nach außen zog. Das Dunkel in ihm ward aufgesogen von all dem Licht. Die Köpfchen des gelben Löwenzahns, gleich unzähligen, kleinen Sonnen in das sprießende Grün des Wegrandes gelegt, blendeten ihn fast. Durch den schweren Blütenregen der Obstbäume schossen die Sonnenstrahlen schräg in den wiesigen Grund, ihn mit goldigen Tupfen überdeckend. So honigsüß dufteten die Birken. Und soviel Leben, Behaglichkeit und Fleiß sprach aus dem verlorenen Sumsen früher Bienen.

Sorgfältig vermied er im Aufsteigen, irgend etwas zu beschädigen oder gar zu vernichten, was Leben hatte. Das kleinste Käferchen wurde umgangen, die zudringliche Wespe vorsichtig verscheucht. Er liebte die Mücken und Fliegen brüderlich, und zu töten, — auch nur den allergewöhnlichsten Kohlweißling — schien ihm das schwerste aller Verbrechen.

Blumen, halbwelk, von Kinderhänden ausgerauft, hob er vom Wege auf, um sie irgendwo ins Wasser zu werfen. Er selbst pflückte niemals Veilchen oder Rosen, um sich damit zu schmücken. Er verabscheute Sträuße und Kränze; er wollte alles an seinem Ort.

Ihm war wohl und zufrieden. Nur, daß er sich selbst nicht sehen konnte, bedauerte er. Er selbst mit seinem edlen Gange, einsam in der Frühe auf die Berge steigend: das

hätte ein Motiv abgegeben für einen großen Maler —: und das Bild stand vor seiner Phantasie.

Dann sah er sich um, ob nicht vielleicht irgendeine menschliche Seele bereits wach sei und ihn sehen könne. Niemand war zu erblicken.

Übrigens fing das merkwürdige Schwatzen — im Ohr oder gar im Kopf drinnen, er wußte nicht, wo, — wieder an. Seit einigen Wochen plagte es ihn. Sicherlich waren es Blutstockungen. Man mußte laufen, sich anstrengen, das Blut in schnelleren Umlauf versetzen.

Und er beschleunigte seine Schritte.

Allmählich war er so über die Dächer der Häuser hinausgekommen. Er stand ruhend still und hatte alle Pracht unter sich. Eine Erschütterung überkam ihn. Ein Gefühl tiefer Zerknirschung brannte in ihm angesichts dieser wundervollen Tiefe. — Lange ließ er das verzückte Auge umherschwelgen: — über alles hin, zu der Spitze des jenseitigen Berges, dessen schründige Hänge zartes, wolliges Grün umzog. — Hinunter, wo die veilchenfarbne Fläche des Sees den Talgrund ausfüllte, wo die weichen, grasigen Uferhügel daraus hervorstiegen, grüne Polster, überschüttet, soweit die Sehkraft reichte, mit Blüten und wieder Blüten. Dazwischen Häuschen, Villen und Dörfer, deren Fenster elektrisch aufblitzten, deren rote Dächer und Türme leuchteten.

Nur im Süden, fern, verband ein grauer, silberiger Duft See und Himmel und verdeckte die Landschaft; aber über ihm, fein und weiß leuchtend, auf das blasse Blau der Luft gelegt, schemenhaft tauchten sie auf — einem ungeheuren Silberschatz vergleichbar — in langer sich verlierender Reihe: die Spitzen der Schneeberge.

Dort haftete sein Blick — starr — lange. Als es ihn losließ, blieb nichts Festes mehr in ihm. Alles weich, aufgelöst. Tränen und Schluchzen.

Er ging weiter.

Von oben her, wo die Buchen anfingen, traf das Geschrei

des Kuckucks sein Ohr: jene zwei Noten, die sich wiederholen, aussetzen, um dann wieder und wieder zu beginnen. Er ging weiter, nunmehr für sich und grüblerisch.

Mysteriöse Rührungen waren ihm angesichts der Natur nichts Ungewöhnliches; so stark und jäh wie diesmal indes hatten sie ihn noch niemals befallen. — Es war eben sein Naturgefühl, das stärker und tiefer wurde. Nichts war begreiflicher, und es tat nicht not, sich darüber hypochondrische Gedanken zu machen. Übrigens fing es an, sich in ihm zu verdichten, zu gestalten, zu erbauen. Kaum daß Minuten vergingen, und alles in ihm war gebunden und fest.

Er stand still, wieder schauend. Nun war es die Stadt unten, die ihn anzog und abstieß. Wie ein grauer, widerlicher Schorf erschien sie ihm, wie ein Grind, der weiter fressen würde, in dies Paradies hineingeimpft: Steinhaufen an Steinhaufen, spärliches Grün dazwischen. Er begriff, daß der Mensch das allergefährlichste Ungeziefer sei. Jawohl, das stand außer Zweifel: Städte waren nicht besser als Beulen, Auswüchse der Kultur. Ihr Anblick verursachte ihm Ekel und Weh.

Zwischen den Buchen angelangt, ließ er sich nieder. Lang ausgestreckt, den Kopf dicht an der Erde, Humus- und Grasgeruch einziehend, die transparenten, grünen Halme dicht vor den Augen, lag er da. Ein Behagen erfüllte ihn so, eine schwellende Liebe, eine taumelnde Glückseligkeit. Wie Silbersäulen die Buchenstämme. Der wogende und rauschende, sonnengolddurchschlagene, grüne Baldachin darüber, der Gesang, die Freude, der eifrige und lachende Jubel der Vögel. Er schloß die Augen, er gab sich ganz hin.

Dabei stieg ihm der Traum der Nacht auf: eine fremde Stimmung zuerst, ein Herzklopfen, eine Gehobenheit, die eine Vorstellung mitbrachte, über deren Ursprung er grübeln mußte. Endlich kam die Erinnerung —: zwischen Tag und Abend. Eine endlose, staubige, italienische Landstraße, noch erhitzt, flimmernde Wärme ausströmend. Landleute kommen

vom Felde, braun, bunt, zerlumpt. Männer, Weiber und Kinder mit schwarzen, stechenden und glaubenskranken Augen. Ärmliche Hütten schräg drüben. Über sie her einfältiges, katholisches Aveglocken-Gebimmel. Er selbst bestaubt, müde, hungernd, dürstend. Er schreitet langsam, die Leute knien am Wegrand, sie falten die Hände, sie beten ihn an. Ihm ist weich, ihm ist groß.

Er lag und hing an dem Bilde. Fieber, Wollust, göttliche Hoheitsschauer wühlten in ihm. Er erhob sich Gott gleich.

Nun war er bestürzt, als er die Augen auftat. Wie eine Säule aus Wasser brach es zusammen und verrann.

Sich selbst fragend und zur Rede stellend, drang er ins Waldinnere. Er machte sich Vorwürfe über sein verzücktes Träumen; es kam wider seinen Willen und Entschluß. Die Wucht seiner Gefühle machte ihm bange, dennoch aber: es konnte sein, daß seine nagende Angst ohne Grund war. Übrigens wuchs die Angst, obgleich es ihm jetzt gerade ganz klar wurde, daß sie grundlos war.

Sie hatten ihn wirklich verehrt, die Italiener, deren Dörfer er zu Fuß durchzogen hatte. Sie waren gekommen, um ihre Kinder von ihm segnen zu lassen. Warum sollte er nicht segnen, wenn andere Priester segnen durften? Er hatte etwas — er hatte mehr mitzuteilen als sie. Es gab ein Wort, ein einziges, wundervolles Wortjuwel: Friede! Darin lag es, was er brachte, darin lag alles verschlossen — alles — alles.

Blutgeruch lag über der Welt. Das fließende Blut war das Zeichen des Kampfes. Diesen Kampf hörte er toben, unaufhörlich, im Wachen und Schlafen. Es waren Brüder und Brüder, Schwestern und Schwestern, die sich erschlugen. Er liebte sie alle, er sah ihr Wüten und rang die Hände in Schmerz und Verzweiflung.

Mit der Stimme des Donners reden zu können, wünschte er glühend. Angesichts der tosenden Schlacht, auf einem

Felsblock, allen sichtbar, stehend, mußte man rufen und winken. Zu warnen vor dem Bruder- und Schwestermord, hinzuweisen auf den Weg zum Frieden war eine Forderung des Gewissens.

Er kannte diesen Weg. Man betrat ihn durch ein Tor mit der Aufschrift: Natur.

Mut und Eifer hatte die Angst seiner Seele allmählich wieder verdrängt. Er ging, nicht wissend, wohin, predigend im Geiste und bei sich selbst zu allem Volke redend: ihr seid Fresser und Weinsäufer. Auf euren Tafeln prangen kannibalisch Tierkadaver. Laßt ab vom Schlemmen! Laßt ab vom ruchlosen Morde der Kreaturen! Früchte des Feldes seien eure Nahrung! Eure seidnen Betten, eure Polster, eure kostbaren Möbel und Kleider, tragt alles zusammen, werft die Fackeln hinein, daß die Flamme himmelan schlage und es verzehre! Habt ihr das getan, dann kommt — kommt alle, die ihr mühselig und beladen seid und folgt mir nach! In ein Land will ich euch führen, wo Tiger und Büffel nebeneinander weiden, wo die Schlangen ohne Gift und die Bienen ohne Stachel sind. Dort wird der Haß in euch sterben und die ewige Liebe lebendig werden.

Ihm schwoll das Herz. Wie ein reißender Strom stürzte der Schwall strafender, tröstender und ermahnender Worte. Sein ganzer Körper bebte in Leidenschaft. Mit hinreißender Stärke überkam ihn der Drang, seine ganze Liebe und Sehnsucht auszuströmen. Als müsse er den Bäumen und Vögeln predigen, war ihm zumut. Die Kraft seiner Rede mußte unwiderstehlich sein. Er hätte das Eichhorn, welches in Bogensprüngen zwischen den Stämmen hinhuschte, mit einem einzigen Worte bannen und zu sich rufen können. Er wußte es, wußte es sicher, wie man weiß, daß der Stein fällt. Eine Allmacht war in ihm: die Allmacht der Wahrheit.

Plötzlich hörte der Wald auf. Fast erschreckt, geblendet, wie jemand, der aus einem tiefen Schacht aufsteigt, sah er die Welt. Aber es hörte nicht auf, in ihm zu wirken. Mit

eins kam Richtung in seine Schritte. Er stieg niederwärts, den abschüssigen Weg laufend und springend.

Wie ein Soldat, der stürmt, das Ziel im Auge, kam er sich nun vor. Einmal im Laufen, war es schwer, sich aufzuhalten. Die schnelle, heftige Bewegung aber weckte etwas: eine Lust, eine Art Begeisterung, eine Tollheit.

Das Bewußtsein kam, und mit Grausen sah er sich selbst in großen Sätzen bergab eilen. Etwas in ihm wollte hastig hemmen, Einhalt tun, aber schon war es ein Meer, das die Dämme durchbrochen hatte. Ein lähmender Schreck blieb geduckt im Grunde seiner Seele und ein entsetztes, namenloses Staunen dazu.

Sein Körper indes, wie etwas Fremdes, tobte entfesselt. Er schlug mit den Händen, knirschte mit den Zähnen und stampfte den Boden. Er lachte — lachte lauter und lauter, ohne daß es abriß.

Als er zu sich kam, zitterte er. Fast gelähmt vor Entsetzen, hielt er den Stamm einer jungen Linde umklammert. Nur mit Vorsicht und stets in Angst vor der Wiederkehr des Unbekannten, Fürchterlichen ging er dann weiter. Aber er wurde doch wieder frei und sicher, so daß er am Ende über seine Angst lächeln konnte.

Nun, unter dem festen Gleichmaß seiner Schritte, angesichts der ersten Häuser, kam die Erinnerung seiner Soldatenzeit. Wie oft, das Herz mit dem tauben Hochgefühl befriedigter Eitelkeit zum Bersten gefüllt, hatte er als Leutnant, an der Seite der Truppe, unter klingendem Spiele Einzug gehalten. Er dachte es kaum, und schon hatte in seinem Kopfe die markige, feurige Marschmusik eingesetzt, durch die er so oft fanatisiert worden war. Sie klang in seinem Ohr und bewirkte, daß er die Füße in Takt setzte und Kopf und Brust ungewöhnlich stolz trug. Sie legte das sieghafte Lächeln um seine Lippen und den lebendigen Glanz in seine Augen. So marschierend lauschte er zugleich in sich hinein, verwundert, daß er so jeden Ton, jeden Akkord, jedes In-

strument scharf unterschied, bis auf das Nachschüttern des Zusammenschlags von Pauke und Becken. Er wußte nicht, sollte ihn die Stärke seiner Vorstellungskraft beunruhigen oder erfreuen. Ohne Zweifel war es eine Fähigkeit. Er hatte die Fähigkeit zur Musik. Er würde sicher große Kompositionen geschaffen haben. Wie viele Fähigkeiten mochten überhaupt in ihm erstickt worden sein! Übrigens war das gleichgültig. Alle Kunst war Unsinn, Gift. Es gab andere, wichtigere Dinge für ihn zu tun.

Ein Mädchen in blauem Kattun, mit einem rosa Brusttuch, eine Kanne aus Blech in der Hand, welches augenscheinlich Milch austrug, kam ihm entgegen. Er hatte sie mit dem Blick gestreift und bemerkt, wie sie erstaunt über seinen Anblick still stand und groß auf ihn blickte. Sie grüßte dann kleinlaut mit ehrfürchtiger Betonung, und er ging gemessen und ernst dankend an ihr vorüber.

Sofort war alles in ihm verstummt. Weit hinaus wuchs er im Augenblick über seine bisherigen kleinen Vorstellungen. Wenn er noch etwas wie Musik in seinem Ohre trug, so war es jedenfalls keine irdische Melodie. Mit einer Empfindung schritt er, wie wenn er trockenen Fußes über Wasser ginge. So hehr und groß kam er sich vor, daß er sich selbst zur Demut ermahnte. Und wie er das tat, mußte er sich an Christi Einzug in Jerusalem erinnern und schließlich der Worte: Siehe, dein König kommt zu dir, sanftmütig.

Noch eine Zeitlang fühlte er den Blick des Mädchens sich nachfolgen. Aus irgendwelchem Grunde hielt er im Gehen möglichst genau die Mitte des Fahrdamms inne, auch als er eine Biegung machte in eine breite, weiße, sich abwärts senkende Straße hinein. Dabei wie unter einem Zwange stehend, mußte er immer und immer wiederholen: Dein König kommt zu dir.

Kinderstimmen sangen diese Worte. Sie lagen ihm noch ungeformt zwischen Gaumen und Zunge. Aus dem unartikulierten Geräusch seines Atems konnte er sie heraus-

hören. Dazwischen Hosianna, rauschende Palmenwedel, Jauchzen, bleiche, verzückte Gesichter. Dann wieder jähe Stille — Einsamkeit.

Er sah auf, voll Verwunderung. Wie leere Kulissen alles. Häuser aus Stein rechts und links, stumm, nüchtern, schläfrig. Nachdenklich prüfte er. Allmählich, da es feststand, begann sein Inneres sich daran zu ordnen. So wurde er klein, einfach und fing an nüchtern zu schauen.

Hier und da war ein Fenster geöffnet. Der Kopf eines Hausmädchens wurde sichtbar, man klopfte einen Betteppich aus. Ein Student, schwarzhaarig mit wulstigen Lippen, augenscheinlich ein Russe, drehte auf dem Fensterbrett seine Frühstückszigarette. Und schon wurde es lebendiger auf der Straße. Die Augen auf den Boden geheftet, unterließ er es doch nicht, verstohlen zu beobachten. Oft sah er mitten hinein in ein breites, freches Lachen. Oft bemerkte er, wie Staunen den Spott bannte. Aber hinter seinem Rücken befreite sich dann der Spott, und dreiste Reden, spitz und beißend, flogen ihm nach.

Mit jedem Schritt unter so viel Stichen und Schlägen wurde ihm alltäglicher zu Sinn. Ein Krampf saß ihm in der Kehle. Der alte, bittere, hoffnungslose Gram trat hervor. Wie eine Mauer, dick, unübersteiglich, richtete sie sich auf vor ihm, die grausame Blindheit der Menschen.

Nun schien es ihm auf einmal, als ob alles Leugnen unnütz sei. Er war doch wohl nur eine eitle, kleine, flache Natur. Ihm geschah doch wohl nur recht, wenn man ihn verhöhnte und verspottete. So empfand er minutenlang die Pein und Scham eines entlarvten Hochstaplers und den Wunsch, von aller Welt fortzulaufen, sich zu verkriechen, zu verstecken oder auf irgendeine Weise seinem Leben überhaupt ein Ende zu machen.

Wäre er jetzt allein gewesen, würde er den Strick um seinen Kopf, der wie ein Heiligenschein aussah, heruntergerissen und verbrannt haben. Wie unter einer Narren-

krone aus Papier, halb vernichtet vor Scham, ging er darunter.

In enge, labyrinthische Gäßchen ohne Sonne hatte er eingelenkt. Ein kleines Fensterchen voller Backware zog ihn an. Er öffnete die Glastür und trat in den Laden. Der Bäcker sah ihn an — die Bäckersfrau — er wählte ein kleines Brot, sagte nichts und ging.

Vor der Tür hatte sich eine Schar Neugieriger angesammelt: eine alte Frau, Kinder, ein Schlächtergesell, die Mulde mit roten Fleischstücken auf der Schulter. Er überflog ihre Gesichter, es war nichts Freches darin, und ging mitten durch sie hin seines Weges.

Mit welchen Ausdruck sie ihn alle angeblickt hatten! Erst die Bäckersleute. Als ob er des kleinen Brotes nicht zum Essen bedürfe, sondern vielmehr um damit ein Wunder zu tun. Und weshalb warteten die Leute auf ihn vor den Türen? Es mußte doch einen Grund haben. Und nun gar das Getrappel und Geflüster hinter ihm drein. Weshalb lief man ihm nach? Weshalb verfolgte man ihn?

Er horchte gespannt und wurde bald inne, daß er ein Gefolge von Kindern hinter sich hatte. Durch Kreuz- und Quergehen über kleine Plätze mit alten Brunnen darauf, absichtlich umkehrend und die Richtung wechselnd, vergewisserte er sich, daß der kleine Trupp nicht von ihm abließ.

Warum verfolgten sie ihn und ließen sich nicht genügen an seinem Anblick? Erwarteten sie mehr von ihm? Hofften sie in der Tat von ihm etwas Neues, Außergewöhnliches, Wundervolles zu sehen? Es kam ihm vor, als spräche aus der eintönigen Hast der Geräusche ihrer Füße ein starker Glaube, ja mehr als dies: eine Gewißheit. Und plötzlich ging es ihm hell auf, weshalb Propheten, wahrhaftige Menschen voll Größe und Reinheit, so oft am Schluß zu gemeinen Betrügern werden. Er empfand auf einmal eine brennende Sucht, einen unwiderstehlichen Trieb, etwas Wundervolles zu verrichten, und die größte Schmach würde

ihm klein erschienen sein im Vergleiche zu dem Eingeständnis seiner Unkraft.

Bis an den Limmatquai war er inzwischen gelangt, und noch immer folgten ihm die Kleinen. Einige trabten, die größeren machten unmäßig lange Schritte, um ihm nachzukommen. In abgebrochenen Worten, mit dem feierlichen Flüsterton der Kirche vorgebracht, bestand ihre Unterhaltung. Es war ihm bisher nicht gelungen, etwas von dem, was sie sprachen, zu verstehen. Plötzlich aber — er hatte es ganz deutlich gehört — wurden die Worte „Herr Jesus" ausgesprochen.

Die Wirkung eines Zaubers lag in diesen Worten. Er fühlte sich aufgehoben durch sie, gestärkt, wiederhergestellt.

Jesus war verhöhnt worden: man hatte ihn geschlagen, angespien und ans Kreuz genagelt. In Verachtung und Spott bestand der Lohn aller Propheten. Sein eigenes bißchen Leiden kam nicht in Betracht. Kleine, feige Nadelstiche hatte man ihm versetzt. Ein Zärtling, der daran zugrunde ging!

Zum Kampf war man da. Wunden bewiesen den Krieger. Spott und Hohn der Menge ... wo gab es höhere Ehrenzeichen?! Die Brust damit geschmückt, durfte man stolz und frei blicken. Und überdies: aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir dein Lob zugerichtet.

Vor einer Frau, die Orangen feilbot, blieb er stehen. Sogleich hielten auch die Kleinen im Laufen inne, und ein Haufe Neugieriger staute sich auf dem Bürgersteig. Er hätte seine Früchte gern ohne alles Reden gekauft. Mit einer Spannung warteten die Leute auf sein erstes Wort, die ihn befangen und scheu machte. Ein sicheres Gefühl sagte ihm, daß er eine Illusion zu schonen hatte, daß es von der Art, wie er sprach, abhing, ob seine Hörer ihm weiter folgten oder enttäuscht davonschlichen. Aber es war nicht zu vermeiden, die Höckerfrau fragte und schwatzte zu viel, und so mußte er endlich reden.

Er war beruhigt und zufrieden, sobald er seine eigene Stimme vernahm; etwas Singendes und Getragenes lag darin, eine feierliche und gleichsam melancholische Würde, die, wie er überzeugt war, Eindruck machen mußte. Er hatte sich kaum je so reden hören, und indem er sprach, wurde ihm das Reden selbst zum Genuß, wie dem Sänger der Gesang. Auf der Brücke, unter die hinein der blaugrüne See seine Wellen schlug, hielt er abermals an. Über das Geländer gebeugt, nahm er aufs neue Licht, Farbe und Frische des Morgens in sich auf. Der ungestüme, stärkende Wind, der den See herauffuhr, wehte ihm den Bart über die Schulter und umspülte ihm Stirn und Brust wie ein kaltes Bad.

Und nun aus der mutigen Aufwallung seines Innern stieg es auf als ein fester Entschluß. Die Zeit war gekommen. Etwas mußte geschehen. In ihm war eine Kraft, die Menschheit aufzurütteln. Jawohl! und sie mochten lachen, spotten und ihn verhöhnen, er würde sie dennoch erlösen, alle, alle!

Nun fing er an, tief und verschlossen zu grübeln. Daß es geschehen würde, stand nun fest; wie es geschehen würde, mußte erwogen werden. Man feierte heute Pfingsten, und das war gut. Um Pfingsten hatten die Jünger Jesu mit feurigen Zungen geredet. Die Feierstimmung bedeutete Empfänglichkeit. Einem erschlossenen Acker gleichen die Seelen der Menschen an Feiertagen.

Tiefer und tiefer ging er in sich hinein, bis er in Räume eindrang, weit, hoch, unendlich. Und so ganz versunken war er mit allen Sinnen in diese zweite Welt, daß er wie ein Schlafender nur willenlos sich fortbewegte. Von allem, was ihn umgab, drang nichts mehr in sein Bewußtsein außer dem Getrappel der Kinderfüßchen hinter ihm.

Gleichmäßig eine Zeitlang, schwoll es allmählich an, wie wenn den Wenigen, die ihm folgten, andere sich angeschlossen hätten. Und stärker und stärker immer, als ob aus einzelnen hunderte, aus hunderten tausende geworden wären.

Ganz plötzlich wurde er aufmerksam, und nun war es, als ob hinter ihm drein Heeresmassen sich wälzten.

In seinen Füßen bis in die Knöchel hinauf spürte er ein Erzittern des Erdreiches. Er vernahm hinter sich starkes Atmen, heißes, hastiges Geflüster. Er vernahm Frohlocken, kurz abgerissen, halb unterdrückt, das sich weit zurück fortpflanzte und erst in tiefen Fernen echohaft erstarb.

Was das bedeutete, wußte er wohl. Daß er so überraschend schnell kam, hatte er nicht erwartet. Durch seine Glieder brannte der Stolz eines Feldherrn, und das Bewußtsein einer unerhörten Verantwortung lastete nicht schwerer auf ihm wie der Strick auf seinem Kopfe. Er war ja der, der er war. Er wußte ja den Weg, den er sie führen mußte. Er spürte ja aus dem Lachen und Drängen seiner Seele, daß es ihm nahe war, jenes Endglück der Welt, wonach die blinden Menschen mit blutenden Augen und Händen so viele Jahrtausende vergebens gesucht hatten.

So schritt er voran — er — er — also doch er! und in die Stapfen seiner Füße stürzten die Völker wie Meereswogen. Zu ihm blickten sie auf, die Milliarden. Der letzte Spötter war längst verstummt. Der letzte Verächter war eine Mythe geworden.

So schritt er voran, dem Gebirge entgegen. Dort oben war die Grenze, dahinter lag das Land, wo das Glück im Arme des Friedens ewig ruhte. Und schon jetzt durchdrang ihn das Glück mit einer Wucht und Gewalt, die ihm bewies, daß man athletische Muskeln nötig hatte, um es zu ertragen.

Er hatte sie, er hatte athletische Muskeln. Sein Leben, sein Dasein war jetzt nur ein wollüstiges, spiegelndes Kraftentfalten.

Eine Lust kam ihn an, mit Felsen und Bäumen Fangball zu spielen. Aber hinter ihm rauschten die seidenen Banner, drängte und dröhnte unaufhaltsam die ungeheure Wallfahrt der Menschen.

Man rief, man lockte, man winkte; schwarze, blaue, rote Schleier flatterten; blonde offene Frauenhaare; graue und weiße Köpfe nickten; Fleisch bloßer, nerviger Arme leuchtete auf; begeisterte Augen, zum Himmel blickend, oder flammend auf ihn gerichtet, voll reinen Glaubens: auf ihn, der voranschritt.

Und nun sprach er es aus, ganz leise, kaum hörbar, das heilige Kleinodwort: — Weltfriede! Aber es lebte und flog zurück von einem zum andern. Es war ein Gemurmel der Ergriffenheit und Feierlichkeit. Von ferne her kam der Wind und brachte weiche Akkorde beginnender Choräle. Gedämpfte Posaunenklänge, Menschenstimmen, welche zaghaft und rein sangen; bis etwas brach, wie das Eis eines Stromes und ein Gesang emporschwoll wie von tausend brausenden Orgeln. Ein Gesang, der ganz Seele und Sturm war und eine alte Melodie hatte, die er kannte: „Nun danket alle Gott."

Er kam zu sich. Sein Herz hämmerte. Er war nahe am Weinen. Vor seinen Augen schwammen weiße Punkte durcheinander. Seine Glieder waren wie zerschlagen.

Er setzte sich auf eine Bank nieder, die am See stand und fing an das Brot zu essen, das er sich gekauft hatte. Dann schälte er die Orange und drückte die kalte Schale an seine Stirn. Mit Andacht, wie der Christ die Hostie, genoß er die Frucht. Noch war er damit nicht zu Ende, als er müde zurücksank. Ein wenig Schlaf würde ihm willkommen gewesen sein. Ja, wenn das so leicht wäre: ausruhen. Wie soll man ruhen, wenn es im Kopfe drinnen endlos wühlt und gärt? Wenn das Herz heraus will, wenn es einen zieht ins Unbestimmte, — wenn man eine Mission hat, die verlangt, daß man sich ihr unterziehe — wenn die Menschen draußen warten und sich die Köpfe zerbrechen? Wie soll man ruhen und schlafen, wo es not tut, zu handeln?

Es war ein peinigender Zustand, wie er so dalag. Fragen und Fragen und nie eine Antwort. Graue, quälende Leere, mitunter schmerzende Stockungen. An einen Ziehbrunnen

mußte er denken. Man steht, zieht mit aller Kraft am Seil, aber das Rad, worüber es geht, dreht sich nicht mehr. Man läßt nicht nach mit Zerren und Stemmen. Der Eimer soll herauf. Man dürstet zum Verschmachten. Das Rad gibt nicht nach. Weder vor- noch rückwärts schiebt sich das Seil. — Eine Plage war das, eine Qual — beinahe ein physisches Leiden. Als er Schritte vernahm, freute er sich der Ablenkung. Ja, du lieber Gott! Was war das überhaupt für ein Gedanke gewesen, jetzt schlafen zu wollen! Er stand auf, verwundert, daß er sich in seiner Kammer befand, und öffnete die Tür nach dem Flur. Seine Mutter, wie er wußte, stand auf dem Gange, und er mußte sie hereinlassen. Sie kam, sah ihn an mit strahlender Bewunderung, ihre Lippen zitterten, und sie faltete in Ehrfurcht ihre Hände. Er legte ihr die Hände aufs Haupt und sprach: stehe auf! — und — die Kranke erhob sich und konnte gehen. Und wie sie sich aufrichtete, erkannte er, daß es nicht seine Mutter war, sondern er, der Dulder von Nazareth. Nicht nur geheilt hatte er ihn; er hatte ihn lebendig gemacht. Noch wehten die Grabtücher um Jesu Leib. Er kam auf ihn zu und schritt in ihn hinein. Und eine unbeschreibliche Musik tönte, als er so in ihn hineinging. Den ganzen, geheimnisvollen Vorgang, als die Gestalt Jesu in der seinigen sich auflöste, empfand er genau. Er sah nun die Jünger, die den Meister suchten. Aus ihnen trat Petrus auf ihn zu und sagte: Rabbi! — „Ich bin es", gab er zur Antwort. Und Petrus kam näher, ganz nahe, berührte seinen Augapfel und begann ihn zu drehen: der Jünger drehte den Erdball. Die Stunde war da, sich dem Volke zu zeigen. Auf den Balkon des Saales, den er bewohnte, trat er hinaus. Unten wogte die Menge, und in das Brausen und Wogen sang eine einzige, dünne Kinderstimme: „Christ ist erstanden."

Sie hatte kaum begonnen, als das Eisen des Balkons nachgab. Er erschrak heftig, wachte auf, rieb sich die Augen und wurde inne, daß er auf der Bank eingeschlafen war. —

Gegen Mittag mochte es sein. Er wollte wieder hinauf in den Buchenwald, um seine Zeit abzuwarten. Die Sonne sollte ihn weihen dort oben.

Noch immer kühle und reine Luft, wie er den Berg hinanstieg. Hymnen der Vögel. Der Himmel wie eine blaßblaue, leere Kristallschale. Alles so makellos. Alles so neu.

Auch er selbst war neu. Er betrachtete seine Hand, es war die Hand eines Gottes; und wie frei und rein war sein Geist! Und diese Ungebundenheit der Glieder, diese völlige innere Sicherheit und Skrupellosigkeit. Grübeln und Denken lag ihm nun weltfern. Er lächelte voll Mitleid, wenn er an die Philosophen dieser Welt zurückdachte. Daß sie mit ihrem Grübeln etwas ergründen wollten, war so rührend, wie wenn etwa ein Kind sich abmüht, mit seinen zwei bloßen Ärmchen in die Luft zu fliegen.

Nein, nein — dazu gehören Flügel, breite Riesenschwingen eines Adlers — Kraft eines Gottes!

Er trug etwas wie einen ungeheuren Diamanten in seinem Kopfe, dessen Licht alle schwarzen Tiefen und Abgründe hell machte: da war kein Dunkel mehr in seinem Bereich... Das große Wissen war angebrochen. —

Die Glocken der Kirchen begannen zu läuten. Ein Gewühl und Gebrause von Tönen erfüllte das Tal. Mit einer erznen Zunge schien die Luft zu sprechen.

Er beugte sich vor und lauschte, als es zu ihm heraufkam. Er senkte das Haupt nicht, er kniete nicht nieder. Er horchte lächelnd wie auf eines alten Freundes Stimme. Und doch war es Gottvater, der mit seinem Sohne redete.

Der Narr in Christo
Emanuel Quint

Roman

Erstes Kapitel

An einem Sonntagmorgen, im Monat Mai, erhob sich Emanuel Quint von seiner Lagerstätte auf dem Boden des kleinen Hüttchens, das der Vater mit sehr geringem Recht sein Eigen nannte. Er wusch sich mit klarem Gebirgswasser, draußen am Steintrog, indem er die hohlen Hände unter den kristallenen Strahl hielt, der aus einer hölzernen, vermorschten und bemoosten Rinne floß. Er hatte die Nacht kaum ein wenig geschlafen und schritt nun, ohne die Seinen zu wecken oder etwas zu sich zu nehmen, in der Richtung gegen Reichenbach. Ein altes Weib, das auf einem Feldweg ihm entgegenkam, blieb stehen, als sie von fern seiner ansichtig wurde. Denn Emanuel ging mit seinem langen, wiegenden Schritt und in einer sonderbar würdigen Haltung, die mit seinen unbekleideten Füßen, seinem unbedeckten Kopf, sowie mit der Armseligkeit seiner Bekleidung überhaupt in Widerspruch stand.

Bis gegen die elfte Stunde hielt Emanuel sich fern von den Menschen in den Feldern auf. Alsdann überschritt er die kleine Holzbrücke, die über den Bach führte, und ging geradezu bis zum Marktplatz des kleinen Fleckens, der sehr belebt war, weil die protestantische Kirche sich eben leerte. Der arme Mensch stieg nun auf einen Stein, wobei er sich mit der Linken an einem Laternenpfahl festhielt, und nachdem er sich so und durch Zeichen der Menge bemerklich gemacht hatte und alles erstaunt, belustigt oder neugierig herzukam oder wenigstens von fern herübersah, begann er mit lauter Stimme zu sagen: „Ihr Männer, lieben Brüder, ihr Frauen, liebe Schwestern! Tut Buße! Denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen."

Diese Worte, denen viele andere nachfolgten, ließen sogleich erkennen, daß man es mit einem Narren oder Halbnarren zu tun hatte, von einer so eigentümlichen Art, wie sie in dieser weitgedehnten Talgegend seit langem nicht vorgekommen war. Die guten Leute verwunderten sich. Aber als der einfältige und zerlumpte Mensch nicht aufhörte zu reden und

seine Stimme mehr und mehr über den ganzen Marktplatz erschallen ließ, da entsetzten sich viele über den unerhörten Frevel des Landstreichers, der gleichsam das Heiligste in den Schmutz der Gasse zog, liefen aufs Amt und zeigten es an.

Als der Amtsvorsteher, mitsamt dem Gendarmen, auf dem Markt erschien, herrschte dort unglaubliche Aufregung: die Hausknechte standen vor den Gasthäusern, die Kutscher der Droschken schrien einander mit lauter Stimme zu und wiesen mit den Stöcken ihrer Peitschen auf einen Knäuel Menschen, den Quint, predigend, überragte, und der mit jeder Sekunde zunahm. Die Jungens gaben einander Zeichen durch laute Signalpfiffe, und wüstes Gebrüll und Gelächter übertönte zuweilen auf lange die Stimme des seltsamen Predigers, der noch immer eifrig und eindringlich sprach.

Er hatte soeben den Propheten Jesaia genannt und gegen Reiche und Herrscher gedonnert, „die die Sache der Armen beugen und Gewalt üben im Recht der Elenden". Er hatte gedroht, Gott werde die Rute der Herrscher zerbrechen, und dann zuletzt rührend und flehentlich alle Welt immer wieder zur Buße gemahnt. Da faßte die unentrinnbare Faust des sechs Fuß hohen Gendarmen Krautvetter ihn hinten am Kragen fest und riß ihn, unter Gejohl und Gelächter der Zuhörer, von seinem erhabenen Standorte herab.

Quer über den Markt ward nun Emanuel von Krautvetter, unter dem Hohngejauchze der Menge, abgeführt.

Der Amtsvorsteher, ein durchgefallener Jurist und Mann von Adel, hatte einen protestantischen Pfarrer der Nachbarschaft bei sich zu Tisch. Und als er ihm, während sie sich zum Essen niederließen, den skandalösen Vorfall mitteilte, äußerte jener Pfarrer den Wunsch, den Verrückten zu sehen. Der Geistliche war ein Mann von Schrot und Korn, herkulisch gebaut und mit einem Luthergesicht, dessen lutherisches Wesen nur durch den pechschwarzen, geölten Scheitel und durch listige, schwarze Augen beeinträchtigt wurde. Er liebte die

außerkirchlichen Schwärmer nicht. „Was bringen die Sekten?“ sagte er immer: „Spaltung, Verführung, Ärgernis!“

Emanuel hatte kaum eine Stunde im Polizeigewahrsam verbracht, als er herausgeholt und dem Pfarrer vorgestellt wurde. Außer Quint, dem Gendarm, dem Pfarrer und Amtsvorsteher war niemand in der Amtsstube. Emanuel stand da mit herabhängenden Armen und einem unbeweglichen Ausdruck seines blutlosen Gesichtes, der weder herausfordernd noch verschüchtert war. Durch das dünne, rötliche Bartgekräusel um Oberlippe und Kinn sah man die feine Linie seines Mundes, gegen die Winkel herabgezogen, und die, bei Quints Jugend, in auffälliger Weise ausgeprägten Falten von den Nasenflügeln seitlich zum Munde herab. Die Augenlider des jungen Menschen waren entzündet, und die etwas hervortretenden Augen, obgleich groß aufgetan, schienen im Augenblick nichts von dem zu bemerken, was um ihn war. Über die ganze, mit Sommersprossen bedeckte Gesichtshaut, von der klaren Stirn bis zum Kinn herab, gingen die inneren Bewegungen des Gemütes, wie unsichtbare Winde über einen ruhigen, den gelblichen Abendhimmel widerspiegelnden See.

„Wie heißt du?“ fragte der Pfarrer. Quint sah zu dem Pfarrer hin und sagte, mit einer hohen, klangvollen Stimme, seinen Namen.

„Was ist dein Beruf, mein Sohn?“

Quint schwieg einen Augenblick. Alsdann begann er, Satz um Satz ruhig hervorbringend, durch kleine Pausen der Überlegung getrennt:

„Ich bin ein Werkzeug. Es ist mein Beruf, die Menschen zur Buße zu leiten! — Ich bin ein Arbeiter im Weinberge Gottes! Ich bin ein Diener am Wort! — Ich bin ein Prediger in der Wüste! — Ein Bekenner des Evangeliums Jesu Christi, unseres Heilandes und Herrn, der gen Himmel ist aufgefahren und welcher dereinst wird wiederkehren, wie uns verheißen ist.“

„Gut,“ sagte der Pfarrer — sein Name war Schimmel-

mann! — „dein Glaube ehrt dich, mein Sohn. Aber es ist dir bekannt, daß in der Bibel steht: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Was hast du denn sonst für einen Beruf? Ich meine, welches Handwerk betreibst du denn?"

Der Wachtmeister Krautvetter räusperte sich, rückte den Säbel ein wenig, so daß es klirrte, und sagte, als Emanuel schwieg, er habe in Erfahrung gebracht, daß Quint in seinem Dorfe als Nichtstuer gelte und seiner armen, fleißigen Mutter zur Last liege. Im übrigen habe er sich schon früher durch ähnliche Streiche, wie den von heute, bemerklich gemacht. Nur daß in den Dörfern die Leute an ihn gewöhnt seien und über seine Torheiten sich nicht mehr wunderten.

Jetzt erhob sich der Pfarrer in seiner ganzen Länge und Breite vom Stuhl, auf dem er gesessen hatte, sah Emanuel scharf an und sagte mit Ernst und Gewicht: „Bete und arbeite, heißt es, mein lieber Sohn. Gott hat die Menschen in Stände geteilt. Er hat einem jeden Stand seine Last und einem jeden Stand sein Gutes gegeben. Er hat einen jeden Menschen nach seinem Stand und seinem Bildungsgrad in ein Amt gesetzt. Das meinige ist, ein berufener Diener Gottes zu sein. Nun, als ein berufener Diener Gottes sage ich dir, daß du verführt und auf Irrwegen bist. Ich sage es dir, als berufener Diener Gottes. Verstehst du mich? Als einer sage ich das, der in die Pläne und Absichten Gottes durch Amt und Beruf einen tieferen Einblick hat, als du. Soll ich vielleicht deinen Hobel führen, mein Sohn, und wolltest du etwa an meiner Statt auf die Kanzel treten? Nun sage mir doch: Was hieße denn das? Das hieße Gottes Ordnung mit Füßen treten. — Da haben wir's, lieber Baron" — und hiermit kehrte er sich an den Amtsvorsteher — „man kann sich gar nicht bestimmt und energisch genug dagegen auflehnen, daß Laien in ungesunder Geschäftigkeit den Dienern am Worte vorgreifen und eigenmächtigerweise das Volk beunruhigen. Der Laie ist unverantwortlich. Herrnhut in Ehren! Aber, ob der Schade, der von dort ausgeht, den Segen nicht über-

wiegt, bleibe dahingestellt. Man darf nicht Keime in die Volksseele tragen, die, ohne das treue Auge des Gärtners, wucherisch auswachsen müssen. Wie leicht saugt so ein Wuchertrieb alle edleren Säfte aus der Seele, um schließlich oben in eine Giftblume auszulaufen. Denken Sie an die gefährlichen Schwärmer zu Luthers Zeit! Denken Sie an Thomas Münzer! Denken Sie an die Wiedertäufer! Und wie viele verirrte Schafe, die reißende Wölfe wurden, gab es in allen Ländern, auch während der jüngst verflossenen Zeit. Denken Sie an den Zündstoff, der heut überall aufgehäuft, gleichsam nur auf den Funken wartet, um mit einer furchtbaren, ganz entsetzlichen Explosion in die Luft zu gehen. Da heißt es, nicht mit dem Feuer spielen. Um Gottes und Christi willen nicht! Ein Pflänzchen gibt es, der zartesten eins, der edelsten eins, das es geben kann, und dies Pflänzchen vor allem sollen wir gießen und nähren in der Volksseele: Gehorsam gegen die Obrigkeit. Und darum lies in der Bibel, mein Sohn, tue das, wenn deine ernste Arbeit dir eine halbe Stunde am Abend übrigläßt. Tue das, wenn du des Sonntags aus der Kirche kommst, tue es, falls du nicht vorziehst, hinaus in Gottes freie Natur zu gehen, aber vergiß nicht, immer und immer wieder die Stelle zu lesen, wo da geschrieben steht: Jedermann soll untertan sein der Obrigkeit. In geistlichen Dingen bin ich deine Obrigkeit, in weltlichen Dingen ist es der Herr Baron, der neben mir steht, ich also, als deine geistliche Obrigkeit, ich sage dir: Bleibe in den dir von Gott gezogenen Grenzen, und zwar bescheidentlich. Das Predigen ist nicht deines Amtes. Das verlangt einen klaren, gebildeten Kopf. Einen klaren, gebildeten Kopf hast du nicht. Den kannst du nicht haben. Den hat man in deinem niedrigen Stande nicht! — Du scheinst mir im Grunde kein böser Mensch zu sein, deshalb rate ich dir aus ehrlichem, gutem Herzen, verblende dich nicht. Überspanne die unentwickelten Kräfte deines schwachen Verstandes nicht. Bohre und verbeiße dich nicht in die Schrift, eine Sünde, deren du mir verdächtig scheinst.

Es ist besser, wenn du sie eine Zeitlang beiseitelegst, als daß der Teufel Gelegenheit findet, dich wohl gar durch das lautere, liebe Gotteswort selbst zu verführen und ins Verderben zu ziehn."

Nachdem er diese Worte alle mit der sicheren Technik des Kanzelredners gesprochen hatte, schien er einige Augenblicke auf Antwort zu warten. Aber der Zurechtgewiesene, der, ohne einen Gemütsanteil zu verraten, zugehört hatte, bewahrte ein sinnendes Stillschweigen. Darauf sagte der Amtsvorsteher mit einem übelgelaunten Gesicht zum Pastor: „Was tu ich mit ihm?" Worauf der Geistliche durch einen Seufzer seiner Ungehaltenheit erst nochmals kopfschüttelnd Ausdruck verlieh, alsdann den Baron beim Ärmel faßte und ihn in ein anderes Zimmer zog. Hier legte er seinem Freunde mit wenig Worten dar, wie er der Ansicht sei, man dürfe einen Vorfall wie diesen nicht weiter aufbauschen, und beide Männer einigten sich, Emanuel nur mit einem strengen Verweis zu entlassen. Es sprach ja doch vieles in ihnen zugunsten des einfältigen Menschen, der ja doch höchstens des Guten zuviel tun wollte.

Demnach verfügten sie sich wiederum in die Amtsstube, und der Baron, an Stelle des Pastors tretend, brachte nun eine andere Tonart zur Anwendung, mit einer jener scharfen und schneidigen Abkanzelungen, um deretwillen er bei der Behörde in Ansehen stand. Er sagte: „Wehe dir!" — Und: „Ich warne dich!" — Er sagte: „Steck' deine Nase in den Leimtopf, wenn du Tischler bist, und stiehl nicht dem lieben Gott seine Tage ab." Er sagte: „Wenn dieser Unfug noch einmal vorkommt — das ist Kinderei, das ist Lästerung! — dann wird man dich ohne Gnade ins Loch stecken. Jetzt marsch! Verstanden! Verkrümle dich!"

Als Emanuel Quint auf die Straße trat, hatten sich dort Müßige aufgestellt, die ihn mit Gejohle empfingen. Ihm ward dabei wohl zumute. Durch sein ganzes

Wesen verbreitete sich ein stolzes Gefühl der Genugtuung darüber, daß er nun ernstlich gewürdigt wäre, für das Evangelium Jesu Christi zu leiden. Denn Quint, wie alle Narren, nahm seine Torheit für Weisheit und seine Schwachheit für Kraft. Mit leuchtenden Augen, die von Tränen des tiefsten Glückes feucht waren, ging er mitten durch die rohe Menge dahin und bemerkte nicht, daß zwei Männer, die unter den Leuten verborgen gestanden hatten, sich loslösten und ihm nachfolgten. Diese beiden, ein Brüderpaar, namens Scharf, noch jung und ehrsame Leinweber, hatten der Predigt auf dem Markt beigewohnt. Aber während alles in ihrer Umgebung lachte und Possen trieb, hatte der ganze Vorgang auf sie einen tief bewegenden Eindruck gemacht. Man nannte die beiden in ihrem Dorfe die Betbrüder. Und auch sie, ähnlich wie Quint, weil sie mit ihrem alten Vater ein Sonderlingsleben führten und in ihrer verfallenen Hütte öfters laut sangen und beteten, galten nicht für ganz richtig im Kopfe. Emanuel Quint schritt seines Weges, ohne sich umzublicken. Sobald er aus dem Städtchen heraus über die Bahngleise auf die Landstraße gelangt war, traten die Brüder Scharf ihn an. Sie fragten ihn, ob er nicht derjenige sei, der vor einigen Stunden auf dem Markt von der Buße gepredigt habe und von dem Nahen des himmlischen Reiches. Emanuel bejahte das alles, und nachdem alle drei eine Zeitlang stumm durch die öde Tallandschaft gewandert waren, fing der älteste von den Brüdern, Martin Scharf, an, allerhand ängstliche Fragen zu tun und mit sichtlicher Bangigkeit, indem er zuweilen die grauen, drohenden Wolken des Himmels betrachtete, danach zu forschen, was man tun müsse, um, vor den Schrecken des letzten Tages geschützt, der künftigen, ewigen Wonnen sicher zu sein.

Anton Scharf, der zur Linken neben dem Narren ging und ebenso blaß und rothaarig wie sein Bruder war, streifte, wie dieser, Quint gespannt mit Blicken. Der seltsam gravitätische Mensch, der den meisten ein Lachen abnötigte, hatte vom

Augenblick seiner Predigt an auf die ihm in geistiger Armut und Not verwandten Brüder eine ernstliche Macht ausgeübt und, ohne davon zu wissen, beide mit Banden der Liebe an sich gefesselt.

Als er nun zwischen den fremden Männern dahinschritt, vom Gefühl seiner göttlichen Sendung berauscht und ob seiner Erstlingstat triumphierend, hörte er ihre Worte und Fragen gleichwie im Traum. Ihm war nicht anders, als müsse es nur so sein, daß, wenn er nach Gottes Gebot den Hamen auswürfe, sich Fische fingen. Aber, ohne sich zu verwundern, empfand er darüber doch Glück. So sagte er denn, mit dem Klange der Liebe in der Stimme, zu den beiden nach Gottes Worte hungrigen Seelen gewendet: „Wachet!"

An einem bestimmten Punkte des Weges, schon zwischen Bergen, in die sie aufstiegen, brachte nach einigem Zögern und Stottern Martin Scharf eine Bitte vor. In der rauhen und rohen Mundart der Gegend und sich, wie alle im Volke, des Du zur Anrede bedienend, legte er Emanuel nahe, er möge doch mit ihnen gehen und ihren alten Vater womöglich gesund machen, der das Fieber habe und bettlägerig sei. Emanuel sagte, das stehe bei Gott. Aber an dem Kreuzwege, obgleich in seiner Antwort etwas gelegen hatte, was einer Abweisung glich, folgte er doch den Brüdern auf vieles bittliches Drängen hin, und weil ein sonderbares Zutrauen aus ihren Blicken und Bitten sich auf ihn übertrug und seine nun einmal vom Schwarmgeiste in Besitz genommene Seele fast widerwillig zum Rausche des Wunders zog.

Während sie sich zwischen Granitblöcken auf einem holprigen Wege dem Wohnort der Brüder näherten, betete Emanuel innerlich. Nach seiner ersten Prüfung sah er sich plötzlich vor eine zweite, größere hingestellt. Er war dem Rufe des Heilands gefolgt. Er hatte öffentlich Zeugnis abgelegt für die Wahrheit des Evangelii, jetzt aber sollte er den Beweis dafür antreten, daß er der vollen Nachfolge Jesu durch Gott gewürdigt sei, indem er Kranke gesund und Tote lebendig mache.

Man kann nicht sagen, der törichte Mensch habe solches zu tun sich aus Hochmut vermessen. Er war voll Demut. Auch seinen stillen Gebeten, die mit Inbrunst durch seine Seele gingen und darin er den Heiland bat, ihn ganz zu heiligen, fügte er immer die Worte: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst!" an. Und deshalb, ohne Bewußtsein davon, daß er Sünde tat, von starker Erwartung innerlich bebend, wandelte er der Stätte zu, die es ihm klar enthüllen sollte, wie hoch er bereits in die Gnade Gottes gedrungen, wie nahe er schon seinem Herrn und Meister sei. In seiner Verblendung dachte er auch der Worte des Pastors nicht, geschweige daß er des Amtsvorstehers und seiner Warnungen sich erinnert hätte. Er hatte am Bibelbuch lesen gelernt. Die unrechte Art, mit der er sich in die heiligen Schriften vertieft hatte, wochen-, monate-, jahrelang, hatte ihn gegen die äußeren Übel der Erde leider ganz abgestumpft, weshalb ihm nicht leicht mit einer Waffe zu drohen war, die aus der irdischen Rüstkammer stammte.

Der alte Scharf, ins Stroh seiner ärmlichen Bettstatt gekrümmt, stöhnte, als seine Söhne hereintraten. Mühsam die kleinen, tränenden, rotgeränderten Augen aufmachend, bewegte der Greis den zahnlosen Mund, und ohne, wie es schien, zu erfassen, wer zu ihm kam, griff er mit den vertrockneten und erstarrten Händen irr in die Luft, aufs neue wimmernd, röchelnd und stöhnend.

Der Jüngere, Anton Scharf, trat nun zu dem Vater heran, und nachdem er eine lange Weile in ihn hineingeredet hatte, was mit außergewöhnlich erregter Stimme geschah, schienen die Schmerzen des alten Mannes sich zu verdoppeln, und bange, hilfeflehende Laute entrangen sich seiner Brust, die rasselnd und krampfhaft auf- und abwogte. Auch Emanuel trat nun hinzu. Aber ihn hatte der alte Scharf kaum ins Auge gefaßt, als er mit gurgelnden Lauten des Schreckens und Grausens auf- und zurückfuhr und, wie versteinert den Narren anblickend, ein „Hilf, Herr Jesus Christus!" hervor-

stieß. Er schien den leibhaftigen Satan zu sehen. Und soviel auch immer die Brüder sich mühten, den Alten von seiner Angst zu befreien: er schob sich nur immer zitternd zurück, bis endlich die Angst in Entsetzen umschlug, das Entsetzen in Wut, und er, erst gleichsam eine Erscheinung wegwischend, am Ende verzweifelt nach Emanuel schlug.

Aber dieser, die langen, brandroten Wimpern über die Augen gesenkt, blickte nur in sich hinein. Er hob seine lange, blasse, nicht unschöne Hand ein wenig empor, und wie der Alte nach seinem Ausbruch wider Erwarten schwieg und starr der Bewegung seiner Rechten zu folgen schien, legte er diese ihm weich und leise auf die mit Runzeln und Falten bedeckte Stirn: darunter entschlief der Alte sogleich.

Vor dieser Wirkung — an sich nicht wunderbarer als irgendeine in dieser Welt! — verstummten die Brüder Scharf vor Schreck. Sie, die doch selber, von einem jähen Aberglauben gepackt, den fremden Burschen ans Bett des Vaters genötigt hatten, waren in ihrer Einfalt nun ganz entsetzt, als das vermeintliche Wunder sich wirklich vollzogen hatte. Der Alte schlief, wie es schien, einen ruhigen Schlaf. In tiefer Betäubung ruhte der schon seit Wochen schlaflose Mann, der seine Tage mit Stöhnen und Jammern, seine Nächte mit Schreien und Wimmern hingebracht hatte, und atmete gleichmäßig aus und ein. Je mehr sich die Brüder dieser erstaunlichen Wendung bewußt wurden, die mit dem Vater zugleich sie selbst von einer höllischen Folter losband, um so heftiger wurde in ihnen der Drang, überreizt, wie sie waren, durch Arbeit und Nachtwachen, dem Bringer der Hilfe die Hände zu küssen, der ihnen nun ganz ein göttlicher Bote schien.

Auch Quint, durch das vermeintliche Wunder, und zwar noch mehr als die beiden Brüder, bewegt, konnte, wie sie, nur mühsam des Aufruhrs Herr werden, den es in seinem Innern erregt hatte; aber während es laut in ihm schrie, weil seine Beseligung bis zum physischen Schmerze ging, und während er um sich und in sich das Brausen des heiligen

Geistes zu hören glaubte, stand er doch aufrecht und stumm am Bett des Kranken still, nur daß er den Kopf ein wenig nach rückwärts geneigt, die Augen nach oben gegen die Decke, wie gegen den Himmel gerichtet hatte, wobei eine große Träne ihm langsam die Wange herunterrann.

An diesem Abend ließen die Brüder Quint nicht von sich gehen. Da sie am Tage vorher ihre Webe zum Kaufmann gebracht hatten, so war ein wenig gebrannter Roggen und Brot im Hause, ein Feuer konnte im Herd entzündet und Quint bewirtet werden. Nach einer Weile, indessen der Alte immer ruhig geschlafen hatte, und nachdem Martin Scharf soeben das dürftige Mahl, Kartoffeln, Brot und eine Brühe aus Korn auf den Tisch gestellt hatte, nahmen alle drei zugleich die übliche Stellung von Betenden ein, und Martin sprach das „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast". Alsdann aber, miteinander essend und trinkend, hatten sie alle drei ein klares Gefühl davon, daß nun der Heiland wirklich zugegen wäre. Und dadurch begreiflicherweise bis auf den innersten Grund ihres Wesens entzückt, saßen sie miteinander in ihrer Dürftigkeit am wackligen, gleichsam schwarz verkohlten Tisch, bei Brot und Salz, wovon jedes Körnchen sauer erarbeitet war, von einem festlichen Licht umstrahlt, geborgen wie an dem Tische des Herrn.

Erwachsene Kinder und Unmündige, von Jugend auf an die Balken des Webstuhls gefesselt, dessen Pedale sie ununterbrochen treten mußten, wie einer das Wasser tritt, wenn er darin nicht ertrinken will, war ihnen die Erde ein wirkliches Jammertal: als solches hätten sie es gekannt, auch wenn man es ihnen in Schulen und Kirchen nicht fortgesetzt so bezeichnet hätte. Und deshalb, aus Pein und Not heraus, ergriffen sie auch die frohe Botschaft des Evangelii mit jener Kraft, die dem Ertrinkenden eigen ist, und klammerten sich an ihren Retter.

Der Weber in seinem Stübchen für sich, nur an den Um-

gang mit vertrauten Menschen, meist Gliedern der eigenen Familie, gewöhnt, und darum empfindlich und leicht verletzt bei Berührung mit Fremden — ein Stubenhocker, durch sein Gewerbe zum Träumer gemacht, in dem der Hunger, die Sorge, die Not zum Dichter wird, und nicht zu vergessen, die Sehnsucht nach allem, was draußen ist: nach Sonne, nach Luft, nach Himmelsblau ... der Weber, in sich zurückgedrängt und gleichsam in eine zweite Welt, entschädigt sich in der Welt der Träume für seine irdische Trübsal und Not: und wenn er, an ein nach innen gekehrtes Dasein gewöhnt, zum Buche, gleichwie zum Hausbrunnen hingedrängt, aus ihm den Durst des Geistes zu stillen gewohnt ist und die Bibel das einzige Buch des Webers ist, so kann es nicht fehlen, daß seine Seele die biblische Welt mehr als die wirkliche Welt erfüllt.

Emanuel Quint erschien diesen beiden Männern nun deshalb als geradezu aus dem Bibelbuch hervorgestiegen. Schon auf dem Markte zu Reichenbach, obwohl als Christen gewarnt vor falschen Propheten, gerieten sie doch sogleich in Emanuels Bann. Kein Narr in der Welt, der nicht Narren macht! Leichtgläubig und in dem steten Gefühl, ihre Not sei zu mächtig, um sich nicht bald zu enden, warteten sie mit ungeduldigeren Herzen auf Erfüllung der Verheißungen des Himmels, als sie auf Brot warteten, ihren irdischen Hunger zu stillen. In ihrer Einfalt hatten sie, ach wie oft, vermeint, das schreckliche Ende der Welt sei nahe und alles stünde unmittelbar vor dem Untergang. Sie waren zu ihren Konventikeln gelaufen, Sommers und Winters, stundenweit, und hatten dabei, den letzten Blick auf die ärmliche Hütte werfend, aus der sie gingen, für sich gemeint, es könnte vielleicht zum letzten Abschied sein. Denn jedesmal, sobald sie mit anderen Sektierern ihrer Art betend, singend und Bibel lesend vereinigt waren, hatten sie das Gefühl, dem Rätsel der letzten Stunde ganz nahe zu sein. Da schien es ihnen, als lägen vielleicht nur Minuten zwischen jetzt und dem letzten Augenblick.

Und oftmals, während des stillen Gebetes, wenn draußen die Nacht und innen im Zimmer der kleinen Gemeinde die Stille des Grabes herrschte, wurden die Brüder jählings blaß, und während sie, einer den anderen, entsetzt und beglückt zugleich ins Auge faßten, hatten sie draußen die ersten Posaunenstöße des jüngsten Gerichtes dröhnen gehört.

Nachdem sie gegessen hatten, und in der seltsamen Erregung, worin alle drei sich befanden, nur wenig gesprochen worden war, erhob sich der jüngere Scharf, um die Reste des Mahles abzutragen, wobei ihm der ältere Bruder behilflich war: dann wurde von diesem die Heilige Schrift — sie hatte auf einem Balken der Decke gelegen! — herbeigeholt, und während er sie vor Emanuel, auf dem gesäuberten Tische, aufschlug, sah er den neuen Apostel bittend an.

Dieser hatte die Hand nicht sobald auf das teure Buch gelegt, als es den Brüdern vorkam, wie wenn seine Augen überirdisch zu leuchten begännen, und als verbreite sich, von dem göttlichen Talisman aus, ein himmlisches Feuer durch seinen Leib, aber es zeigte sich nur, daß der verstiegene Mensch eine größere Sicherheit wieder gewann und, trotz aller Schwärmerei, in dem Augenblick fest auf den Füßen stand, wo er den Urgrund göttlicher Weisheit wieder berührte, darin, wie er meinte, sein Irrtum, den er für Wahrheit hielt, begründet lag.

Er hub nun zu lesen, das heißt, nur immer flüchtig die Schrift betrachtend, mit leiser, innig-heimlicher Stimme zu sprechen an: „Selig seid ihr, dieweil das Reich Gottes euer ist. Ja, ich komme zu euch, ihr Armen! Euer, ihr Armen, ist das Reich. Selig, die ihr hier hungert, ihr werdet satt. Selig, die ihr hier weinet, euch wird man trösten, ihr lacht dereinst. Der Geist des Herrn ist bei mir," fuhr er dann fort. „Er hat mich gesandt, wie er viele gesandt hat. Ich bin hier. Ich verkünde das Evangelium. Ich komme, zerstoßene Herzen zu heilen. Die Gefangenen sollen ledig werden, die Zerschlagenen heil, die Blinden gesund." Und weiter sagte er: „Seht

mich an," und dabei schien der Jammer verborgenen, schweren Leides auf seine verhärmten, plötzlich verfallenen Züge getreten zu sein: „ihr werdet am Ende zu mir sagen, Arzt, hilf dir selbst. Wenn ihr mich kennt, wie euer Vater mich kannte, was er durch seinen Ausruf bewiesen hat, so wißt ihr, daß ich ein von den Menschen Verstoßener bin. Ich war verachtet von Jugend auf. Ich war mit Schwären behaftet als Kind. Ich habe längere Zeit auf dem Stroh des Krankenlagers gelegen, als euch, da ich lebe, möglich scheint. Aber die Schmach hat mich nicht erniedrigt, und die Krankheit hat meine Seele lebendig gelassen. Fand ich doch auch, daß geschrieben steht: selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und absondern, euch schelten und euren Namen verwerfen. Sie nennen mich einen Narren. Mögen sie's tun. Sie haben sich auch von dem Heiland gewendet und haben ihm alle Namen gegeben. Sehet, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Hatte er doch auch weder Gestalt noch Schöne, sie aber hielten ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert würde. Wenn ihr nun heut wolltet zu mir sagen: Arzt, hilf dir selbst, so sage ich euch, daß ich das Kleid der Schmach und der Krankheit dieser Welt nicht eher will ausziehen, als bei Gott. Auf dieser Welt hier ist Leiden Glück. Ich segne den Vater für jede Qual, die er mir geschenkt, für jede Marter, die er mir bescheret hat. Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid. Ich will das Kleid der irdischen Drangsal nicht von den Schultern lassen, bevor der letzte von meinen armen Menschenbrüdern es abgelegt. Denn wisset ihr auch, wer der letzte, der ärmste und elendeste unter den Menschen ist? Der Kränkste, der um Gesundheit fleht? Unter den Durstenden der Verschmachtende? Der, den der Hunger am meisten plagt? Der unterm Mangel am bittersten leidet? Ja? Wißt ihr auch wirklich, wer das ist? Er! Jesus Christus von Nazareth."

Emanuel war mit seiner Rede bis hierher gekommen, als einige übermütige Bauernburschen, die, an der Hütte vor-

übergehend, im Innern das Licht und die Schwärmer darum bemerkt haben mochten, ihre betrunknen Gesichter an eines der kleinen Fensterchen drückten und so, die Nasen und Mäuler zu schlimmen Grimassen breitgequetscht, wüstes Gebrüll und Drohungen ausstießen. Erblassend sahen die Brüder sich an. Anton aber, dem plötzlich das Blut zu Kopf stieg, noch eben von Andacht ganz übermannt, sprang auf, vom Zorn heftig gepackt, bereit die Störenfriede zu züchtigen.

Mit einer gelassenen Milde, vielleicht nicht ganz ohne Wohlgefallen, betrachtete Quint den seine Wut nur mühsam beherrschenden Mann. „Selig sind die Sanftmütigen," sagte er zwar, streckte ihm aber zugleich die Rechte entgegen, und als er die Hand des Erregten in seiner spürte, drückte er sie und sagte dabei: „Wohl dir, daß dir Mannheit und Mut von Gott gegeben sind. Brauche sie. Diene dem Evangelium. Die Diener am Wort sollen Männer sein. Aber brauche deine Kraft zur Demut, deinen Mut zur Duldung und deinen Eifer verwandle in Liebe zu Gott. Dann wirst du ein Fels wie Petrus sein."

Zweites Kapitel

Das innere Feuer, das Emanuel zu seiner ersten Zeugnisablegung getrieben hatte, und das er für das Feuer des heiligen Geistes nahm, brannte fort, auch nachdem er die Brüder Scharf verlassen hatte. Er zweifelte nicht daran, daß der Heiland in ihm war, durch ihn mit der Kraft des Wunders gewirkt und seinen Apostelberuf auf diese Weise bestätigt hatte.

Er war von den Brüdern weg in die Wälder gegangen, wie jemand, der seine Seligkeiten verbergen muß. Während der Morgen graute, der Himmel sich immer heller färbte, die

Vögel immer lauter zu singen anhuben, zog es ihn immer tiefer und höher in Wälder und Berge hinein. Denn dieser irdische Frühlingsmorgen, dem alles entgegensah, und dessen innere Wollust, vor ihm her webend, alle Kreaturen bereits erfüllte, hatte für ihn einen himmlischen Sinn. Der innere Antrieb, der diesen Schwarmgeist mit seinem in Liebe überfließenden Herzen aufwärts trieb, war nicht nur darauf gerichtet, so bald wie möglich die Schöpferin dieser irdischen Wonnen, die Sonne, zu sehen, sondern er fühlte Gott selber in ihrem Lichte heraufkommen und wollte in seiner Glorie stehen, und sei es auch nur, um darin zu schmelzen.

Emanuel atmete Morgenluft. Aber es schien ihm der Morgen jenes ewigen Tages zu sein, aus dem die Finsternis immerdar verbannt ist, und wo wir, nach den Verheißungen der Bibel, im Angesichte und Frieden Gottes, von allen Übeln erlöst, wandeln werden, teilhaftig der ewigen Seligkeit. Und deshalb steigerte sich seine Wonne zu Trunkenheit. Die Wogen der inneren Schauer gingen so hoch, daß er, fast gegen seinen Willen, vor Freude zu schreien begann, zu singen, und Gott mit lauten Jubelrufen zu loben, nur um in dem ganz unfaßlichen Übermaße der Wonnen nicht zu vergehn.

So war er bis auf den Gipfel der Hohen Eule gelangt, der höchsten Erhebung in jener Gegend, und wer den armen Handwerksgesellen beobachtet hätte, wie er, die Hände gen Himmel werfend, abwechselnd murmelnd und rufend umherlief oder starr aus heißen, verweinten Augen gen Osten sah, das Tagesgestirn voll krankhafter Spannung erwartend, der hätte in ihm einen Irren gesehn.

Und wie nun die Sonne mit dunkel purpurnem Lichte, goldfeurig warm, in weiter Glorie spielend, ins Irdische brach und die Räume gleichsam mit einem urgewaltigen Gottesgetümmel erfüllte — dieweil es von Becken, Pauken, Posaunen und Harfen vor den Ohren des armen Apostels toste und klang! — so konnte Emanuel sich nur noch einen Augenblick lang hoch aufrichten, einen Augenblick fest in die

brünstige Lohe sehn, um dann, von einem brennenden Schmerz im innersten Herzen gleichsam versehrt, in die Knie zu sinken — einem Schmerz, der ebenso süß, als brennend war! — und stammelnd für alle um Gnade zu flehn.

Als Quint aus einem schweren, totenähnlichen Schlaf wieder erwachte, war der Mittag herangekommen. Ob er geträumt, und was er in diesem Schlafe geträumt hatte, wußte er nicht, aber er war erfrischt und empfand eine tiefe Beseligung. Nachdem er dann Gesicht und Hände an einem nahen Waldbach gewaschen und überdies sich durch einen Trunk erquickt hatte, stieg er, scheinbar ziellos, zu Tal hinab und gelangte nach einiger Zeit an die erste, dicht am Waldrand stehende Hütte, an deren Tür er Almosen heischend anklopfte. Es wurde ihm Brot herausgereicht.

Nun wanderte der Narr, die Ansiedlungen der Menschen vermeidend, über versteckte und verlassene Fußsteige in die Ebene hinab und weiter auf dieser Ebene hin, bald auf Rainen zwischen Feldern, auch wohl in der Furche eines blühenden Kartoffelackers oder an den Rändern kleiner Flüsse, deren Lauf Weiden- und Erlenbüsche verrieten. Es war bereits dunkel, als er ein Dörfchen von Ackerbauern erreicht hatte, das in einer Bodenfalte gelagert war, über die es mit Giebeln und Schornsteinen und der Spitze eines verwitterten Heidenturmes und auch mit dem dunklen Gewölk seiner Eichen-, Rüstern- und Lindenbäume hinausblickte. Man kannte den Narren hier nicht, und außerdem machte die Dunkelheit, daß er, ohne aufzufallen, gemeinsam mit einigen alten Männern und Weibern, das Schulhaus erreichen konnte, wo er bereits, in einem der Schulzimmer, eine kleine Gemeinde, auf ihren Prediger wartend, versammelt fand.

Kaum hatte sich Quint auf ein leeres Plätzchen der letzten Schulbank gesetzt, als die Tür wieder geöffnet wurde und ein weibisch aussehender, junger Mann, der Lehrer des Ortes, einen anderen hereinführte, der breit, mit niedriger Stirn

und kurzem Nacken, durchaus keineswegs wie ein Bote des Friedens geartet schien.

Nachdem dieser Mann das kleine Katheder der Stube betreten und in einer zwischen zwei brennenden Kerzen aufgeschlagenen Bibel, wie um die düstere Glut seiner Augen darin zu verbergen, forschend geblättert hatte, musterte er die Schar der Versammelten, hauptsächlich ältere Weiber und Tagelöhner, mit einem drohenden und durchdringenden Blick.

Es war ein Blick, der den armen Emanuel Quint erzittern machte. Er kam sich auf einmal mit Schuld beladen und wie ein des Todes würdiger Sünder vor. Noch während bereits die ersten Worte des Predigers den dunstigen Raum durchdröhnten, wie das beginnende Grollen eines großen Gewitters, fand im Innern des Narren ein verzweifeltes Ringen statt. Es fehlte nicht viel, er wäre aufgesprungen und, wie von höllischen Geistern gepeitscht, davongerannt; denn es fiel ihm auf einmal mit Zentnerlasten aufs Herz, was er in diesen letzten Wochen getan und sich angemaßt hatte. Wie unter einem alles durchleuchtenden, jähen Blitz erkannte er seine geheimsten Gedanken und ihre noch geheimere Eitelkeit; dazu hörte er nun die furchtbaren Worte: „Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringet, der wird abgehauen und ins Feuer geworfen."

Der arme rothaarige, bleiche Mensch riß die Augen weit auf, und von einer namenlosen Bestürzung betroffen, ließ er den Mund mit dem falben Bärtchen weit offen stehen. In Gedanken schlug er an seine Brust, beugte sich zehnmal so tief zur Erde, daß seine schweißbedeckte Stirne den Boden berührte, und war bereit, jeder furchtbaren Strafe und Züchtigung Gottes voll tiefer Zerknirschung sich auszuliefern.

Bruder Nathanael predigte nicht wie die Schriftgelehrten. Wie der Täufer Johannes gleichsam Donner, Blitz und feurige Ruten geredet hatte, so ging auch von ihm eine

strafgewaltige Stimme aus, die jeden Hörer erbeben machte. Aber er setzte nicht nur die Mission des ersten Johannes, des Täufers, fort, sondern er hatte auch die schrecklichen und verwirrenden Bilder des andern Johannes in sich gesogen, jene gräßlichen und entsetzlichen Phantasien, die in dem Buche der Offenbarung beschlossen sind.

Nachdem er die Blindheit und Verruchtheit der Welt gegeißelt hatte — die Kaufleute, welche Fürsten seien! die Könige und Gewaltigen, die nur darauf ausgingen, immer neue Werkzeuge zu ersinnen für Krieg und Mord! — rief er aus: „Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüste. Aber ich sage euch: ich und schon mancher versiegelte Christ außer mir, wir haben zuweilen des Nachts schon eine andere Stimme unter den Sternen rufen gehört: sie ist gefallen! sie ist gefallen, die große Babel!"

„Wehe! wehe! wehe!" schrie er, die Lider unter den buschigen Wimpern über die Augen gezogen, wie um die Gesichte nicht sehen zu müssen, die ihm solche Rufe der Angst, der Warnung und Qual entpreßt hatten. „Ich sehe die Engel des Euphrat losgebunden! Ich sehe sie mit den Schwertern der Rache auf die Weltteile niederbrausen! Sie fahren nieder und schlagen Amerika und ertränken das Dritteil aller Bewohner im Blut! Sie fahren hernieder und schlagen die große Asia und morden den dritten Teil alles Lebendigen! Sie fahren nieder und schlagen Europa, Australien, Afrika und würgen und schlachten und zertreten mit glühenden Füßen die Feinde des, der da war, ist und sein wird. Die Sonne verfinstert sich; die Sterne fallen vom Himmel auf die von Mordbrand schauerlich lohende Erde. Das Meer ist Blut. Die Fische und alle Kreaturen im Meer sind erstickt im Blut. Und nun bäumt sich das Meer und speit und speit und speit seine Toten aus. Alle die Opfer speit es nun wieder aus, die es vom Anfang der Zeiten an bis auf diese Stunde des letzten Gerichtes verschlungen hatte ..." und auf diese Art fuhr er geraume Weile, das Ende der großen Babel zu

schildern, fort. Schweflige Flammen durchzuckten das Schulzimmer. Die armen, in sich zusammengekrochenen Leutchen hörten mit schlotternden Kinnladen zu. Ihre mageren, knochigen Runzelgesichter hingen mit gierigen Augen festgesaugt am Munde des Sprechenden. Gleichwie in Wollust und kaltem Entsetzen waren die Münder weit aufgetan. Qualvolles Seufzen und Röcheln ward laut. Sie vernahmen von Kronen und wieder Kronen, womit die sieben Tiere geschmückt waren: sie rochen den Dampf und Gestank des fressenden Feuers, das aus ihren abgründischen Rachen ging. Unter ihnen erbebte die Erde bei immer erneutem Mord und Posaunenschall. Da war kein Ende; da war nirgend ein Heil; da war für den Sünder nirgend ein Schlupfwinkel.

Und Berge von Leichen häuften sich unter Pest, Brand, Schwert und Stachel. Raben, Geier und Wölfe starben vom Aas. Man fühlte den qualmenden, giftigen Dunst der Verwesung. Aber mitten in aller weit über Menschenbegriffe sintflutartig steigenden Greuel, hörte auf einmal Emanuel Quint in seiner Seele etwas, ähnlich einem hellen, silbernen Glöckchen, leise anschlagen, dann etwas erklingen, gleich einem rätselhaft wunderbaren Schalmeienlaut, dem allsogleich sein ganzes Wesen mit einem entzückten Schauer antwortete.

Nun hatte das wilde, buschige Haupt mit den angeschwollenen Stirnadern, das zwischen den Lichtern tobte, keine Gewalt mehr über ihn. Allein auch der Prediger schien sich nunmehr darauf zu besinnen, daß nun der Acker der Seelen genugsam bereitet war, um den Samen des Reiches ihm anzuvertrauen. Das Schwefelfeuer der Läuterung hatte wohl nun, wie er annahm, die Zungen genugsam nach einem Tropfen lebendigen Wassers durstig gemacht, nach jenem erquickenden Element, dessen tiefer Brunnen ihm offenstand. Und so ging er denn in seinem Vortrage auf den sicheren Frieden der Auserwählten über, denen die Stätte ewiger Freude, die heilige Zion, bereitet sei.

Er sprach vom Senfkorn des Glaubens, das zu einem

weltbeschattenden Baum emporwachsen werde. — Emanuel horchte von neuem auf! — Er sprach von dem rosenfarbenen Blute des Lammes, durch das der Gläubige rein von jedem Flecken der Sünde gewaschen sei. So schneeig und weiß, daß kein Makel an ihm zu erfinden wäre. Er baute an Stelle der alten Babel das neue glückselige Zion auf und rief verzückt: „Selig ist der und heilig, welcher teil an der ersten Auferstehung hat. Wer überwindet, der wird alles ererben!" — Und er bauete nach und nach, wie ein himmlischer Baumeister, vor den bebenden Seelen die heilige Stadt aus Jaspis auf. Er zeigte ihnen die Tore und Gründe. Er maß die Fläche Jerusalems mit einem goldenen Rohre aus. Er machte die Häuser aus Gold, die Gründe aus Jaspis, Saphir, Kalzedonier und Smaragd. Er nannte Sardonyx, Sardis, Chrysolith, Topas, Hyazinth und häufte die Worte, die, seiner Gemeinde unverständlich, ihr doch einen Rausch von Glanz und Verzückung brachten. Er schloß mit einem Gebet um Bußfertigkeit und um einen felsenfesten Glauben, damit die Gemeinde zu denen gehöre, die tausend Jahre unter dem Szepter des Lammes, das die einzige Leuchte des irdischen Zion sei, in unaussprechlichen Wonnen hinzubringen berufen wäre.

Im Hausflur, nachdem die Menge der kleinen Leute sich verlaufen hatte, trat Emanuel Quint den Predigtbruder mit den leise gesprochenen Worten an: „Was soll ich tun, daß ich selig werde?" Der Angesprochene aber umfaßte mit weichem Griff seiner harten Hand die herunterhängende Rechte des Fragenden und zog ihn über eine knarrende Holzstiege mit sich hinauf in das kleine Gastzimmer, das ihm die Lehrersleute eingeräumt hatten. Es schien, daß der redliche Gottesmann an der Erscheinung Emanuels mehr Gefallen fand, als jüngst der installierte Vertreter des Christentums; denn der Lehrer und seine Frau warteten unten lange vergeblich vor dem sauber gedeckten Abendtisch, während die

Stimmen der beiden Männer immer lebhafter durch die getünchte Decke herunterdrangen.

Als Bruder Nathanael endlich zum Abendessen erschien, war, man fühlte es seinem Wesen an, etwas Unerwartetes in sein Leben getreten. Seine Reden schienen zerstreut, und er aß ohne Aufmerksamkeit. Nach Schluß der Mahlzeit ließ er seinen schweren Körper in die Ecke des mit einer gehäkelten Decke überzogenen Sofas niederfallen und stocherte sich, noch immer versonnen, in den Zähnen herum; denn seine Manieren waren gewöhnlich.

Von Gott, dem Reiche Gottes und seinen Freuden zu reden, konnte der Lehrer nicht müde werden. Der bärtige, etwas weibische Mann mit dem weichen Jünger-Johannes-Kopf war geradezu unersättlich darin. Seine üppige junge Frau, die ein orientalisch, sinnlich-schlaffes Wesen hatte, verzog den Mund, da er, mit dem Bibelbuch in der Hand, nicht ohne Ungeduld ihr bereits wiederum Zeichen machte, sie möge im Abräumen des Tisches und im Hunger nach Gottes Wort ungeduldiger sein.

„Ich habe da eben einen Menschen oben in meinem Zimmer gehabt," sagte Bruder Nathanael plötzlich, „dessen Wesen und Wort mir noch immer vor meiner Seele steht. Ich kannte ihn nicht; doch er kannte mich. Er hatte von mir vielfach reden gehört — ich weiß nicht, von wem! — in frommen Flugblättern hat er manches von mir gelesen — ich weiß nicht, in welchen! — Er ist bibelfest, und es war mir bei seinem ersten Anblick kaum möglich zu denken, daß er überhaupt lesen könne. Er hält mir seinen Namen verborgen. Ich weiß nicht, warum! Vielleicht ist er bereits wegen irgendwelcher Vergehen bestraft! Womöglich hat er bereits im Zuchthaus gesessen. Nun es wird Freude sein vor neunundneunzig Gerechten über einen Sünder, der Buße tut! — Ich muß aber wiederum sagen, daß in seinem Wesen ein eigentümlicher Atem von Einfalt und Unschuld ist. Es ist in diesem Menschen ein schlichter, überzeugender Glaube. Es kam mir

bei seinem Anblick das Wort in Erinnerung, ich weiß kaum, wodurch: Fürwahr er trug unsere Krankheit und nahm auf sich unsere Schmerzen; wir aber hielten ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert würde. In der Tat, er scheint krank. Die roten Flecken auf seinen Wangen deuten wohl auf die Auszehrung. Allein so groß kann bei seinem Alter sein Martyrium doch kaum gewesen sein, daß es ihm ein so tiefes durchdringendes Auge für die Leiden und Schmerzen der Erde gegeben hätte. Es ist erstaunlich, mit welcher behutsamen, wissenden Hand er alles berührt! Ich verstehe es nicht. Ich begreife es nicht.

Es ist eine Liebe und eine Barmherzigkeit in diesem Menschen, dessen abgezehrter Körper an vielen Stellen durch Risse seiner ärmlichen Kleider schimmert, die mich in einem gewissen Sinne entwaffnet und rührt. Es spricht aus ihm ein so allgütiger Geist der Barmherzigkeit, daß ich mit meiner Liebe mir vorkomme, wie ein toter und grausamer Mann. Er wandte sich gegen eine Stelle der Offenbarung, die ich in meiner Predigt gebraucht hatte, wo die große Babel, wie es heißt, gequält werden wird vor den heiligen Engeln und vor dem Lamm mit Feuer und Schwert. Er sagte, dies sei der Geist des Lammes nicht. Er sprach dies wie einer, der es weiß, und ich, der ich mich mit dem Worte Gottes geharnischt wähne, wußte ihm nichts darauf zu erwidern. Er erklärte, das wäre unseliger Mißverstand und zwar aus der Blindheit des Hasses geboren, den, auch nur in den Jüngern, ganz zu zerstören, der ewigen Liebe des Heilandes selbst nicht gelungen sei."

Der Lehrer erschrak. Es war ihm ein unerhörter Gedanke, die unantastbaren Worte der Schrift, ja nur den kleinsten von ihren Buchstaben, in ihrer göttlichen Wahrheit bezweifelt zu sehen. Er hielt auch mit seinem Entsetzen deshalb nicht zurück.

„Der Heiland, der Heiland und wieder der Heiland!" antwortete ihm der Bruder darauf. „Es ist nichts dawider zu

sagen, lieber Genosse im Herrn, wenn du bei jemand den unzweideutigen Eindruck hast, er bette sich ganz an die Brust des Lammes. Jesus, Jesus und wieder Jesus. Etwas anderes kennt dieser junge Gläubige nicht. Und dieser Jesus hat auch gesagt: der Buchstabe tötet; der Geist macht lebendig. Vor diesem Jesus ziehen wir her. Auf welche Weise er kommen wird, wer kann es wissen? Ob er heut oder morgen kommen wird oder erst nach zwölftausend Jahren, wer kann es aussprechen? Ich habe dem herzensreinen und herzensguten Menschen meine beiden Hände übereinander segnend aufs Haupt gelegt und habe der Worte des Heilandes gedacht, der gesprochen hat: Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, eben das habt ihr mir getan."

Dann fuhr der Apostel des tausendjährigen Reiches unter tieferem Sinnen fort: „Was geht aus diesen Worten hervor? Zu welcher nimmer rastenden Vorsicht müssen sie jeden Gläubigen auffordern? Wer sagt mir denn, wenn ich jemand hart anlasse, ob es nicht Jesus selber gewesen ist? Wer sagt mir denn, ob nicht vielleicht er, der Heiland selber, in diesem Menschen gewesen ist? Steht es nicht ganz in seiner Macht, aufs neue den Weg der irdischen Niedrigkeit und des irdischen Elendes anzutreten? Steht es nicht täglich und stündlich in seiner Macht? Lieber Bruder in Christo, ich weiß, was ich sage: dieser junge Mensch kann der Heiland in eigener Person gewesen sein! Ja, in einem gewissen Sinne ist er es ganz bestimmt gewesen." — So sprachen sie über den armen Emanuel Quint bis lange nach Mitternacht.

Am folgenden Morgen, als das Licht der herannahenden Sonne nur erst bleich und kalt den Raum über der weiten Fruchtebene erfüllte, ohne daß der Quell solcher Helligkeit sichtbar geworden wäre, hatte der Bruder Nathanael Schwarz einen Gang über Feld zu tun. Auf die Dorfstraße getreten, begegnete ihm der achtzehnjährige sogenannte Schreiber eines gewissen Gutes, dessen Besitzer gläubige Christen waren. Bei diesen Leuten, deren Neffe und gleichsam angenommenes Kind

der Schreiber-Eleve oder -Lehrling war, hatte der Wanderprediger schon oft Asyl und einen gastlich gedeckten Tisch gefunden.

Kaum daß er des jungen und zarten Menschen ansichtig wurde, der in dem magischen Licht der Frühe, an den Toren der Bauerngüter und den Gattern der kleinen Kossätenhöfe vorüber, einsam herangeschlendert kam, so dachte er allsogleich daran, wie seine Gastfreunde, um das Seelenheil des halberwachsenen Burschen besorgt, ihn um Rat und Hilfe seinetwegen ersucht hatten. Er ging also auf den blassen und schönen Jüngling zu, der sogleich die Mütze vom Kopfe zog, und begrüßte ihn freundlich, bei sich selber den scheinbaren Zufall dieser Begegnung als eine Schickung des Himmels segnend.

Wie sich herausstellte, hatten beide den gleichen Weg, und so schritten sie nebeneinander hin, in einem mäßigen Fußgängertritt, und waren bald aus dem Dorfe hinaus in eine vergraste, breite Kirschenallee gelangt, unter ein langgestrecktes, durchsichtiges Gewölbe aus Blüten, in das von allen Seiten viel tausendstimmiger, rastloser Jubel von Lerchen drang.

„Wie kommt es," fragte der Bruder den jungen Mann, „daß Sie in dieser frühen Stunde schon auf den Beinen sind, Herr Kurt?" Und Kurt, der den Familiennamen Simon trug, antwortete ihm mit scheuem Erröten. — „Sie sind gestern in meiner Predigt gewesen?" „Jawohl!" Und wirklich hatten die drohenden Bilder des jüngsten Gerichts und des Weltuntergangs den Gutsschreiber bis ins Mark beunruhigt und ihm den Frieden des Schlafs geraubt.

Der Bruder versuchte nun auf mancherlei Arten und Weisen in das Vertrauen dieser verschlossenen Jünglingsseele sich einzuschleichen, deren seltsames Wesen seinen Gastfreunden Kummer machte. Soviel er sich aber auch mühte, der Junge zog sich nur immer mehr in sich selbst zurück. „Ihre Tante hat Ihnen vor einigen Tagen ein Testament geschenkt?" —

„Ja."

„Und Sie haben darin gelesen?"

„Ich habe darin gelesen. Ja."

„Haben Sie nie daran gedacht, sich mit all ihren heimlichen Nöten und Schmerzen dem anzuvertrauen, der all unsere Schmerzen und Nöte kennt und der aus Liebe zu uns, damit wir von allen Sünden entbunden und selig würden, sein Blut am Kreuze vergossen hat?"

Kurt Simon schwieg. In Wirklichkeit hatte er dies in heimlichen Stunden oft und mit Inbrunst getan, ohne daß sich die Wirrnis seines Innern durch seine Gebete in Klarheit gelöst hatte.

Der Bruder, weil er den Mangel an Glauben als die hauptsächliche Wurzel alles Übels im Wesen des jungen Menschen ansah und nicht erwog, ob es vielleicht ein zu starker Glaube war, verbunden mit einem allzu zarten Gewissen, was den Jüngling zu seinem eigenen Wesen und Werden in Widerspruch setzte? versuchte nunmehr, als getreuer Gärtner, das Saatkorn des Glaubens einzupflanzen. Allein die empfindsame Seele des seltsamen Jüngers lehnte den Ausgleich mit der Gottheit durch die derbe Vermittlung Bruder Nathanaels ab und fand sich durch seine Ratschläge mehr beleidigt, als angezogen.

Die Beispiele von Gebetserhörungen, die sein Begleiter ihm vortrug, die kleinlichen Verbriefungen kleinlicher Wunder erschienen ihm lächerlich: wie jener um 20 Mark, dieser um Gewährung eines neuen Rockfutters oder um ähnliches gebeten hatte. Dagegen waren im Bereich seiner Phantasie leicht brennbare Stoffe in großen Mengen vorhanden, die es leicht hatten, einen aushöhlenden und vernichtenden Brand in ihm aufzuzünden. Es war ein Glück, daß der Bruder, erfüllt von seiner Begegnung mit dem milden Emanuel, erneut durch die Frische des Spätfrühlingsmorgens, die schwarzen Fackeln des Abgrundes nicht wieder schwang.

Am Ende der Kirschenallee angelangt, wurden die Wanderer von den ersten warmen Strahlen der Sonne berührt. Um

nun das erhabene Gestirn über die weite Fläche des Erdreichs auftauchen zu sehen, erklommen sie eine gelinde Böschung. Da bemerkten sie unweit eines mächtig getürmten Strohschobers, der teilweise abgerissen war und im grellsten Lichte stand, einen Menschen knien und, gleichsam zu einem somnambulen Zustand verzückt, wie blind an ihnen vorbei in die Sonne starren.

Sie standen still und bewegten sich nicht.

Wenn auch von ferne her die Dampfpfeifen einiger Fabriken ihre Arbeiter riefen und Stange und Draht einer nahen telegraphischen Leitung im Tumulte der Lerchen leises Summen vernehmen ließ, so konnte man doch, den knienden Mann in der Sonne betrachtend, nicht glauben, in den Zeiten des Dampfs und der Elektrizität zu sein. Er hatte kein Obergewand. Ein lehmfarbenes Beinkleid, um die Hüfte mit einem Riemen gegürtet, war alles, was er am Leibe trug. Die Hände hielt er auf seinen Knien gefaltet, den bleichen Kopf in verzehrender Andacht zurückgelehnt. Wie Flammen umfloß seine Stirne, Schläfen, Wangen und Schultern das rote Haar, als wären es heilige Flammen, die ein Opfer verbrennen, das sich selbst darbringt. Die Lippen des Beters waren bleich. Das nackte, perlmutterartige Fleisch erschien zart und durchsichtig, wie ohne Körperschwere und gleichsam durchschlagen von Licht. „Habe ich doch," sprach, sich ermannend, ganz unwillkürlich Bruder Nathanael, „von diesem Menschen die ganze Nacht durch geträumt und ist es mir doch, als wenn ich ihn schon im Traum heute Nacht in dieser betenden Stellung mit meinen geistigen Augen erschaut hätte."

Kaum eine Spanne hoch schien die Sonne über den Horizont emporgerückt, als Emanuel Quint — er war der Beter! — aus seiner wunderlichen und kranken Ekstase erwachte. Zwinkernd und wie im Dunkeln tastend sah er sich um. Er hatte im Stroh des Schobers genächtigt, weil

er am Abend vorher die wenigen Pfennige des Quartiergeldes, die Bruder Nathanael ihm hatte reichen wollen, wie alles Geld zurückwies, das man ihm bot. Vergeblich hatte er dann im „Krug" der Ortschaft angeklopft und um Obdach gebeten: eine närrische Tat, die zusammen mit seiner Marotte, kein Geld anzunehmen, eine ganz besondere Narrheit des Narren war.

Eine Weile ruhte das Auge Emanuel Quints versonnen auf Bruder Nathanael; dann verriet ein schwaches und gütiges Lächeln, das über sein Antlitz ging: er hatte den Eiferer wieder erkannt.

Der junge Landwirt, der mit dem Ausdruck fragenden Staunens bald seinen Begleiter angesehen, bald die Bewegungen des sich nun von den Stoppeln des Brachfelds erhebenden Quint verfolgt hatte, sah, wie dieser ein grobes Hemde ergriff, das in der Nähe lag, und es mit komischer Mühe, wobei sein Kopf darin verschwand, über Arme und Schultern zog. Dann reichten er und der Bruder einander die Hand.

Ohne viel Worte zu machen, schloß sich der sichtlich ermattete, zuweilen fröstelnde Mensch, dem Bruder und seinem Begleiter an. Schweigend, selbdritt, schritten sie nebeneinander.

Der junge Landwirt konnte bemerken, daß in der Stimme des Bruders Nathanael, als er endlich zu reden begann, eine tiefe Bewegung zitterte, und auch er war seit dem Erscheinen des Fremden, besonders seit dem ersten Laut seiner ruhigen, klangvollen Stimme seltsam erregt.

„Ich habe über das, was wir gestern Abend miteinander gesprochen haben, noch lange nachgedacht," sagte der Bruder. „Ich habe auch wenig Schlaf gehabt, und in den halbwachen Zuständen dieses Schlafs haben Sie mir zuweilen vor Augen gestanden. Ich möchte gern wissen, lieber Mitbruder, wer Sie sind!"

„Ich bin ein Mensch," gab der Narr zur Antwort.

Mit dieser Antwort, die mehr gehaucht, als gesprochen wurde, schien dem Bruder wenig gedient zu sein. „Warum bist du zu mir gekommen," sagte er plötzlich, „wenn ich deines Vertrauens nicht würdig bin?"

Emanuel schwieg einen Augenblick; dann blieb er stehen, mitten im Feld, im Morgenwind und im Vogelgesang, sah den Bruder mit einem leisen Vorwurf der Liebe an und beugte sich dann zum Kuß über seine Hände.

„Ich könnte dir sagen, wer ich bin," erklärte er, als sie weitergegangen waren. „Was liegt daran? Was ist ein Name, und nun gar, was kann der meinige sein, den keiner jemals anders genannt hat, als mit Verachtung? Warum soll ich ihn nennen? Wenn ich ihn anfasse und aus dem Schmutze aufhebe, der ihn bedeckt, so erhebe ich das oberste Glied einer Kette von Leid, Gram und Erniedrigung, und also müßte ich auch diese Kette mit erheben. Das will ich nicht! Denn ich will nicht klagen! Ich will keinem Menschen die Beichte des eigenen Kummers ausschütten. Dies darf ich nur dem gegenüber tun, der in mir ist."

In einer leicht dialektischen Färbung hatte er diese Worte gesagt. „Wer ist denn in dir?" fragte Nathanael.

„Gott gebe, daß er, der in uns wohnen will, in mir ist."

Wie eine Klammer legte es sich um den Kopf des jungen Eleven der Landwirtschaft, indem er ein wenig hinter den beiden herschreitend den langsam schwingenden Gang der nackten, bestaubten und wunden Füße des Menschen in Lumpen und den schweren Schritt des Herrnhuter Bruders wandern und wandern sah. Eine unsichtbare und dennoch undurchdringliche Wand schien ihn mehr und mehr von der Wirklichkeit seiner Tage auszuschließen. Die Erde war ihm verwandelt und wunderlich. Als gäbe es keine Zeit, so kam es ihm vor, oder als wäre die Gegenwart die Vergangenheit und Längstvergangenes gegenwärtig. Als seien tausend Jahre ein Tag.

Der Kampf der Wirklichkeit, die ihn umgab und die er heute und gestern gelebt hatte, mit einer phantastischen Vor-

stellung, steigerte sich bis zur Qual in ihm. In der Tasche das kleine Evangelienbuch mit der Hand umschließend, das ihm die um sein Seelenheil besorgte Pflegemutter geschenkt hatte, kam es ihm vor, als wanderten zwei Gestalten aus diesem Buche vor ihm her. Ja, als wäre er selbst nur eine Gestalt aus der heiligen Darstellung, die ihn nun schon seit Wochen beschäftigte. Aber er sagte zu sich, er sei krank und wolle sich diesem vermeintlichen Wahne nicht hingeben. Sein Vater und seine Mutter fielen ihm ein, die unbefangene Naturen waren, und er dachte bei sich, daß es ihnen gelingen würde, die phantastische Wolke, die ihn trug und in die er gesperrt war, aufzulösen. Er selber sah keine Möglichkeit, es zu tun. Er war bald vom Zittern der Freude bewegt, bald von Angst. Bald wollte er seinen Eltern, den ahnungslosen, über die fernen Hügel hin zurufen: „Sehet, der Heiland schreitet vor mir! Sehet den Sohn, den ihr zeugtet, und welcher euch mehr, als die anderen Sorgen und Schmerzen bereitet hat, er schreitet jetzt in des Heilandes Fußstapfen!" Bald wollte er schreien: „Errettet euch vor den Schrecken des Untergangs!"

Vielleicht war Jesus Christus, der eingeborene Sohn des allmächtigen Gottes, wirklich wiederum auferstanden! Weshalb sangen die Lerchen eigentlich heut so laut? Weshalb rasten sie förmlich in den Lüften? Wußte der Bruder Nathanael eigentlich, oder nicht, wer neben ihm ging? Er sprach, und man konnte es nicht heraushören.

Nathanael hatte den Namen einer gewissen Dorothea Trudel genannt, einer Schweizerin, die in der Nachfolge Jesu so weit gegangen war, wie Paulus und Silas, Kranke gesund zu machen. Von dieser Frau, so sagte der Bruder, gehe ein großer Segen aus; derer, die da gesund geworden wären durch sie an Leib und Seele, seien unzählige. In Mennedorf am Züricher See habe sie eine Anstalt errichtet, wo allerlei Sieche und vom Teufel Besessene Aufnahme und Behandlung fänden. Ihr Glaube sei groß, behauptete er; er müsse groß

sein, denn ihr Gebet sei von einer gewaltigen Kraft. Zwar habe sie noch keine Toten aus dem Grabe erstehen machen, aber durch Handauflegen und Beten habe sie manchen vor dem jähen Sturz in den Tod und Verdammnis bewahrt. Der Bruder hatte selber viele Blinde gesehen, die später sehend geworden waren, rasende Veitstänzer, die ein bescheidenes, geistliches Wesen durch Dorothea wiedergewonnen hatten, und anderes mehr.

Der Bruder Nathanael Schwarz befand sich selbst auf dem Wege zu einem Kranken. Er meinte, man müsse vorsichtig sein und stets auf der Hut vor den ränkesüchtigen Kindern der Welt. Auch Dorothea Trudel wäre des öfteren mit den Ärzten, mit ihrer teuflischen Wissenschaft und mit den weltlichen Obrigkeiten zusammengestoßen. Jede Verfolgung habe sie aber nur froher und heiterer im Herrn gemacht; es sei Pflicht jedes Christen, Verfolgungen zu erleiden nach dem Vorgang des Heilands und seiner Apostel, und so habe auch er sich frei von Furcht und bereit gemacht.

Und er fing an aufs neue in Eifer zu geraten wider den Fluch der Weltlichkeit, aber der bleiche Begleiter blieb ernst und friedfertig. Er sagte: „Ich kann nicht eifern, ich kann nicht hassen! —" Und er forschte den Bruder Nathanael ohne Hast, doch mit einem merklich niedergehaltenen, brennenden Anteil aus, ob der auf dem rechten Wege wäre, der Werke zu tun wie Paulus und Silas in Hoffnung sei, und ob man — hier überflog verräterische Röte des Narren Gesicht! — im Glauben so fest zu werden wünschen dürfe, im Namen Jesu ein Erwecker der Toten zu sein.

„Was kann ich dir lehren? Lehre du mich!" sagte Bruder Nathanael mit jäher Ergriffenheit. Und sie setzten sich nieder in gelbe Maiblumen, vor sich ein junges Feld von bläulichen Halmen, am Wegrain, unter einen alten, einsam stehenden Eichenbaum.

Emanuel Quint war sichtlich durch die Worte des Bruders tief bewegt. Leise Schauer und Zuckungen gingen wiederum

über sein Gesicht. Mit einer fast schmerzlichen Spannung verfolgte der junge Kurt Simon diese Vorgänge. Einen Augenblick ging es durch seine Seele, ob wohl dies eigentümlich berückende Spiel der beiden ein abgekartetes und zum Zwecke seiner Bekehrung oder Erweckung erfundenes sein könne. Aber sogleich verwies er diesen Gedanken weit hinweg.

Schließlich, um von dem Eindruck des Wunderbaren nicht länger befangen zu sein, gestand er sich, daß der Bruder und jener ärmliche Mensch in Lumpen nur Dinge geredet hatten, wie sie in einem gewissen Kreise von „Stillen im Lande" alltäglich sind. Es kam hinzu, daß jetzt der Bruder eine gewaltige, schwarze Ledertasche öffnete, die er, über dem fadenscheinigen Düffel-Überrock, an einem breiten Riemen stets mit sich trug, und ihr eine Flasche Wein, einen halben Laib Brot und ein Näpfchen mit Butter entnahm und neben sich stellte. Die Sonne, die, jetzt schon höher gestiegen, die Fächer und braunen Innenflächen der Tasche beschien, entdeckte dem jungen Landwirt außerdem sauber geordnete Schichten frommer Traktätchen, wie sie der Bruder verkaufte oder an Kinder umsonst vergab: dadurch entstand in ihm eine gewisse Ernüchterung zugleich mit einem rein irdischen Wohlbehagen.

Es schien auch, als nähme die rings entfaltete Schönheit der Frühlingserde nun ihr Recht an den drei so äußerst verschiedenen Wanderern, indem sie ihre Seelen durchdrang und an sich sog. Zurückgelehnt in das saftige Gras ruhte versonnen der rote Emanuel, und man wußte nicht, ob das wachsende Entzücken seiner Mienen mehr durch ein inneres oder mehr durch das äußere Gesicht veranlaßt wurde. Gestützt auf den linken Arm, hielt er seine rechte, edelgeformte, wenn auch mit Sommersprossen besäte Hand, wie eine Röhre gekrümmt, und der Landwirt sah, wie bald eine Wespe, bald eine Biene sorglos vertraulich durch diese Röhre kroch. Indessen hatte Bruder Nathanael sich zu einem in Steinwurfs-

weite entfernten Quell begeben und hatte die Flasche hineingelegt. Man konnte den weißgrauen, buschigen Kopf, der mehr einem alten, verwetterten Kriegsmann aus Luthers Zeit, als einem Diener am Wort und Verkünder des Friedensreiches ähnlich war, von Zeit zu Zeit über Weiden- und Rüsterngebüsche auftauchen sehen. Unweit von den Zurückgebliebenen lag der breite, in Regen, Schnee, Hagel und Sturm erprobte, erdfarbene Schlapphut des Abwesenden, darunter sein Stab und nahe dabei die Tasche, an einen der machtvoll gekrümmten Wurzelarme der Eiche gelehnt.

Mit keinem Worte hatte der junge Kurt Simon, seit der Fremde erschienen war, sich hervorgewagt. Jetzt hörte er sich auf einmal sagen, daß es ein herrlicher Morgen sei. Der Narr sah ihn an. „Ja," gab er zur Antwort, „der Morgen ist schön; aber der Tag, dem kein Abend folgt, wird noch schöner sein!" Der Eleve errötete. „Was wir hier sehen," fuhr der Sprechende fort mit der leisen Bewegung inneren Jubels in der Stimme, „ist nur soviel, als wir jetzt zu ertragen imstande sind. Es ist nur der tausendfältig verminderte Abglanz dessen, was einstmals sein wird. Es ist von diesem Abglanz, muß man sagen, wieder nicht mehr, als der Bericht eines Boten! Ein Wort, ja ein Laut kaum aus diesem Bericht." „Wie wird's sein, wie wird's sein, wenn ich zieh' in Salem ein!" jubilierte Kurt Simon inwendig.

Die Nähe des Narren verführte den jungen Menschen zu einem Gefühl überschwänglicher Hoffnung und zu einer Geborgenheit darin. Er beschloß bei sich, in einem gegebenen Augenblick den ganzen Inhalt seiner verschlossenen Seele mit ihrer Selbstqual und Sündenangst vor diesem Menschen auszuschütten. Es fehlte nicht viel, so hätte er ein Notizbüchlein hervorgeholt, das Verse von seiner Hand enthielt, und diese Emanuel vorgelesen. Es weinte in diesem Gedicht von Selbstanklage, von Abkehr und Überwindung der Welt, die dem heißen, in Liebe überwallenden Herzen nur Kälte und

Gleichgültigkeit entgegenbrachte. Es schwoll darin von schmerzhaft entzückter Sehnsucht nach reineren Sphären auf: „... wo liebend alles sich umschlingt und nur ein einziger hoher Wille mit Donnerton das All durchdringt!“ — Und seine Verwandten hatten davon nur den befremdenden Eindruck unnützer, überspannter Redensarten gehabt.

Quint streichelte plötzlich seine Hand, als habe er etwas von dem, was Kurt Simon bewegte, erraten: „Mein Joch ist sanft; meine Last ist leicht! Und es ist und bleibt eine frohe Botschaft,“ sagte er dann mit dem Klange froher Zuversicht und Fröhlichkeit, ohne daß seine Stimme die melodiöse Ruhe verlor oder heftig und laut wurde.

Der Bruder, als er zurückkam, kniete ins Gras — ein Beispiel, dem Quint und Kurt Simon nachfolgten! — faltete seine Hände und betete: — „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast!“ — Hierauf brach er das Brot, und während sie aßen, wurde erörtert, wie das Sakrament des Abendmahls den Sinn einer täglichen Handlung habe, nicht nur zu einer Erinnerung. Sogar das kleine Gebet besage dies schon. Jede Mahlzeit sei ein tierisches Mahl, wo Jesus, der Herr, nicht zugegen wäre. Sofern er aber zugegen sei, werde es eine heilige Handlung, man genieße dann Himmelsbrot und Himmelswein.

Und so genossen sie wirklich himmlisches Brot und himmlischen Wein in jener Verklärung, darin schon Quint und die Brüder Scharf miteinander gegessen hatten, nur daß diese Verklärung im Lichte des Frühlings unter dem ehrfürchtigen Flüstern und im Schatten des weitverbreiteten Eichenwipfels diesmal eine noch hochgestimmtere war, als bei tiefer Nacht in dem Hüttchen der Brüder.

Wer will entscheiden, ob diese drei mit ihren Gedanken und Taten Unrecht begingen und schwere Sündenschuld auf sich luden, indem sie die Kirche gemieden hatten, deren Glocken soeben in der Ferne zu läuten begannen: und dadurch, daß sie etwas vom Regiment der Kirche Verbotenes aus kind-

licher Liebe zu Jesu und ganz einfältiger Gläubigkeit unternommen hatten? Jedenfalls bemächtigte sich der drei eine reine und gleichsam bebende Fröhlichkeit, die sie weit über alles Gemeine erhob, ja, fast zu weit von dem nüchternen Grunde der Erde entrückte.

Das Wort des Herrn: „Wenn zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, so bin ich mitten unter ihnen," vereinte sie; denn sie zweifelten nicht an diesem Wort, und es kam ihnen auch der Gedanke nicht, es wäre irgend dahin zu deuten, als müsse der Heiland, um zu seinen verirrten Schäflein zu kommen, durchaus erst den Weg über eine Kanzel, eine Abendmahlszeremonie und durch den Mund eines Bischofs, Pastors oder besonders geprüften Gottesgelahrten gehn.

Sie waren einig, und dieses Gefühl der Einigkeit war zugleich ein Gefühl verbindender Wärme. Die Liebe in ihren Herzen war befreit; die Liebe zu einem unsichtbar Gegenwärtigen, darin sie sich trafen und genug taten. Das Märchen des Frühlings, das sie von allen Seiten umgab, mit leuchtenden Farben, Insektengesumm und Blumenduft, vermischte sich mit dem Zauber der heiligen Legende von Jesus, dem Sohn der Jungfrau und Gottes Sohn, und das Liebesgeheimnis seiner Geburt und irdischen Pilgerschaft, seines Leidens, Sterbens und Auferstehens, seiner heiligen Ferne und Gegenwart, erzeugte in diesen dreien ein mystisches Glück.

„Über ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen, und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen!" Fast zweitausend Jahre nach Christi Geburt klangen die Worte nicht anders in diesen Menschen wider, als habe sie Jesus zu ihnen gesagt und als wären sie nicht aus alten Schriften genommen worden.

Sie redeten von der Wiedergeburt, und bei dieser Gelegenheit gab sich der Bruder Nathanael Schwarz als Anhänger einer verstreuten Sekte zu erkennen und bewies aus

der Schrift, daß die Taufe von Kindern mehr eine kirchliche Greuel, als eine Handlung im Sinne des Heilands sei. Nur der erwachsene Mensch, behauptete er, könne, nach ernsthafter Prüfung seiner selbst, auf dem Wege der Buße und Läuterung aus klarem, freiem Entschlusse des Sakramentes teilhaftig werden. Er entwickelte, ganz nach der Lehre der Wiedertäufer, seine Ansicht mit großer Eindringlichkeit und gab zu verstehen, daß niemand die Pforte zum schrecklichen Heidentum hinter sich fest genug verschlossen habe, der ohne die wahre Taufe geblieben sei.

Nachdem sie gegessen und auch getrunken hatten, erhoben sie sich und überließen es einer Schar von Finken und Ammern, die Brosamen aufzupicken. Der Bericht, die Taufe betreffend, hatte Quint und auch den jungen Kurt Simon in eigentümlicher Weise neu bewegt. Der Landwirt blieb in Gedanken versunken; indessen der Narr im langsamen Weiterschreiten vor dem Taufgesinnten eine Art zögernder Beichte begann. Er bat Nathanael, schonungslos mit ihm ins Gericht zu gehen und ihm, nachdem er werde seine eigenmächtigen Taten und eitlen Beweggründe — oder wenigstens einige unter ihnen! — erfahren haben, frei zu bekennen, ob er Vergebung erlangen könne und welchen Weg der Buße er gehen müsse, um seiner Taufe würdig zu sein.

„Ich habe mich unterfangen," fuhr Quint fort, „als ein Sünder Sündern zu predigen. Weil ich verachtet bin, habe ich ganz besonders das Wort der Schrift ergriffen, wo der Heiland sagt, wer Glauben habe, werde dieselben Wunder tun als er und größere. Um meine Feinde dadurch in Demut niederzubeugen, wollte ich Zeichen und Wunder tun. Seit ich denken kann, habe ich mich an diesen Gedanken geklammert. Jahrelang ging ich, in mich verschlossen, umher und träumte davon, ein wundergewaltiger König und Gott zu sein. Ich habe mich selber als Götzen verehrt und angebetet. Mein Sinn stand durchaus nicht darauf, die Lahmen gehend, die Blinden sehend, die Schmerzgequälten von Schmerzen

freizumachen, vielmehr ich wollte nicht nur von mir, sondern von Hoch und Niedrig rings um mich her bestaunt und vergöttert sein."

Nathanael unterbrach Emanuel. In einer Aufwallung, als sei der Geist über ihn gekommen, sprach er die Worte: „Es ist genug. Wer ist anders wert, mit der Taufe Gottes den Nächsten zu taufen, als durch die Gnade und die Barmherzigkeit? Taufe du mich! Denn die Zahl meiner Sünden und Schwachheiten ist Legion. —" Und so redeten sie eine Weile herum, weil jeder die Taufe des anderen wollte, und keiner hielt sich, den anderen zu taufen, für würdig genug.

„Ich will nicht getauft sein," dachte der junge Lehrling der Landwirtschaft bei sich selbst. Seine Seele fing an, sich leise von dem Handel der beiden auszuschließen. Er sah allmählich den Bruder und seinen Begleiter wieder im nüchternen Licht der Alltäglichkeit. Sie erschienen ihm seltsam und wunderlich, und hatte er eben noch die göttliche Gegenwart gefühlt, so war das Göttliche jetzt entwichen, ja, während ganzer Minuten empfand er jetzt das Betragen der Männer beinahe als lächerlich.

So, gleichsam um etwas Köstliches, kaum gewonnen, nicht wieder einzubüßen, nahm er den kürzesten Abschied und entfernte sich von den Weggenossen querfeldein. Es darf nicht verschwiegen werden, daß ihm mehrmals, als er den kleiner und kleiner werdenden Wanderern Blicke nachsandte, das Wort Obskuranten durch die Seele glitt.

Es floß ein Bach, der klares und kühles Wasser enthielt, durch die Felder hin, zuweilen offen den Himmel spiegelnd, zuweilen durch kleine Trupps von Bäumen und Büschen versteckt und umstellt. In einem solchen zerteilten Haine, dessen Grund ein blumiger Rasen war, hatte Quint seine Kleider abgelegt, während Bruder Nathanael betend am Bachufer kniete und das Gurren der Wildtauben aus den hohen Zweigen einer edelgewachsenen, alten Birke klang.

Nußhäher flogen von Busch zu Busch. Das Lachen des Buntspechtes scholl gewaltig. Und als der weiße Körper des irregeleiteten, armen Quint sich in völliger Nacktheit über die farbige Aue bewegte, schien alles ein Bild aus den Unschuldstagen der Menschheit zu sein, ein lieblicher Grund aus dem Garten Eden.

Als Emanuel mit den heißen Füßen ins kalte Wasser stieg, sah er, wie eine Schar kleiner Fische gedankenschnell auseinanderstob; danach jedoch sah er sich selbst im Wasser.

Es muß gesagt werden, daß der zu Taufende, gleichwie der Täufer — denn eine Taufe sollte vollzogen werden! — weit entfernt von jeder Frivolität, ein Gefühl erhabenster Weihe empfanden. Es ist nicht zu billigen, ganz gewiß, daß sie sich hier verleiten ließen, etwas Unerhörtes zu tun, eine Blasphemie, die das Gesetz unter Strafe stellt! Aber wenn man bedenkt, wie Jesus die Armen an Geist und die Einfältigen, wenn sie nur reines Herzens waren, besonders liebte, so wird man nicht ohne Nachsicht sein.

Die Absichten der Männer waren lautere. Sie weinten in tiefer Ergriffenheit: der Täufling bis zur Ohnmacht verzückt und verzehrt. Nur freilich, sie waren in einem Irrtum. Das Gottesreich, welches die große und gewaltige, wenn auch zerspaltete, christliche Kirche verwirklicht hat, sahen ihre verblendeten Augen als Babel an. Sie glaubten ein anderes Gottesreich und meinten, es ahnend zu begreifen. Ringsum lag die Welt. Diese, wußten sie, war die Feindin des Reichs. Darüber hinaus war sie ihnen fremd, und sie kannten sie kaum vom Hörensagen; aber sie wollten mit ihr nichts gemein haben und einzig Bekenner des Wortes Jesu und seines zukünftigen Reichs auf Erden sein.

So wurden dem armen Tagearbeitersohn, als die für ihn geheiligten Wassergüsse ihm Scheitel, Schultern und Brust besprengten, nicht nur die Schauer heiliger Weihe zuteil, sondern es ward ihm auch leichter zumute: hatte er doch das Gewicht der Verantwortung zum großen Teile auf Bruder Nathanael abgewälzt.

Dieser, mehr als Emanuel hingerissen, an sich von einer ungebändigten, leicht entzündlichen Sinnesart, hatte inmitten der Stille mit dröhnender Stimme nur gefragt: „Glaubst du, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist?" und Emanuel hatte das „Ja" geantwortet. Bruder Schwarz indessen sah mehr in ihm. Sein sanguinischer Schwärmergeist war gewaltsam entrückt. Und als er nun das Wildtaubenpärchen aus den langen, grünen Behängen der Birken heranschweben sah und plötzlich über dem Täufling mit einer jähen Wendung dahinblitzen, kam er sich vor, wie der Täufer Johannes und der Himmel schien ihm geöffnet zu sein.

Drittes Kapitel

Der Tischlerssohn aus dem Eulengebirge betrachtete seine Wiedertaufe im ganzen als eine Bestätigung. Das Betragen des Bruders und seine Worte zum Abschiede waren von einer Art gewesen, daß Emanuel es in einer gewissen Beängstigung von sich wies, Schlüsse daraus zu ziehen. Kurz nachdem er den Bruder verlassen hatte, vermochte er schon nicht mehr sicher zu unterscheiden, ob nicht die eigene Erregung ihn hatte den Himmel offen sehen und Stimmen hören gemacht oder ob der Bruder im Überschwang solches behauptet hatte. „Das ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe." Es war genug und Glücks genug, sofern auch nichts äußerlich Wunderbares sich weiter ereignet hatte, und allein diese Rede wirklich aus der Seele Nathanael Schwarzens gedrungen war.

Von diesem Mann hatte der Narr in seinem zehnten Jahre bereits reden gehört, wenn er, wie es bei Kindern in jener Gegend der Brauch ist, in Hütten der nahen und ferneren Nachbarschaft aus und ein ging. Voll tiefer Ehrfurcht sah

er in ihm einen wirklichen Gottesmann. Er war für ihn eine Autorität, trotzdem seine eigene Seele in der Zwischenzeit bereits zu einem so starken Leben erwachsen war, daß die starke Seele des Bruders ihrem ganz besonderen Stand und Wuchs nichts mehr abbrechen konnte. Emanuel ging und war voll Gesang. In göttlichen Wallungen fiebernd hatte er seinen Schritten kein Ziel gesetzt; nur daß er die Richtung nach einer fernen Kette von Bergen zu und nicht nach den Heimatsdörfern einschlug. Diese fernen Berge kannte er nicht. Einem Kinde ähnlich war ihm zumute, das der Meinung ist, am scheinbaren Horizonte müßten Erde und Himmel zusammenstoßen, ja, man könne dort geradeswegs in den Himmel hinein.

Emanuels Seele war voller Liebe. Näherte sich ein Mensch ihm an, so bemerkte er gleich den Kummer und auch die Schönheit in seinem Angesicht. War es ein Mann, so sagte seine Seele sogleich in der Stille „Bruder" zu ihm. War es ein Weib, so sagte sie „Schwester". Gingen sie aneinander vorüber, er und das Weib oder er und der Mann, so sprach es in ihm: „Ich kenne dich, dein Leiden, dein Glück und deine Schmerzen, ich kenne dich, wie mich selbst und dein und mein Los." Waren sie aneinander vorübergegangen, so war es ein Abschied, und er liebte die Menschen, indem er sich von ihnen trennen mußte, noch mehr. „Du mußt einsam gehen, wohin du nicht willst, mit deiner Schönheit," sagte er manchmal, sofern es ein schönes Weib war, die vielleicht unter einer Bürde von dannen ging, oder sofern es ein Mann war: „Du wirst mit deiner schlechtverborgenen Sehnsucht weiterirren und den Freund nicht finden in deiner Einsamkeit, der dir dein Königreich in der eigenen Brust erschließt." Und er liebte sie alle und hätte sie alle gern in die Arme und an sein Herz genommen, obgleich ihm aus ihren wahnsinnigen Blicken oft genug Haß, Hohn und Verachtung entgegensprang.

Er war den Tag bis zu Sonnenuntergang durchgewandert. Bevor er wiederum in einen Strohschober schlafen ging,

betete er in die scheidende Sonne, am Morgen darauf in die wiedergekehrte hinein, und aufs neue begann seine Wanderung. Seine Nahrung bestand aus Wasser, das er, flach ausgestreckt, von dem Spiegel der Quellen trank — er umging die Dörfer! — aus Wurzeln, die er hier und da den Feldern entnahm, gelegentlich aus frischen Salatblättern, und einige Male ward ihm, ohne daß er gebeten hatte, Brot und ein Trunk dünnen Kaffees zuteil, Reste der Vespermahlzeit, die Weiber und Kinder von den Arbeitsstätten der Felder oder Fabriken heimtrugen.

Bei aller Hochgestimmtheit und schwärmerischen Verzückung seiner Natur erkannte Quint und mußte erkennen, daß alles Neue in seinem Innern vorerst mehr Gärung als Klärung war. Verwogene Gedanken hatten sich vorgewagt, die unzweifelhaft Abgesandte des höllischen Dämons waren und die zur Sünde und Überhebung verleiten sollten. Die Schlange war listig. Noch immer war sie darauf bedacht, durch allerlei Ränke die Rückkehr des ausgestoßenen Menschen in seinen paradiesischen Unschuldsstand zu verhindern. „Ihr werdet sein wie Gott!" Quint wappnete sich. Er wollte sich nicht zum Genuß der verderblichen Früchte jenes verbotenen Baumes verführen lassen. Indem er ging — und hier setzte die krankhafte Anlage seines Wesens wiederum ein — hörte er dringliche Stimmen flüstern: „Ich grüße dich, Christus, Gottes Sohn!" „Der bin ich nicht!" sprach Emanuel.

Aber er konnte nicht Ruhe finden: „Ich grüße dich, Christus, Gottes Sohn!" klang es immer aufs neue. „Ich grüße dich, der du gekommen bist und herabgestiegen vom Throne des Vaters in Elend, Schmach und Niedrigkeit. Tritt an: deinen Weg! tritt an: deine Sendung! Fürchte dich nicht. Siehe, an deinen Händen und Füßen die Nägelmale von ehedem sind nicht verharscht. Du spürst in dir das brennende Weh aller Leiden von ehedem. Es ist vollbracht. Der Vater hat keine neuen Leiden für dich ersonnen, du Gesegneter. Dies-

mal sollst du nichts anderes, als der gute Hirte sein und sollst die Schalmei erklingen lassen und deine Herden in Gärten führen, auf Weiden, wo Milch und Honig fließt. Ich grüße dich, Christus, Gottes Sohn."

„Ich bin nicht Christus, Gottes Sohn," sagte Emanuel, und indem er hinzusetzen wollte: „ich bin nur ein Mensch," trat ihm ganz unwillkürlich das Wort auf die Zunge: „Ich bin nur des Menschen Sohn." Darüber erschrak er aber sogleich; denn es mußte ihm einfallen, wie der Heiland sich auch mit diesem Namen bezeichnet hatte. So hatte auch dorthin, wohin er ausweichen wollte, der Böse eine Falle gestellt. Es blieb nichts übrig, als schnell und eifrig zu widerrufen und zu sagen: „Hebe dich weg von mir; ich nenne mich auch nicht des Menschen Sohn."

Allein stundenlang, als er weiterging, durchdachte er diese Fragen tiefer, und am Ende schien es ihm nicht mehr gegen Christi Gebot zu verstoßen, sich, wie er es getan, als Menschensohn zu bezeichnen. Die Geburt des Heilands im Irdischen, wie nicht zu leugnen war, hatte die Merkmale äußerster Niedrigkeit auch insofern an sich getragen, als Joseph, der Mann seiner Mutter, nicht sein Vater war. Jesus war also, gleich wie er, Emanuel, vaterlos, und dieser unterfing sich nun, die Kette versteckter Leiden, die er deshalb erduldet hatte, die quälende Scham und Bitterkeit mit den Leiden des Heilands, aus eben der Ursache, zu vergleichen. Wie mußte es nicht, wenn andere Kinder von ihren Vätern gesprochen hatten und Jesum nach dem seinigen fragten, den Knaben mit Scham und Schrecken erfüllt haben, daß er ihn nicht zu nennen wußte, und welche ätzende Pein, als er älter wurde, mußte es ihm verursacht haben, daß viele unter jenen niedrig und roh gearteten Menschenkindern, die ihn umgaben, anders von ihrer Mutter reden durften, als er.

Emanuel biß die Zähne zusammen. Wieviel hundertmal hatte er Vater und Mutter verleugnet, aus tiefer Scham, und sich deshalb in den Augen der Leute zum Narren ge-

macht. Sollte nicht Christus, der alle verborgenen Leiden der Seele kannte, wie niemand außer ihm, die gleiche Erfahrung gemacht haben? Sollte er nicht eines Tages sich unter den lauernden Fragen der Pharisäer stolz aus dem ängstlichen Druck der Schande zur freien Höhe des Menschensohnes aufgereckt haben? Und sollte es nicht seine Absicht gewesen sein, indem er sich diesen Namen beilegte, damit zugleich für alle Zeit das Mal einer unverdienten Schmach von den Stirnen aller Später-Geborenen im vorhinein abzuwischen?

Quint war auf einmal davon überzeugt, es müsse so und nicht anders gewesen sein, und beschloß das Erbe des Heilands in dieser Beziehung mit reinem Vertrauen anzutreten. Er ist es, und nicht der Satan, bestätigte er sich selbst, dessen Wesen sich mir in diesem Augenblick und mit diesem Gedanken offenbaret.

Ganz unwillkürlich richtete er sich auf und bekam einen freieren, festeren Gang. Es war nicht mehr eine heftige Stimme, die ihm „Gottes Sohn" in die Ohren blies, sondern es lag eine stumme und klare Erkenntnis in ihm, daß er als Menschensohn durch die Felder ging. Er wußte von einem König und Kaiser, der in Berlin, der Hauptstadt des Reiches, auf seinem Throne saß; aber in seiner neuen Würde erkannte er plötzlich, daß er, Emanuel Quint, der Bankert — sein Stiefvater nannte ihn oftmals so! — vor Gott nicht geringer dastand, als er. Des Menschen Sohn ist ein Herr der Welt!

Und so rollte sich der bräunliche Weg wie ein Tuch vor ihm aus. Wie Teppiche voller Kostbarkeiten breitete sich die Erde mit ihren Städten, Türmen, Flüssen und Saaten gegen die Berge hin, als Erb und Eigen dem Menschensohn. Über ihm spannte sich weit als Decke die blaue Seide des Himmelsgezelts. Die strahlende Sonne war seine Ampel. Die Lerchen sangen dem Menschensohn. Die Früchte reiften dem Menschensohn. Die Haine flüsterten huldigend seinen Namen. Es war nichts Mächtigeres und Herrlicheres auf der weiten

Welt, als der, den die Vögel, die Winde, die Zungen der Gräser und Blätter im Chore begrüßten: Gesegnet sei und gelobt, der da kommt im Namen des Herrn! Nichts Herrlicheres als des Menschen Sohn!

„Ich suche nicht meine Ehre, sondern des, der mich gesandt hat," redete es nun wieder in ihm, so daß er erschrak und Auen, Wälder und Hügel mit ihren Rufen plötzlich stumm wurden. Der Narr erkannte, es war ein streitendes Wogen in seinem Inneren ausgebrochen, wo immer eine Welle des Lichts eine Welle der Finsternis — eine Welle der Finsternis die Welle des Lichts — zu verdrängen schien. Ganz unabhängig von seinem Willen geschah dieser Kampf. Er war so stark und so unabhängig von Quint, daß dieser zuweilen ihm gleichsam nur als erstaunter und gespannter Zuschauer beiwohnte. „Nein, nein! ich suche nicht meine Ehre; allein ich war wiederum nahe daran, in Versuchung und Stricke zu fallen. Ist es Gott? Ist es Satan, der mich versucht? Ist es nicht Gott, zu dem wir so beten: führe uns nicht in Versuchung?" Und er betete das Gebet des Herrn, das Jesus gelehrt hatte. Danach wandte er sich sogleich von dem, an den es gerichtet war, ab, und dem zu, der es gelehrt hatte, und ging im Geist wieder, wie so oft, den Spuren des Heilandes nach. Er liebte den Heiland. Der arme oder in dieser Hinsicht glückselige Quint hatte eine Liebe zu dem holdseligen Jesus gefaßt, die so groß war, daß ihn, so oft er seiner gedachte, das Herz schmerzte — eine Liebe, die über alles Irdische ging.

Vor nahezu 2000 Jahren war Jesus über die Erde gewandelt, und nun erst war Quint aus seiner Hütte am Wege getreten und hatte mit einigen anderen nach der Richtung geschaut, wo der heilige Wandrer verschwunden war. Sogleich begab er sich, wie ein treuer Hund seines Herrn, auf die Spur, und es hatte für seine brennende Sehnsucht kein anderes Beschwichtigungsmittel gegeben, als Tag und Nacht diese Spur zu verfolgen. Er schlief, wenn er schlief, über Jesu Fußstapfen ein.

Seine Jesusliebe war grenzenlos. Er hatte das zerlesene neue Testament, das die Nachrichten von dem Sohne Marias enthielt, an der Brust verwahrt, und es war ihm, als ob dort allezeit eine liebe Hand sein Herz beschwichtigte. Aber außerdem war er selber das Buch, das er, wie Johannes, gleichsam verschluckt hatte. Es wohnte in ihm und er wohnte darin. Würde es nicht in ihm gewohnt haben, so würde der Tod an seine Stelle getreten sein. Würde er nicht darin gewohnt haben, der Regen hätte ihn mit Nadeln gestochen, die Sonne ihn mit Brandwunden übersät, der Himmel würde wie ein Felsen auf ihn gefallen sein. Nun aber schadeten ihm weder des Todes Kälte, noch des Winters Frost, weder die Hitze des Tages, noch die Rauheit der Nacht. Aber er ruhte nicht gern. Sofern er die Füße nicht regte, kam es ihm vor, als würde der Zwischenraum größer, zwischen ihm und dem Freunde, der vor ihm her durch die Erden und Himmel ging, und als hätte er weniger Teil an ihm.

Ein Kind, das weinend der Mutter nachläuft, die ihm verloren gegangen ist, hat keine größere Liebe in seiner Seele als dieser müßige Handwerksgeselle, der nach dem Anblick des Heilands Verlangen trug. Er war bereit, in ihm unterzugehen. Deshalb war er, kaum daß ihm der Satz: „Ich suche nicht meine Ehre!“ ins Bewußtsein kam, sogleich ganz Selbstverleugnung und Demut und empfand sich, weit entfernt von dem Anspruch, ein Hirte zu sein, nur mehr als das letzte Lamm der Herde.

Er wollte in diesem und keinem anderen Sinne des Heilands Nachfolger sein. Allein seine Liebe hatte ihn mehr und mehr verlockt durch stärkere Ansprüche. Es genügte ihr nicht, gleichmütig zu dulden, was ein dumpfer Wandel der Nachfolge mit sich brachte, sondern sie wollte dem Hirten auf allen labyrinthischen Pfaden nachgehen, um sich nichts zu ersparen, was dieser erduldet hatte, und ihm in jeglichen Dingen ähnlich und damit auch näher zu sein.

„Wir essen dein Fleisch, und wir trinken dein Blut, wie

du uns befohlen hast," grübelte Quint. „Heißt das nicht auch: wir sollen in allem wie du werden? Hat es nicht deine unendliche Liebe uns aufgetragen, wie du zu sein? Hast du uns nicht diese ganz überschwengliche selige Aussicht eröffnet? Suchet in der Schrift! Ja, suchet, suchet!" — Und er zog sein Testamentchen hervor und blätterte! — Es leuchtet ein, daß das, was gesucht werden soll, nicht zutage liegt. Aber suchet, so werdet ihr finden! Suchet! und suchen wollte Quint.

Er wollte vierzig Tage und vierzig Nächte in einer Wüste sein und wollte sich, wie sein Vorbild, aller Unbill des Wetters und Mangels in einer ganz besonderen Weise aussetzen. In diesen Tagen sollte der Heiland und nur der Heiland in ihm sein. Er wollte sich ihm ohne Rückhalt hingeben. Und hatte wirklich dereinst Satanas den Gesalbten des Herrn versucht, mochte auch ihn immerhin der Teufel versuchen; denn er wollte kein Müßiggänger am Reiche sein. Verwirf mich oder erleuchte mich, Herr, nach dieser Zeit. Gib mir einen neuen gewissen Geist oder verstoße mich, wenn du mich nicht würdig befindest. Sende mich aus durch die Tore deines Leidens und Sterbens oder verurteile mich zur Nichtigkeit; aber laß mich wenigstens den Saum deines Mantels berühren, so werde ich nie ganz verloren sein; die Erde küssen, auf der du gewandelt bist, den Stein, der dein Kopfkissen war, die Dornen an den Sträuchern, von denen man deine Krone geflochten hat, so wird noch in der tiefsten Finsternis tiefster Abgründe ein unverlierbarer Raub ewigen Lichtes mir Glück und Labsal sein.

Mehrmals im Laufe der Tage hatte Quint, etwa auf einer Landstraße, der er sich annäherte, oder hinter dem Buschwerk der Raine, die Helmspitze eines oder des andern Gendarmen aufblitzen sehen, und jedesmal hatte er, nicht anders wie es die Vagabunden tun, sich irgendwo in Gräben und Feldern eine Deckung gesucht und abgewartet, bis der

gefürchtete Reiter aus dem Gesichtskreis entschwunden war. Nun aber kam einer dieser Gewaltigen querfeldein, zuweilen im Schritt, zuweilen im Trab, wobei sein friesisches Pferd sich vorsichtig durch die Gräben heranarbeitete. Quer vor dem Wanderer aufgepflanzt, hielt es still, und der Wachtmeister tat die üblichen Fragen.

Quint wußte, was ihm bevorstand. Er hatte weder Papiere, die seinen Namen, Geburtsort, Beruf und Arbeitsausweis enthielten, noch konnte er daran denken, dem schweren Reiter den Grund und Zweck seiner Wanderung begreiflich zu machen. Er war ihm gegenüber, ohne Geld und in Lumpen, ganz rechtlos und seiner gesetzlichen Willkür preisgegeben, obgleich er durchaus nichts im Sinne führte und tat, als sich dem Zug seiner kindlichen Seele zu überlassen. Durchbohrend sah ihn der Gendarm an. „O bliebe dir nichts verborgen in meiner Seele," dachte der Narr. Aber der Mann des Gesetzes, so sehr er sich von dem Gegenteile den Anschein gab, war dennoch blind. Er sah einen wunderlich ärmlichen Menschen, dessen Gesichtszüge bleich und leidend, aber vom Trunk nicht entartet waren. Er vernahm eine Stimme, die ihm bereitwillig über Namen und Herkunft Bericht erstattete, und was er wahrnahm, brachte ihn nicht von dem Gedanken ab, er habe hier, wie nur je, einen Galgenvogel gefangen. Er ranzte ihn also gehörig an. Dennoch, als er sich eine Weile in raunzenden Redensarten erleichtert hatte, schien er nicht zu wissen, was tun, und — war es nun, daß ihn seine Frau mit dem Mittagessen erwartete, oder ihm im Städtchen ein gutes Bier und Frühstück in unmittelbarer Aussicht stand, kurz, statt den Arbeitsscheuen mit sich ins Polizeigewahrsam abzuführen, ließ er ihn plötzlich nach einem menschenfresserisch furchtbaren Blicke stehen und ritt davon.

Quint dankte Gott, denn er sah in diesem unerwarteten Ausgang des Abenteuers eine Folge himmlischer Einmischung. Aber es ging ihm auch hier wie stets: in der harten Maske hatte er nach und nach die schmerzlich erzwungene tote Be-

rufsgrimasse erkannt, dahinter eine darbende Seele schmachtete und diese hatte ihn bittend aus einer unwillkürlichen Miene heraus und aus den Tiefen der niemals lügenden Augen angeleuchtet. Bekümmert sah er dem Reiter nach: er haßte ihn nicht, er liebte den Menschen.

Am dritten Tage seiner Wanderschaft hatte Quint, in ein düsteres Waldgebirge emporsteigend, eine wilde, verlassene Gegend erreicht, von wo aus der Blick unendlich weit über Berge, Hügel und Ebenen Schlesiens schweifen konnte. Diese Höhe hatte er gleichsam gegen die rückwärts gewandte Angst seiner Seele ertrotzt. Die Einsamkeit, die tiefe, lautlose Stille verlassener Waldgründe, die er durchschritten hatte, das aufrauschende Staunen und die flüsternden Beratungen der Wipfel über ihm, wenn er zwischen den Farnen, Moosen, Steinen und Wurzeln stillstand, und manches andere wirkte beklemmend auf ihn. Es schien, als ob hier die Stille und Einsamkeit, die Quint als eine ewig gleiche und gütige Freundin kannte, sich zu einer furchtbaren Macht aufrichtete, um eine Sprache zu führen, die ihn und sein eitles, unerhörtes Beginnen zerschmettern wollte. Die Finger in beide Ohren gedrückt, wie um das tausendfältige Zischeln eines wildes Dämonengelichters, das an Zahl mit jeder Minute zunahm, nicht hören zu müssen, war er hinangestiegen, und zuweilen hatte er sich auf den Waldboden niedergedrückt und auch hier mit den Ballen der Hände die Ohren verschlossen, um nichts von den lügenhaften Posaunen eines vom Teufel erlogenen jüngsten Gerichtes hören zu müssen. Er glaubte, daß es vom Teufel erlogen sei; denn er sagte zu sich: „Ich will zu Jesu! Und wenn nun die Berge wie furchtbare Richter sich um mich auftürmen, die schwarzen Wolken um ihre Spitzen zu grollen anheben, zuweilen Posaunenstöße gleich Winden daherfahren, um die Wipfel zum Ächzen zu bringen, so kann dies, sowie das böse Gelächter des Hohnes, das ich mitunter hören muß, nur Blendwerk des Teufels sein."

Es war aber das Gelächter der Spechte, das er hörte, dann wieder das markdurchdringende, eigensinnige Klagen eines Raubvogels, das den bösen und peinvollen Lauten einer im höllischen Feuer gemarterten Seele glich.

Über der Baumgrenze angelangt, wurde dem Toren freier zumute. Die ungewohnten, gewaltigen Eindrücke um ihn her bedrohten ihn nun nicht mehr, sondern sie hoben ihn jählings aus dem Staub der Erniedrigung zu einer erhabenen Höhe empor. Er sah die Welt unter sich. Das Gebirge, das ihn rings mit steinernen Kraterwänden halbkreisförmig umgab und bis in die Wolken überragte, war ihm zugleich der Schemel für seine Füße geworden. Er atmete frei. Er wandte sich gegen den weiten, unendlichen Himmel und sagte: „Gott!" Er wandte sich gegen den bunten, welligen Teppich der Länderflächen, der von den Schatten weißer Gewölke gefleckt erschien, und sagte: „Gott!" Er wandte den Rücken gegen die Tiefe und blickte staunend gegen die zackigen Wände und Riffe der ihn umgebenden Felsmauer hin, auf die zwischen ihnen gestauten Schutt- und Geröllhalden, und sagte: „Gott!" Er betrachtete das Gestein, das in riesige Blöcke gelöst wie von Zyklopenhänden in jahrtausendelanger Arbeit zusammengetragen über- und untereinander gestürzt weite Hänge bedeckte, und plötzlich, eh er den Namen Gottes zu nennen imstande war, flüsterte ihm eine Stimme ins Ohr: „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden."

Aber Emanuel war auf der Hut; er wies diese Stimme, die ihn zum Sohne Gottes machte, ab, indem er so tat, als habe sie ihn nur verführt, an Jesum diese Bitte zu richten. Und er bat den Heiland deshalb um Vergebung. Er sagte: „Ich weiß, du kannst es! Auch daß du es tun wirst, wenn ich bitte! Aber es lebt der Mensch nicht vom Brot allein!" — Es schien dem Narren, als ob durch diese Erwägung der leibliche Hunger, den er seit einigen Stunden empfand, gestillt worden wäre.

„Sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht." Darüber dachte er weiter nach. Es war in ihm eine seltsame Unwissenheit. Er hatte lesen gelernt um der Bibel willen. In ihr forschte sein Geist. Was sonst an sinnfälligen Dingen ihn seit seiner Jugend umgeben hatte, kannte er nur gemäß den natürlichen Spiegelungen der Seele und jener Liebesbeziehung, die ihn mit allem, was ist, verband. Darum blieben ihm Himmel und Wolken, Sonne und Tag, Nacht, Mond und Sterne das reine Mysterium. Desgleichen die Erde mit ihrem Getier, Gestein und Gras, und als er nun durch den Sinn des Gesichts und Gehörs dies alles aus tiefer Einsamkeit in sich faßte, schien ihm jegliche Kreatur, und das Ganze der ihn umgebenden Welt der Erscheinung das durch den Mund Gottes gegangene Wort zu sein.

Gott sprach zu ihm und er wollte zuhören. Er wollte ganz Ohr, ganz Auge, ganz Liebe sein. Vielleicht, sagte er sich, werde er die gewaltige Stimme der Gottheit nicht zu ertragen vermögen! Allein, dann, dachte der Tor, wollte er gern an dem Worte Gottes zugrunde gehn. Schon empfand er sich gleichsam als aufgelöst. So erweitert vom Wort, so erfüllt und ins Unendliche ausgedehnt durch das Wort, erschien er sich manchmal, daß er kaum noch etwas in sich und an sich als eigen empfand: und doch war er nur erst ein armseliger Neuling am Wort, wie er wußte.

Jesus, vom Geist in der Wüste geführet, war schlimmer daran, als er, der Jesum bereits als Freund und Begleiter hatte. Er hatte ihn außerdem als Vorbild. Er wußte nicht, wie viele vor ihm sich in der imitatio Christi versucht hatten, die eine ganz besondere Falle des Teufels war.

Er glaubte, er sei, wie der Heiland, vom Geist und nicht von Satanas in die Wüste geführt und er könne sich überdies an den Heiland halten, und deshalb überwand er immer wieder die Bangigkeit und suchte endlich, indem er einem verwachsenen Pfade durch hohes Knieholz mühsam nachkletterte,

einen verborgenen Platz im Gestein, wohin er sich etwa bei Regen und Wind zurückziehen und auch nötigenfalls vor Menschen verbergen könnte: eine Stätte für einen dauernden Aufenthalt.

„Genügt es dir nicht," fragte auf einmal die dämonische Stimme in ihm, „was über des Heilands Versuchung in deinem Büchlein geschrieben steht? Glaubst du, daß es zu wenig sei? oder etwa erlogen? oder verstehst du, was da gesagt ist, nicht? „Ich will es erdulden," sprach halblaut Emanuel. Und nun bekam die Stille sogleich eine neue Furchtbarkeit. Es war, als fielen die Wände seines Wesens auseinander, und sein Inneres wurde grenzenlos. In der Verzauberung dieser Stille, in ihrem Bann, mußte sein Geist unaufhörlich Bilder hervorbringen, eine Reihe von Bildern, die einander zu jagen schienen als wie bei einer eiligen Fahrt. — Und immer eiliger wurde die Fahrt! Und immer unerhörter die Bilder. Es war, als sei das Wort „Ich will es erdulden!" ein Zeichen für den Losbruch der feindlichen Mächte gewesen, deren Absicht es schien, ihr Opfer von Grund aus zu verwirren.

Ist die Stille: Gott? Ist die Stille: der Teufel? Sind die tierisch menschlichen Fratzen, die mir entgegengrinsen, Gottes oder des Teufels Werk? Warum zeigt mir auf einmal die Welt ihre sonst verborgene scheußliche Unflätigkeit in zahllosen ekligen und widrigen Bildern? Warum ist mein Gesicht auf einmal vom Anblick des Kots, des niedrigen Hasses, der Mordsucht und jeder ruchlos und widernatürlichen Gier erfüllt? Warum wird das heilige Fließen und Weben in meiner Brust auf einmal durch einen Fluch gedämmt? Durch Schweinegrunzen und Ziegenmeckern, warum höre ich jenen stinkenden, greulich rohen Ton, den Gemeinheit nur immer hervorbringen kann? Das Heilige selbst durch Kloaken gezogen, mit Kot besudelt, unter Höllengelächter in jeder widerlichen Verrichtung vor das schauende Innere hingestellt? — Plötzlich rief eine Stimme laut und weckte das

Echo zwischen den Felswänden. „Du weißt nicht, was du erdulden willst, und was alles Christus erduldet hat!" — „Und eben deshalb muß ich es jetzt erfahren": mit diesen Worten faßte Quint sich und brach sich weiter durchs Knieholzdickicht.

Er fand nach einigem Suchen ein rohes Gemäuer aus unbehauenen Blöcken zusammengefügt, mit Moos verstopft und mit einem kunstlosen Dache bedeckt, das aus alten verwitterten Kistendeckeln bestand, darauf Humusschichten gebreitet waren. Gebeugt an der unvermauerten Seite eintretend, fand Quint in diesem Versteck ein erhöhtes Lager aus trockenem Moose vor und sonst so viel Raum, um darauf zu liegen oder gebeugten Nackens darauf zu sitzen und dabei noch mit beiden Knien im Trocknen zu sein. Hier konnte man Tage und Wochen aushalten.

Es war gegen die Mitte des Monats Mai und der Schnee von den Bergen bis auf wenige schmutzige Reste abgeschmolzen. Tagsüber hatten noch schwache Winde aus Süden geweht. Als Quint, nachdem er einen Trunk Bergwassers gegen den Hunger zu sich genommen, sich auf das Mooslager ausgestreckt hatte und die Sterne am Himmel hervortraten, wurde die Luft weich und ganz still. Die Dämmerung kam, der Mond stieg herauf. Wie ein grenzenloses goldbesticktes Segel von dunkler Seide bauschte sich der Himmel über das Gebirge hervor und über die im Dämmer fast versunkenen Länderflächen. Es war, als hätten die unzähligen Stimmen der Natur viele Monate lang in ruhelosen Bemühungen jene vollkommene Harmonie gesucht, die sie nun gefunden hatten. Quint hatte die Nacht gefürchtet, und nun gab sie ihm mehr als einen Vorgeschmack künftiger Seligkeit. Alle Dämonen schienen gebunden oder in ihre Käfige eingesperrt, oder der Zauber der Schönheit hatte sie stumm und selig gemacht. Metallisch summende Mückenschwärme bildeten zwischen den Augen des Toren und

dem runden Mond ein tanzend durchsichtiges Gewölk, das mit seinem wohligen Klingen mit der Seele des Schauenden eins wurde, ja, diese selber, sichtbar und hörbar geworden, darstellte, wie es schien.

Zwischen Träumen und Wachen geriet Quint allmählich in einen Zustand der Wonne hinein, den er in seinem ganzen bisherigen Dasein noch nicht gefühlt hatte. Mit halbem Bewußtsein beschloß er bei sich fortan immerdar die Nähe der Menschen zu meiden und nur, wie jetzt, mit ganzer Liebe Gott in der Stille ergeben zu sein. Würde jetzt, dachte er bei sich selbst, ein Mensch in seinen Gesichtskreis treten, er müßte ihn hassen wie ein Gespenst. Jeden Menschen? jedenfalls jeden Mann! — Jeden Mann, und wenn es der Heiland wäre? Er beantwortete diese Frage nicht. Der Heiland ist in mir und unsichtbar! Damit versuchte er zu entschuldigen, daß er im Begriff ihn zu verleugnen stand.

Niemand durfte kommen, auch nicht ein Weib. Er kam sich vor wie vermählt mit der Pracht und der laulichen Stille. Die ihn umgebende Felswüste war durchaus etwas anderes als hartes und kaltes Gestein. Von allem ging lebendige Wärme aus wie in Ställen von Tierleibern: nur daß diese Wärme rein und balsamisch war. Es lag darin etwas Aufreizendes und Entzückendes, wovon man berauscht wurde. Es mischten sich süße Düfte von Blumen und blühenden Gräsern hinein, die einen kitzelnden Pollen mit sich brachten, der ein tolles, heimliches Lachen auslöste. Der Boden der Schlafstelle war mit Zweigen der Krüppelkiefer bedeckt, darin lag ein Ziegengehörn und das Stück eines Felles. Daher kam es, daß Quint im Traume Ziegenherden und bocksfüßige Hirten sah, die mit Eimern voll Milch und runden, gewaltigen Käsen hantierten. Manche der Hirten waren gehörnt und trugen Kränze aus Kiefernzweigen.

So wie das Blut in den Adern des Narren heiß pulsierte, schien ihm die ganze Natur durchpulst zu sein. Es war etwas von entzückender Nacktheit in allem. Und immer wärmer,

immer betäubender stieg der Atem des Nackten von allem auf. Der Mondglanz troff wie Salböl über die weichen Formen der Klippen und Bergspitzen, und etwas wie eine Gruft aus Scharlach zog sich zusammen vor den geschlossenen Augen Quints und tat sich auf; etwas, das er nicht müde wurde zu sehen, bis es verschwand; dann plötzlich tanzte, ganz nackt, ein Weib vor ihm, eine Eva mit üppigen Brüsten, sie warf sich zurück und warf den Schwall ihrer rotblonden Haare zurück. Alsdann stemmte sie beide Hände in das quellende Fleisch ihrer Hüften und drehte sich langsam um sich herum, — da fuhr der Narr aus dem Schlafe empor und schrie laut: „Hebe dich weg von mir, Satan!"

Als der Morgen heraufkam, hungerte Quint, und er stand auf, um irgend etwas Eßbares aufzufinden. An dem Rand einer weiten Hochfläche angelangt, kam es ihm vor, als dringe Geläut einer Herde von den tiefer gelegenen Wiesen herauf. Es war aber nur ein unter Steinen verstecktes, glucksendes Rinnsal, wodurch diese Täuschung verursacht wurde. Indessen bemerkte Quint in der Ferne ein einsames Haus, und, da seine Augen weitblickend waren, konnte er sehen, wie Ziegen und Rinder aus der Stallung des Hauses ins Freie traten und alsogleich, nachdem sie die Köpfe ein wenig in den kalten Morgen erhoben hatten, zur Tränke liefen. Die Luft war nicht mehr lau, wie zur Nacht, sondern vielmehr frisch; denn der Südwind hatte sich eingelegt, und den Narren fröstelte.

Nachdem er eine geraume Weile die Vorgänge und das spielzeugartig klein erscheinende Haus in der Ferne beobachtet hatte, konnte er merken, wie eine Herde sich mitsamt ihrem Hirten mehr und mehr von der Baude ablöste. Sie bewegte sich wohl eine Viertelstunde lang in bestimmter, ihm näher führender Richtung und hatte dann ihre Weide erreicht.

Quint pirschte sich an den Hirten heran.

Er fand einen greulich zerlumpten Kerl mit wulstigen

Lippen und struppigem Haar. Der Mensch erschrak, als er Quinten sah. Allein als dieser sich, mit gehörigem Abstand, ruhig auf einem Granitblock niederließ und Ziegen und Zicklein, ja, sogar der Bock ihn vertraulich beschnupperten, achtete er seiner weiter nicht und fuhr fort, eine Pfeife aus Rinde zurechtzuklopfen.

Eine ziemliche Weile wartete Quint. Die schweren Rinder grasten ruhig. Zuweilen hob eins brummend den Kopf, um den Fremdling mit einem leeren, nichtssagenden Blick zu beglotzen. Endlich trat Quint an den Hirten heran.

„Mich dürstet."

„Hier gibt's genug Wasser zu trinken," antwortete jener ohne Bedenken in seiner kaum verständlichen Mundart.

„Schenke mir einen Trunk Milch, um Gottes willen."

Der Mensch sah Quint aus seinen gedunsenen und verschworenen Augen an und bekreuzte sich.

„Ich bin arm wie du."

„Ich habe zwei Tage lang nichts gegessen," ergänzte Quint.

Nun warf der Bursch seine Pfeife weg, als ob er eine Erscheinung sähe, holte ein Kännchen aus Blech herbei, das er unter einer Krüppelkiefer versteckt hatte, und schlich und kroch wie ein Tier auf Raub zu einer schwarzbraunen Blesse hin, die ihr Euter fast auf dem Grase schleppte, und als er sie zwischen das Knieholz verlockt und dort, verborgen, gemolken hatte, befand er sich plötzlich im Rücken Quints und reichte den Trunk über seine Schulter. Quint trank mit Gier und erquickte sich, und von nun an kam er täglich herauf zu dem armen Hirten, und dieser, ohne zu zögern und scheinbar mit immer größerer Freude, schenkte ihm Milch und teilte sein hartes Brot mit ihm.

Mit jedem Tage, den der arme Quint ohne anderen Menschenverkehr als den mit dem Hirten, zubrachte, geriet er tiefer in die Welt seiner Träume hinein. Jeder, der den eigentümlichen Reiz des Wanderns kennt und be-

sonders des Wanderns in Gebirgen, weiß, welchen Reichtum an Bildern es innerlich auftauchen läßt und welche Fülle starker Empfindungen. Was Wunder, wenn Quint, unter den Einwirkungen der dauernden Einsamkeit und des planlosen Wanderns, allmählich jedes Maß des Wirklichen ganz verlor und zuweilen von neuen und starken Empfindungen dermaßen trunken wurde, daß er sich kaum noch als Mensch empfand. Einen so Verstiegenen weckt nur das Menschenwort! Und da er in seiner Absonderung nur das Atmen und Brausen in der Natur immer wieder hörte und nur mit Sternen und Winden Zwiesprache hielt, empfand er fast nur noch sein Dasein als Geist, als heiligen Geist, und also als göttlich. Ihm ging durch den Kopf, was die Schlange im Paradiese gesagt hatte. War nicht durch das rosenfarbene Heilandsblut die jahrhunderttausende alte Sünde wettgemacht und dadurch der Zugang zum Baum der Erkenntnis freigeworden? Ja, war nicht Brot und Wein, wie es Jesus geheiligt hat, die Erkenntnisfrucht und hatte er, Quint, diese Frucht nicht gegessen? Diese Frucht, von der die Schlange gesagt hatte: Genießet sie, und ihr werdet wie Gott?

Er war wie Gott, so in alles Erhabene aufgelöst, oft stundenlang. Dann stand er zuweilen dicht am Absturz verwitterter Klippen und blickte mit einem bacchantischen Lächeln furchtlos hinunter in die Abgründe. Unter ihm lösten sich einsame Raubvögel und schwammen verloren im pfadlosen Raum, und plötzlich war es ihm dann zuweilen, als schölle ein Spottgelächter von unten herauf, und er müsse, um diesen Schall zu beantworten, einen triumphierenden Sprung in die Tiefe tun: dann würde er schweben, er wußte es, und leichter wie eine Taube dahingleiten.

Die heimliche Kraft dieser Sehnsucht war groß in ihm. Er fühlte sie oft. Er schalt sich und sagte, wenn er den inneren Ansturm überwunden hatte, zu sich: man dürfe Gott, den Herrn, nicht versuchen! Aber es war nicht allein der Drang, den Glauben oder das Wunder bestätigt zu sehen, auch war

es Wahn einer übermenschlichen Größe und Allmacht nicht, sondern es war eine Art Gewißheit, eine Empfindung der eigenen Unzerstörbarkeit, verbunden mit einer wilden, hingerissenen Ungeduld, die Mächte des Todes, die Mächte des Abgrundes, mit einem Triumphgeschrei, und wär's im irdischen Tod, zu verspotten.

Auf solche Wallungen folgte mitunter die tiefste Zerknirschung, und wenn dann die Stimmen, die „Gottes Sohn, Gottes Sohn!" riefen, dazukamen und nicht schweigen wollten, so fand sich der arme Mensch, nachdem er wiederum stundenlang ringend und betend auf den Knien gelegen, zuweilen erst wieder, aus schwerer Ohnmacht aufgewacht, Haupt und Glieder mit Schweiß bedeckt und immer noch stammelnden Lautes den Heiland bittend, er möge ihn doch in Gnaden befreien von dem allzuschweren Berufe der Nachfolge.

Nach solchen Erschöpfungsaugenblicken lockte und winkte auf einmal die Welt. Sie war dann nicht mehr das Weib, das in Wehen liegt und immer nur Jammer gebären kann, sondern sie lachte, tanzte und sprang in unverwüstlicher Schönheit und Jugend. Quint meinte, er habe sie nur nicht gekannt, und es kam ihm vor, als würde sie, wollte er nur jetzt gelassen zu den Stätten der Menschen niedersteigen, fortan auch ihm gegenüber nicht mehr spröde sein. Es war, als habe er irgendwo das Ende eines goldenen Fadens gefaßt, dem er nur nachzugehen brauchte, durch alle die Labyrinthe menschlichen Handelns und Wandelns, um nicht länger mehr arm, verachtet und elend zu sein. Es war, als habe ein höllischer Lichtfunken ihm plötzlich alle die seichten Kniffe und Ränke enthüllt, die den Schlauen im Handumdrehen reich machen, und als liege ihm plötzlich der eigene, scheinbare Narrenwert in Gold umgerechnet vor der Seele.

Es war nichts Gutes, was in ihm aufstieg, das merkte er wohl, trotzdem es dabei sehr ruhig herging und ohne zischelnden Satanslaut. Man würde tun, was sie alle tun; man

würde den Haß mit Haß bekämpfen, die Wut mit Wut, die Schmach mit Schmach. Man würde den Krieg zum Kriege tragen! Die Lüge zur Lüge! Betrug zu Betrug! Man würde auf Raub ausgehen, trotz allen gefräßigen Raubtieren und Räubern; erraffen, erbeuten und Reichtümer häufen, die Motten und Rost fressen. Man würde nehmen, nur nehmen: den Heller der armen Witwe, den Groschen der Waise, die Decke des Frierenden, das Brot des Hungrigen, und würde die Schreie und Flüche der Bestohlenen und Betrogenen, der Hungernden und Verkommenden, der Gequälten und Kranken, der Gemarterten und Gemordeten nicht mehr hören vor der Stimme der eigenen Gier. — Und natürlich müßte man Jesum verleugnen.

Dadurch müßte das Leben leicht sein, dachte mit Recht der arme Quint. Allein er verwirrte sich wieder in seinen Gedanken, weil der Zwang, um der Welt willen von dem Heiland zu lassen, ihm unerträglich war.

Nein, er mochte den Satan nicht anbeten, denn: „du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen!" ermahnte er sich, und von nun an trat eine Wendung in ihm ein. Wieder ganz Jesu zugekehrt, beschloß er, sich nochmals mit reinem und ruhigem Sinn seinem Evangelium hinzugeben.

So lag er in seinem Versteck, auf das Moos gestreckt, und las und dachte oder, langsamen Schrittes gehend, nahm er, Satz für Satz, die Schrift in sich auf und durchdachte sie eindringlich. Damit wurde es stiller und stiller um ihn, und der Sinn für das allgemeine Wort Gottes in der Natur schien einzig nur noch den Offenbarungen durch die Buchstabenreihen des heiligen Büchleins hingegeben.

Je näher Pfingsten heranrückte, um so stiller und ruhiger wurde Quint. Es waren neue und eigentümliche Dinge in ihm gereift, Erkenntnisse, durch die sich sein Wesen geschlichtet hatte.

Gott wurde Mensch, sagte er sich; das war das Mysterium. Er wurde ganz Mensch; dies war das größte unter den Wundern. Warum wurde er Mensch? Damit er dem Menschen ein menschliches und zugleich auch göttliches Beispiel sein könne! Denn nur das Menschliche ist es, darin der Mensch das Göttliche fassen kann. Was folgt nun daraus? erwog er weiter: daß wir mit Glauben und vollem Vertrauen das Menschliche in dem Leben des Heilands zunächst erfassen und immer tiefer begreifen sollen: ihn menschlich lieben, ihm menschlich nacheifern. Dies wurde sein Vorsatz, dies wollte er tun.

In dieser Verfassung ward er ganz Demut. Der neue Geist, der sich standhaft erwies, entfremdete ihn, ohne daß er sich dessen deutlich bewußt wurde, den Lehren des Bruders Nathanael und brachte ihn auch zu seinem eigenen früheren Wirken in Gegensatz. Er gedachte, wahrhaft bescheiden zu sein, und aus diesem Grunde verwarf er alle Phantastik von ehedem, alle Ekstasen und Übertreibungen. Gewiß, er wollte, wie je, ein Bekenner sein, aber nur ganz im Bereiche des Menschlichen. Weniger die Lehre lehren, als tun. Um ja nicht dem Geist der Hoffart zu verfallen, dem schlimmen Geiste des Selbstbetruges, wollte er lieber sogar von dem göttlichen Scheine sich abkehren, um dafür um so inniger menschlich zu sein.

Er dachte nicht mehr daran, Wunder zu tun; denn er hatte gelesen, wie Jesus das böse, mirakelsüchtige, ehebrecherische Geschlecht gescholten hatte; auch erwog er das warnende Heilandswort von den falschen Propheten und Wundertätern und wollte nicht einer der ihren sein.

Quint konnte sich kaum genugtun in seiner leidenschaftlichen Neigung, sich selbst zu erniedrigen. Er hatte unklar einen gewissen Zwiespalt erkannt, der sich zwischen dem Heiland und seinen Jüngern vor Zeiten schon geltend gemacht hatte. Und indem er nun auf die Seite des Meisters zu treten meinte, gedachte er Wundersucht und Begier nach Lohn, die-

weil sie der Heiland an seinen Jüngern nur immer mit Kummer betrachtet hatte, in sich abzutöten. Er wollte der letzte und keineswegs mehr der erste Diener am Worte sein.

Alles Laute war ihm verdächtig geworden. Hochfliegende Pläne wies er auf dieser Stufe seines wunderlichen und seltsamen Wandels entschieden ab. Er wollte sein wie die Kinder und Unmündigen: im Herzen rein und eines Tages ein Baum voller Früchte. Die Lehre tun, nicht die Lehre lehren wollte er jetzt; man sollte ihn einstmals an den Früchten erkennen.

Deshalb wollte er auch nicht als ein besonders ausgezeichneter Lehrer oder Jünger oder Prophet zu den Menschen herniedersteigen, sondern äußerlich mehr wie jedermann, weniger öffentlich als im verborgenen Gutes tun. Jesus würde ihn sicher leiten. Er wollte nicht drohen und nicht verheißen, sondern nur für sich zunächst auf einem der goldnen Pfade der Seele gehn, die Jesus paradiesisch durch die Wüsteneien der Erde gebahnt und erschaffen hatte. Jedem dienen, niemand beherrschen wollte er: das war des Toren ganz ungeheurer und gänzlich unausführbarer Vorsatz.

Er betete täglich des Heilands Gebet. Und weil er verzeichnet fand, die Jünger Jesu hätten, ehe er ihnen das Vaterunser auf ihren besonderen Wunsch hin lehren mußte, überhaupt nicht gebetet, so sprach auch er nur dieses Gebet. Er betete es mit kindlichem Geiste.

Allmählich auf dieses Gebet beschränkt, fiel ihn ein seltsamer Irrwahn an, der sich leider in seinem Wesen befestigte. Jener Geist, der schwerlich ein guter ist, machte ihn glauben, dies Gebet sei eigentlich gar kein Gebet, es sei nur das Wesen der Lehre, als Leitstern für suchende Schüler in wenige Sätze zusammengefaßt. „Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiliget werde dein Name!" — Dies war gebeten, nicht für den Bittenden, sondern für Gott. An wen waren diese Worte gerichtet? An einen höheren Gott als Gott? Quint glaubte sie an den Geist gerichtet: an den Gottgeist, welcher im Men-

schen ist. Er empfand das Verwegene dieses Gedankens, doch zog ihn sein Grübeln weiter fort. Da hieß es: „Zu uns komme dein Reich!" An wen waren diese Worte gerichtet? Wiederum erschien es ihm, an den Geist. Er fühlte, wie er sie betend gleichsam an sich selber richtete. Es kam ihm vor, als ob er damit in sich eine heilige Quelle anschlüge, ein reines, heiliges Streben erweckte, einen neuen, tätigen, heiligen Geist; und inwendig in uns war ja das Reich. Es sollte sich durch den Geist ja in uns errichten. „Dein Wille geschehe!" las er dann. War das überhaupt eine menschliche Bitte? Der allmächtige Wille des allmächtigen Gottes, des gewaltigen Jehova, sollte geschehen? und darum sollte ein Menschlein bitten? und wen, wen sollte es bitten darum? Hieß es aber: mache mit mir, was du willst, so war es nur Ohnmacht und keine Bitte.

Allein Quint bezog auch dies auf den Geist.

Der Wille des Geistes sollte geschehen, und müßte der Körper zu Asche werden.

„Unser täglich Brot gib uns heute!" Nun, da war viel mit wenigem abgetan. Vielleicht war diese Bitte, dachte Quint, nur ein Zugeständnis an den gabenhungrigen Jüngergeist.

„Und vergib uns unsere Schuld!" Wir waren schuldig, wir brauchten Vergebung. Alle ohne Ausnahme, meinte Quint; und er konnte den Gedanken nicht loswerden, als ob auch dies eine Scheinbitte sei. „Wie wir vergeben unsern Schuldigern!" nämlich so weit und nicht weiter sollten uns unsere Sünden vergeben sein. Also: wer vergab, dem ward vergeben. Dem aber, der nicht vergab und doch betete, nicht. Es war eine Mahnung zum Vergeben.

„Führe uns nicht in Versuchung!" kam nun. Was soll man zu dieser wunderlichsten der Bitten sagen? hatte der Tor bei sich, in einem Anfall von Aberwitz, gedacht, als er sie eines Tages gewohnheitsmäßig gesprochen hatte. Und der Böse flüsterte ihm ins Ohr: es hieße so viel als „Laß uns in Frieden!" Über diese Stimme des Häßlichen siegte Quint.

„Versuche uns nicht! Versuche uns nicht!“ Hieß nicht der Böse der Versucher? Sollte dieses aber nicht so viel heißen als „Verlocke uns nicht durch falsche Vorspiegelungen! Lege auf unseren Weg nicht Fallen und Fallstricke! Reize uns nicht durch Martern und Leiden zum Widerstand! Mache uns nicht zu Verbrechern am Nächsten durch Not und Lüste! Setze uns nicht auf Richterstühle, damit wir nicht über unseren Nächsten und Mitsünder richten und blutige Urteile sprechen! Mache uns nicht zu Königen, damit wir nicht Gewalt üben und durch Gewalt leiden und untergehen! Verführe uns nicht zum Raub, zum Mord und zum Diebstahl am Gute des Nächsten! Versuche uns nicht, denn wir sind schwach! Erwarte du nicht Taten des göttlich Starken und Sündlosen von uns armen, im Dunklen tappenden Menschen! Lösche das glimmende Docht nicht aus, sondern erlöse uns von dem Übel. Unser sei der Geist und der Frieden.“

Es war ein schrecklicher Gott, an den man die Bitte, uns nicht in Versuchung zu führen, richten mußte, und Quint empfand, wie der Heiland versucht hatte, eine furchtbare Gottesvorstellung ihrer Härte und Furchtbarkeit zu entkleiden. Geheiliget und geliebt sei dein Name, nicht mit Grausen und mit Entsetzen genannt: so klang es durch das Gebet hindurch. Wir rufen in dir, was Liebe ist, und was wir rufen, ruft in uns die Liebe. Soweit war der Tor auf gutem Weg; aber er ging über diese Erkenntnis hinaus. Er entthronte den persönlichen Gott und glaubte, daß Jesus ihn entthront habe und an seine Stelle den Geist gesetzt, womit sich sein Verhängnis ankündigte.

Fast zwangsweis und tiefes Staunen erregend beherrschte ihn diese Vorstellung. Sie war so stark, er hätte zeitweilig leugnen können, auf dem festen Grunde der Erde, in dem Elemente der Luft oder unter dem Dache des Himmels sein. Seine Wohnung schien ihm allein der Geist. Die Bewegungen, die er ausführte, und besonders alles, was er in einem höheren Sinne seine Leben nannte, ging vor sich

gleichsam in einem Meer, das die seit Jahrhunderttausenden lebenden und verbundenen Menschenseelen darstellte. Außerhalb davon kannte er nichts oder wenigstens nichts als Finsternis.

Denke man sich die Menschen, Greise und Greisinnen, Männer, Weiber und Kinder, so viele ihrer die Erde bedecken, jeden mit einem Licht in der Hand. Etwas Ähnliches dachte sich manchmal Quint. So wie die Menschen getrennt voneinander standen und doch das Licht ihre Lichter zusammenfloß, so waren sie ihm, getrennt an Körper, einig im Licht. Ein Hunger nach Menschenseele überkam ihn wie nie zuvor. Es brach eine schmerzhafte Liebe und Sehnsucht zu Menschen in ihm auf. Es war, als wäre im Lichte der grenzenlosen Liebe zu Jesu, dem Menschen, ihm eine tiefe Erkenntnis von Menschenwert und Menschenberuf erschlossen worden. Die Menschenliebe nagte an ihm. Sie erfüllte den Narren mit zehrenden Süchten. Er wollte zu seinen Brüdern und Schwestern; er wollte nicht mehr, wie nach früherer eigensüchtiger Gewohnheit, kaltherzig fern von ihnen sein.

Er vergaß sich ganz, das heißt, er vergaß seine eigenen früheren Freuden und Leiden. Er glaubte erkannt zu haben, daß die Menschheit die Wohnung der Gottheit ist. Und während er dieses Gotteshaus, diese Gottesstatt noch blinzelnd unter der Überfülle von Pracht und Licht mehr ahnte, als sie betrachtete, schien ihm die Angelegenheit seines eigenen, kleinen besonderen Lebens vor dieser erhabenen Sache ohne Bedeutung zu sein.

Aus diesem Grunde befiel ihn ein Selbstaufopferungsdrang, eine Sehnsucht, aus der Vereinzelung seiner Körperlichkeit, wie aus einem Kerker, befreit, ins Allgemeine sich hinzugeben: sein Licht zum Licht, seine Liebe zur Liebe zu tun, um von sich und der Liebe erlöst ewig vollkommen in Gott zu sein.

Die völlige innere Umwandlung Emanuels Quints war einer der sonderbarsten Vorgänge. Es war das Sonderbare

darin, daß ein reiner und kindlicher Schwärmergeist den größten Teil seiner Schwärmereien durch einige, anscheinend ganz vernunftgemäße Erwägungen ersetzt hatte, die sich nach und nach zu einem in sich geschlossenen, festen System verbanden, das die Seele des Narren in einer weit ausschließlicheren Botmäßigkeit erhielt als der reine Gefühlsrausch von ehedem. Oft kam es vor, daß er selbst darüber erschrak, wie weit ihn sein Grübeln abseits von allen früheren Wegen geführt hatte, vermeintlich mit Jesu, dem Menschen, vereint, und tief ins Geheimnis vom Reiche Gottes. Entdeckerfreude beherrschte ihn. Aber alles, was er damals entdeckte und zu begreifen vermeinte, als es in überraschender Hellsicht wie Schuppen von seinen Augen fiel, beschloß er vorerst geheimzuhalten.

Viertes Kapitel

Eines Tages standen vor Emanuel Quint die Brüder Scharf. Sie hatten seit Wochen nach ihm gesucht, und es war den zuckenden Mienen ihrer bärtigen Angesichter abzumerken, was es für sie bedeutete, ihn endlich entdeckt zu haben. Auch der Narr war gemäß der neuen Verfassung seines Innern froh, sie wiederzusehen, und entschloß sich alsbald, mit ihnen die Herberge aufzusuchen, eine entlegene Baude, darin sie schon mehrere Tage genächtigt hatten.

Die Brüder hatten ihn gleich erkannt, trotzdem sein Bart und Haupthaar ein wenig verwildert waren, und wie sie nun, immer voll Demut, hinter ihm dreinschritten, gegen die Herberge hin, strahlte die Freude immer stärker und stärker aus ihren Blicken hervor, indessen sie seine Fragen beantworteten.

Sie berichteten Quint zuvörderst, daß ihnen vor mehr als drei Wochen der Vater gestorben war. Der Alte war selig

in Gott entschlafen, im Glauben an Jesum und an die Gewißheit der Auferstehung. Sie hatten darauf ihre Wirtschaft verkauft, um nicht an die Scholle ferner gebunden zu sein und ganz den Spuren des Narren zu folgen.

Sie hatten um dieser Absicht willen, die nicht verborgen geblieben war, viel Spott und Hohn zu erdulden gehabt; denn weil eine Anzahl gläubiger Christen der Umgegend wunderbarliche Dinge über das Erscheinen und das Verschwinden Emanuel Quints geweissagt hatten, so ward eine überwiegende Menge zu Haß und Verachtung angereizt, und kaum fehlte viel zur Wut der Verfolgung.

Ein sozialistischer Agitator Kurowski hatte die Brüder Scharf besucht, und als er von ihrer Absicht hörte, hatte er sie davor gewarnt. Aber sie waren fest geblieben. Auf seine Behauptung hin, daß Quint, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehn, vielleicht über die Grenze entschwunden sei und daß sie ihn schwerlich finden würden, hatten sie ihren Glauben betont und den gewissen Geist ihrer Herzen.

Darauf hatte Kurowski ihnen mit vieler Umständlichkeit etwa dies auseinandergesetzt, was sie nun wiederholen mußten, da Quinten das Verhalten des Agitators und Redakteurs besonders zu interessieren schien.

„Ihr werdet durch euren guten Glauben irregeführt. Dieser Schwärmer, der ohne Zweifel in edler Absicht handelte, als er in der Stadt seine Kapuzinerpredigt hielt, betrügt euch doch. Er betrügt euch, wie er sich selbst betrügt. Warum? Er fußt auf dem Grunde der Unbildung! Wenn dieser Schwärmer gebildet wäre, was er nicht ist, weil die Verruchtheit der herrschenden Klasse die allgemeine Bildung verhindert, so könnte er Ungeheures leisten. Es gibt eine neue soziale Wissenschaft; und wer nicht auf diese, sondern auf alle törichten Märchen baut, der baut auf Sand. Das größte Mitleid hilft uns nichts. Das tiefste Mitleid bringt uns nicht weiter. Es gibt einen Götzen, das Kapital, und solange man diesen nicht zertrümmert, hilft alle Güte und Mitleid nicht."

Einer der Brüder zog aus dem ehrbaren, langgeschößten Rock, den er anhatte, ein Schriftchen hervor, das ihm der Agitator geschenkt hatte: Das Kommunistische Manifest. Und Emanuel las das „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Doch er achtete dieses Anrufs nicht. Er bat die Brüder, ihm mehr zu berichten.

Als der Kreisarzt gekommen war, der den Totenschein für den alten Scharf hatte ausstellen müssen, kam zugleich eine alte Frau in das Zimmer herein, halbblind, die sich nach Quint, als sei er Wunderdoktor gewesen, erkundigte. Da hatte der Arzt etwa dieses gesagt:

„Daß ihr armen, törichten, ungebildeten Leute doch immer wieder solchen Charlatanen zum Opfer fallt! diesen Meuchelmördern und Giftmischern, die nichts weiter im Sinne tragen, als euch den letzten, kupfernen Pfennig aus der Tasche zu ziehen und eure Leiden zu verschlimmern. Es gibt kein triefäugiges und besoffenes altes Weib, dem ihr nicht alsogleich eure Gesundheit zum Opfer bringt, wenn es ihr einfällt, euch mit irgend einem noch so albernen dreisten Versprechen anzuschwindeln. Habt ihr denn keine Ahnung davon: es gibt ein ärztliche Wissenschaft! eine ärztliche Kunst! und die muß man gelernt haben. Angeboren ist sie uns nicht! Wenn ihr meinem Rat folgen wollt, guten Leute, so haltet euch jeden abgefeimten Hallunken, Pflasterschmierer, Harnbeschauer und Wundertäter vom Hals. Sie saugen euch Leib, Seele und Geldbeutel aus wie die Blutegel. Und dieser Quint ist ein kranker Hanswurst, und sollte er nochmals hier bei euch auftauchen, so verständigt mich nur unter der Hand davon, und wir stecken ihn einfach ins Irrenhaus."

Die Mutter Quints war ebenfalls, und zwar zu wiederholten Malen bei den Brüdern gewesen und hatte nach ihrem Sohne gefragt. Sie war zuletzt heftig und dringend geworden in der bestimmten Meinung, die Brüder verheimlichten ihr seinen Aufenthalt. Sie habe geweint, erzählten sie, und waren davon überzeugt, sie werde nicht nachlassen, bis sie ihn

finde. Ihre Rede sei immer gewesen, Emanuel wolle zu hoch hinaus. Gerade ihm, wie keinem andern der Brüder, hätte es obgelegen, durch schlichten Fleiß und Verträglichkeit der Familie aufzuhelfen, den Zorn des Stiefvaters zu besänftigen, dessen Leiden ein Milderungsgrund bei Betrachtung seiner meist üblen Laune sei. Sie hatte Emanuel nicht geschont und erregt und entrüstet, wie sie war, ihm Dutzende bitterer Namen gegeben. Wie nun der stets zur Erregung geneigte Anton Scharf diese mit starker Entrüstung aufzählte, wurde er plötzlich von Quint gefragt: „Was glaubt denn ihr, du und der Bruder, wer ich sei?"

Die Brüder schwiegen und sahen einander an. Es lag aber in den Blicken der beiden ausgemergelten Schwärmer, die durch Arbeit, Nachtwachen am Bett des Vaters und die glühende Sehnsucht ihrer Herzen überreizt waren, ein seltsam entschlossener Glanz, vor dem Quint erschrak. Es war ihm zumut, als müßte er ein noch unausgesprochenes Wort auf den Lippen der Brüder zurückhalten: ein Wort, vor dessen verwirrender Macht er Furcht empfand, und das zu vernehmen wiederum doch seine Seele hungerte.

Es hatte sich aber in den Brüdern Scharf eine Überzeugung festgenistet und war durch dasjenige, was sie von Nathanael Schwarz vernommen hatten, noch bestärkt worden: eine törichte Überzeugung, die aber eine unerhörte Empfindung von Glück in den beiden lebendig hielt, einen seligen Wahnsinn, wie er sich nur in dem engen, von der Welt geschiedenen Bezirke ihrer Kindereinfalt entwickeln konnte. Sie sagten: wir wissen, daß du der Gesalbte des Vaters bist.

Es muß zur Ehre des Narren gesagt werden, daß er, kaum seines Entsetzens Meister geworden, die Brüder mit heftigen Worten strafte und den Versuch machte, ihnen die schreckliche Absurdität einer solchen Behauptung vorzustellen. Auch gebot er den Brüdern Scharf, ihre Meinung durchaus geheimzuhalten.

Allein diese beiden fanden sich durch die drohende Kraft seiner Worte und durch sein blitzendes Auge in ihrer Meinung

durchaus nicht erschüttert, sondern bestärkt, obgleich sie mit ganzer Seele zum Gehorsam geneigt waren und dies mit dem Ausdruck wahrhaft hündischer Treue und Demut kundgaben. Schweigend gingen sie lange in der scharfen und klaren Luft des Gebirgskammes neben ihrem kläglichen Herrn und Meister her, bis alle eines entlegenen Häuschens ansichtig wurden, das mit tief heruntergezogenem Schindeldach auf einer verlassenen, von Steinblöcken übersäeten Berghalde stand.

Der Eintritt in diese Hütte, darin die Brüder vor einigen Tagen Quartier gesucht und gefunden hatten, würde für solche Menschen, die nicht gewohnt sind, irdischem Jammer und irdischer Not ins Auge zu sehen, eine grauenvolle Überraschung gewesen sein, denn wenn man den kleinen nach Ziegendünger riechenden Hausflur durchschritten hatte, betrat man ein niedriges, ziemlich geräumiges, schwarzes Gemach, dessen schmutzig-bräunliches Dämmerlicht die Gestalten darin zu Schemen machte und dessen übelriechender Dunst den Atem benahm. Und wenn man sich dann, gewöhnt an die Dunkelheit, von allem, was dies Zimmer barg, unterrichtet hatte, so konnte man Menschen in einem ungewöhnlichen Grade von Armut und irdischem Elende sehen.

Selbst Emanuel und den Brüdern Scharf, die in ihrem Leben nichts anderes kennen gelernt hatten als die ärgste Bedürftigkeit, denen ein Pfennig immer soviel und mehr als anderen Leuten ein Goldstück gewesen war, zeigten sich von dem, was sie sahen, auf eigentümliche Weise bewegt.

Zunächst hob sich ein älterer Mann, mit buschigem Bart und Haupthaar, von einem leeren, wurmzerfressenen Webstuhl heraus und kam, die Füße in Lumpen gehüllt, den Fremden lautlosen Schrittes entgegen. Dieser Mensch, der als alter Soldat an der ausgeblichenen, ehemals bunten Mütze, die er auch hier im Zimmer trug, zu erkennen war, beugte sich, nachdem er ihn mit beinahe erschrockenen Augen

gemustert hatte, auf des Narren Hand. Als er sich danach wieder emporgerichtet, traf sein Blick in die leuchtenden Augen der Brüder Scharf und erkannte darin den Ausdruck eines verzückten Triumphes, aus dem ohne Mühe, mit Bezug auf Emanuel Quint, zu lesen war: dieser ist es, den wir gesucht haben.

Quint merkte, er war erwartet worden, und dieses eigentümliche Erwartetsein, wohin er auch immer kam, bestärkte ihn auch hier in der närrischen Annahme, als ob die Welt seiner ganz besonders bedürfe, und als wäre sein Wandel auf Erden eine göttliche Mission.

Er wurde an ein Lager geführt. Es war eine Bettstatt, mit Stroh bedeckt, deren Umrisse man im kellerartigen Dunkel nicht gleich unterschied. Doch als das Stroh zu rascheln begann, erkannte Emanuel einen nackten, mit Lumpen unzulänglich bedeckten, abgezehrten menschlichen Leib und weiter ein Haupt, das Haupt eines noch jungen blonden Weibes, das sich mit stierem, angstvollem Blick ihm entgegenhob. Und ohne zu fragen, wer Quint wäre oder aus welchem Grund er gekommen sei, fing sie sogleich mit lauter herzzerreißender Stimme zu klagen an.

Sie lag seit Wochen hilflos und krank auf dem Stroh und konnte nicht arbeiten. Sie hatte vor einem halben Jahr, in einer stürmischen Herbstnacht, ein Kind geboren, das, in einen hölzernen Trog gebettet, neben ihr an der Erde lag. Sie wies auf das Kind, als Emanuel ihr mit wenigen, tiefbewegten Worten sein Mitleid zu erkennen gab, mit einer Gebärde grenzenloser Verzweiflung hin und gab zu erkennen, wo der Gegenstand ihres eigentlichen und letzten Jammers wäre.

Und wie sich nun das weiße und sommersprossige Antlitz des Narren über das schlafende Kind in dem hölzernen Troge herunterbog, sahen die Brüder, wie sich sein Auge mit Tränen füllte. Und wirklich erkannte Quint sogleich, daß jenes ausgemergelte nackte Weib auf dem Stroh die Wahrheit gesprochen hatte; denn dieses schwer und fieberhaft atmende

arme Kind war über und über mit einem einzigen widerlichen und schrecklichen Schorf bedeckt, so zwar, daß man kaum zu glauben vermochte, wie es trotzdem noch am Leben war.

Der bärtige Mann und Familienvater sagte nichts, aber man konnte ihm anmerken, daß er ein Bewußtsein, und zwar ein fast feierliches Bewußtsein in sich trug, von Gott einer auserlesen furchtbaren Prüfung gewürdigt worden zu sein. War doch sein linker Arm durch Gicht verkrüppelt, die er sich in den Feldzügen 1866 und 1870 geholt hatte, und saß doch ein vierzehnjähriges blondes Mädchen, schmal und großäugig, an einer Garnspule hinter ihm, mit hohlen Wangen und hektischen Tupfen. Er wußte, seine morsche Hütte, von Menschen gemieden und vom Glück, war eine Lieblingsherberge für allerlei Krankheiten, Kummer und Not, die der Tod alljährlich besucht hatte, um einmal den Vater, einmal die Mutter, fünfmal je eines seiner Kinder mitzunehmen auf den kleinen Friedhof unten bei der Kirche im Tal.

All dieser Ernst, all dieses strenge und nackte Elend versetzte Quintens ganzes Wesen in süße, heimlich-hoffnungsfreudige Schwingungen, die auf einem Himmelsinstinkt zu beruhen schienen, wonach der tiefsten Not die Hilfe Gottes am nächsten sei: dies Wort in keinem irdischen, sondern in einem tiefen, mystischen Sinne genommen. Im Leid, im Mitleid, in der Liebe offenbarte sich Gott. Er schien unter diesen bangen und qualvollen Pulsen nur kaum wie unter letzten dünnen Schleiern verborgen zu sein. Oft stieg dann vor Quint, sich aus dem Dunste der Martern gleichsam formend, das schwebende Haupt des Erlösers hervor, mit der Krone aus Stacheln über der Stirn, von denen langsam Tropfen um Tropfen des heiligen Blutes über die Augen des Schmerzensmannes herunterrann.

Es war nun, als wenn immer dort, wo Quint im Bereich des Kummers erschien, sich sogleich dieser heimlich-hoffnungsheitere Zustand seiner Seele auf alle verbreitete, wodurch dann jeglicher arme Schächer sein Nahen als eine Wohltat

empfand, sein Scheiden wie etwas Schreckliches fürchtete. Die Art der Erregung jedoch, von der die drei Bewohner der kleinen Baude befallen waren und die von den Brüdern Scharf geteilt wurde, war mehr als das Wohlgefallen an menschlicher Güte und menschlichem Trost. Quint fühlte die Augen des Mannes, die Augen der Frau, die Augen des vierzehnjährigen Mädchens mit einem hungrigfragenden Glanze auf sich ruhen; er sah ein seltsames Beben der Hände, wie wenn Zweifel und Glaube, unter sich ringend, dennoch bereits die Gegenwart eines ersehnten Wunders nahe empfinden. Er bemerkte dies wohl, und da er, was er mit kühlen Sinnen beobachtete, mit dem überspannten Ausdruck und Ausruf der Brüder zusammenhielt, der ihn noch eben überrascht und betroffen gemacht hatte, gestand er sich ein, daß ohne sein Zutun hier die Einfalt, die Angst und die Lebensnot sich in sündliche Einbildungen unglaublichster Art verstiegen hatte.

Diese armen, unwissenden Menschen, sagte er sich, halten mich am Ende in ihrem Fieberwahn wahrhaftig und wirklich für Jesum Christum, Gottes Sohn, aber anstatt nun gleich wiederum das zu tun, was er schon einmal vergeblich getan hatte, anstatt zu versuchen, den krankhaften Irrtum sogleich mit der Wurzel auszutilgen, schob er es auf und ließ es zunächst dabei bewenden. Ja, es schlug aus diesem Irrtum etwas zurück in ihn, das ihn hilflos in das gleiche innere und auch äußere Beben versetzte, das er im Kreise des Elends wahrnahm, dahin er zu Gaste kam.

Die Brüder Scharf, der ausgehungerte Veteran, der Schubert hieß, und Martha, die vierzehnjährige Tochter dienten ihm, das heißt, sie verständigten sich mit Blicken und holten dann, nicht ohne besondere Wichtigkeit, einige Vorräte aus dem Kellergelaß der Hütte herauf, die mit den Pfennigen der Gebrüder Scharf gekauft worden waren. Martha, die Reisig zusammengelesen hatte, füllte das Loch

des Ofens damit, wo es lustig erwärmend aufprasselte. Sie holte kaltes Gebirgswasser, in einer Topfscherbe, von draußen herein und stellte Kartoffeln ans Feuer, ein außergewöhnliches Festmahl für die Familie, die sich gewöhnlich mit einer Brühe aus Schalen begnügen mußte.

Es war aber noch etwas Köstlicheres im Keller der Hütte verborgen gewesen: nämlich Wein. Die Brüder hatten ihn von einem zigeunerhaft häßlichen Menschen gekauft, ohne zu wissen, daß jener ihn von Böhmen nach Preußen herüberschmuggelte: und dieser Wein, eine Flasche voll, ward nun ebenfalls auf den Tisch gestellt.

Emanuel Quint beachtete alle diese Vorbereitungen für ein schwelgerisches Gastmahl nicht. Er hatte einen Schemel ans Bett des kranken Weibes gerückt und saß nun, ruhig gebeugten Hauptes, leisen Tones auf sie einredend. Es war keine Spur von Scham, ihrer nahezu völligen Nacktheit wegen, in ihr. Der Mangel, vergebliches Ringen mit dem Elend, Jahr um Jahr, hatte jene Luxusempfindung vollständig in ihr abgetötet. Emanuel Quint, der kinderreiche Familien kannte, die, um Kleider zu sparen, oder weil sie nur einige, von dem oder jenem abwechselnd zu benutzende Lumpen hatten, nackt im Hause umhergingen.... Emanuel Quint war angesichts dieses Weibes doch von einer Empfindung gestreift, die bewirkte, daß er soviel wie möglich vermied, sie anzublicken.

Oft hörte er gar nicht, was sie sprach, sondern lag im Kampfe mit inneren Regungen, solchen, deren er glaubte in den letzten Wochen Herr geworden zu sein. Dann kam es ihm vor, als ob dieses Weib, dessen Antlitz so abgezehrt war, daß sie die schmalen Lippen über den Zähnen nicht schließen konnte, im üppigen Schmucke ihres aufgelösten, rötlich barbarischen Haarschwalls, trotz ihres grausigen Elends, verlockend sei. Er schämte sich bitter seiner Gedanken. Aber der makellose Glanz ihrer runden und schmächtigen Schulter, dem sein Auge nicht wohl entgehen konnte, sowie der Perlmuttschimmer des Körpers aus dem Stroh hervor, der die

umgebende Dürftigkeit zu verhöhnen schien, machte ihn immer wieder unsicher. Er liebte das Weib. Er liebte sie, weil er wie eine immer blutende Wunde das Leiden des Mitempfindens in sich trug, weil jener im Kampf der Menschen untereinander alles beherrschende Haß in des Narren Brust keine Stätte hatte und also Menschenhaß durch Menschenliebe ersetzt worden war. Aber wie im Raum eines Schiffes die Waren voneinander getrennt liegen, die es über die Meere trägt, in besonderen Räumen, durch Wände geschieden, und wie sie bei Sturm zuweilen durch die Wände, eins ins Bereich des anderen durchbrechen, so trat auch jetzt in der Seele Quints etwas Ähnliches ein. Nämlich wenn wir mit anderen Menschen die Unterscheidung zwischen himmlischer Liebe und irdischer machen, so müssen wir sagen, daß die irdische Liebe des Narren heimlich in das rein getrennte Gebiet der himmlischen brach, wenngleich es ihm schien, als wäre dadurch diese himmlische erst recht zu ihren Himmeln gesteigert worden.

Das arme Weib erging sich in Anklagen, und zwar, was für Emanuel bitter zu hören war, nicht gegen Menschen, sondern vielmehr gegen Gott. Sie erzählte teilweise ihre Lebensgeschichte, das heißt nichts anderes als die Geschichte ihrer ununterbrochenen Lebensnot, und dem armen Narren schoß der Gedanke durch den Kopf: wie sie denn überhaupt von einem anderen Zustand, einem glücklichen, etwas wissen und daran verzweifeln könne. Sie hatte als Kind die furchtbaren Quälereien einer dem Trunk ergebenen Mutter zu dulden gehabt und, oft unter übermäßiger Arbeit zusammenbrechend, Dinge mit angesehen, die ihre Erinnerungen dermaßen vergifteten, wie sie vor Zeiten die Kräfte ihres Verstandes unterwühlt hatten. Jegliches Unflätige, jegliches Viehische hatten Mutter und Vater von ihr verlangt und wie Kröten vor ihren Augen verrichtet. Die Mutter blieb endlich, zum Glück der Tochter, auf Bettel und Trunk immer länger und länger aus, so daß nun wenigstens wochenlang

Ruhe herrschte, und die Wände der engen verfallenen Hütte nicht mehr von Gezänken widerhallten und von wildester Schlägerei.

Inzwischen aber war der Vater zum Liegen gekommen, wie man sagt, und vermochte nicht mehr mit seinem Leierkasten auf den Kammweg hinauszugehen, wo die fremden Touristen vorüberstrichen, und damit ward dem Mangel die Haustür erst recht aufgetan, und der nagende Hunger war neben der Krankheit ein ständiger Einlieger geworden. Pflege des Vaters, Ernährung seiner und der Geschwister hatten von da ab auf ihren Schultern gelegen, den Schultern der Elfjährigen, bis eines Tages nach vielen Martern der Vater kalt, im Lichte der Wintersonne, auf seiner vermoderten Strohschütte lag.

Nun waren die Flüche verstummt, mit denen die Seele des Alten sich immer wieder entlud und die das Kind zu rastloser Arbeit gepeitscht und in der Hölle gebunden hatten, aber jetzt tauchte die Mutter auf, das heißt, sie erschien im Wahnsinn der Trunkenheit nachts vor der Hütte, Einlaß und Geld fordernd.

Zitternd öffnete ihr das Kind!

Die betrunkene Frau erkannte den Tod im Antlitz des Abgeschiedenen nicht. In deliranten Wahnvorstellungen befangen, nahte sie ihm, verspottete ihn und beschimpfte ihn. Sie geriet in immer steigende Wut hinein und vergriff sich am Ende rasenderweise an dem Leichnam, sein Antlitz durch Backenstreiche entwürdigend. Schließlich fiel sie, rot und gedunsen, Schnapsdunst um sich verbreitend, neben dem Toten aufs Lager hin, wo sie bewußtlos liegen blieb, die Nacht bis zum späten Morgen durchschnarchend.

Immer eifriger legte das Weib, unter mühsamen Atemstößen, vor Quint ihre Beichte ab, wozu das Stroh ihrer Bettstatt, auf dem sie sich unruhig hin und her wälzte, gleichmäßig knisterte. Es kamen nun ihre Leiden als Jung-

frau und Weib. Es kamen die Leiden des Gebärens, des letzten Kindbetts, vor kaum einem halben Jahr, von dem sie sich, in Wochen vernachlässigt, bis jetzt nicht wieder erhoben hatte. Und immer klang ihre Frage: warum? warum alle diese Leiden auf sie gehäuft wären? Es hieße doch, meinte sie, daß ein gütiger Gott im Himmel sei.

Ob es denn wahr wäre, fragte sie weiter, was ihr Mann zu erzählen nicht müde werde: nämlich, daß der Heiland noch einmal erscheinen wolle in der Welt und tausend Jahr darin eitel Glück und Freude verbreiten? Sie glaube es nicht. Sie habe, sprach sie, zu oft immer wieder geglaubt und sei doch immer betrogen worden. Es käme ihr vor, als ob das Gerede von Glaubensollen und Besserwerden nichts als Lüge sei. Schubert, der Mann, trat nahe herzu, um ihr mit wenigen, ernsten Worten die Sünde des Unglaubens zu verweisen.

Wie gerne hätte nun Quint dem armen blutflüssigen Weibe gesagt: stehe auf und wandle! oder auch nur: trage das Joch, das ich dir auflege, mein Joch ist sanft, meine Last ist leicht. Aber in seinem Innern herrschte diese Überzeugung längst nicht mehr. Schon vor seiner ersten Narrenpredigt auf dem Markte zu Reichenbach hatte ihm bereits der Heiland der Bergpredigt vorgeschwebt, und: nehmt euer Kreuz auf euch! war ihm die Losung gewesen. Freilich begriff er damals diese Losung noch nicht, wie er sie später verstehen lernte.

Wie hätte Quint diesem unter der Rute der Trübsal ächzenden Weibe das: „nimm dein Kreuz auf dich!" predigen sollen? ihr, deren hungrige Augen, zu ihren Worten in Widerspruch, allen Sättigungen des himmlischen Paradieses entgegenflehten. Wie konnte er dieser Armen sagen, was er sich selbst immer zurief: verleugne dich selbst! oder: dein Leiden ist Lohn! hoffe keinen anderen! der Lohnsüchtige ist eben der Mensch in der Welt, der alles Böse immer wieder hervorbringt! der Lohnsüchtige ist des Menschen Wolf! sei du der Wolf nicht, den der Böse in die Hürden der Menschheit losläßt! sei das Lamm! sei Gottes Lamm! sei das geduldige

Schaf unter den Händen des Scherers und des Schlächters? — Nein, alles dieses behielt er für sich, und er konnte nicht anders, als ihre Hoffnung auf einen gerechten Ausgleich, einen himmlischen, jenseitigen anzufachen und aufzunähren.

Während des Essens blieb der Narr stumm und in sich gekehrt. Dieses Weib, so erwog er bei sich, wird das irdische Paradies der Zukunft nicht sehn. Keiner von uns. Wir haben uns hingegeben ohne Hoffnung auf Anteil, als Beispiele, als aufopfernde Bauleute einer Kirche, die wir selbst nicht betreten werden. Nicht für Gott, dachte Quint weiter, mich zu opfern, treibt mich der Durst! sondern mit Gott und in Gott, nach Jesu Beispiel, für den Menschen! Der Mensch, des Menschen Sohn, er ist es allein, dem meine irdischen Kräfte, ohne Rückhalt, in Liebe, sich darbieten.

Aber die Brüder Scharf und der Weber Schubert ahnten von solchen Betrachtungen nichts. Diese beschränkten und armen Menschen lebten innerlich ganz in ihrem festen, gläubigen Wahn, der wie jedweder Wahn für den Nüchterndenkenden schwer zu begreifen ist. Es kommt von Zeit zu Zeit über die alte Welt ein Verjüngungsgefühl, verbunden mit einem neuen oder erneuten Glauben, und gerade zu jener Zeit, um das Jahr 90 verwichenen Säkulums, schwamm neuer Glaube und Frühlingsgefühl in der deutschen Luft. Es war ein Rausch, dessen Ursachen vielfältig waren und späterhin zu erörtern sind. Genug: zu wissen, daß dieser Rausch bis in die entlegensten Winkel des Landes drang und, ich möchte fast sagen, das Blut der Menschen blühen machte und daß er auch unvermerkt die Brüder Scharf mehr und mehr vom Boden der nüchternen Wirklichkeit entfernen half.

Der ungeheure Wahn, als die ersten der Gemeinschaft mit Gott, bei seiner Wiederkunft in die Welt, gewürdigt zu sein, erfüllte ihr waches Leben, gleichwie ihre nächtlichen Träume, mit einer schwer zu bemeisternden Trunkenheit. Während sie nun aber aßen und tranken, konnten sie dies gebändigte Glück nicht ferner in seinen Fesseln zurückhalten, und es tat sich,

trotz der Gegenwart Quints, hervor in Selbstgerechtigkeit und in Übermut.

In ihren Reden, die sie mit heiseren, immerhin noch gedämpften Stimmen vorbrachten, war nicht die Erlösung aller das Wichtige, sondern vielmehr die Verfluchung der Schlechten, das Gericht! nicht so das Verzeihen, als die Rache! nicht so das Leiden um Jesu willen, als um des erduldeten Leidens willen der Lohn. Mit Schrecken gestand sich Quint, wieweit diese, seine einstweilen treuesten Jünger, vom Reiche Gottes, wie er es ersehnte, entfernt seien.

Die Nähe des Tausendjährigen Reichs, das die Erde zum Paradiese umwandeln sollte, beschäftigte sie, und es war zu merken, daß sie auf neue Leiden vor dem Eintritt des Millenniums der Glückseligkeit nicht mehr rechneten. Zwar spukte die Offenbarung Sankt Johannis mit allen ihren Schrecken in ihnen, aber sie waren ja ihrer Meinung nach unmittelbar in des Heilands Schutz. Sie stellten sich vor, wie dieser zur Rechten des Vaters herniederfahrend Gerichtstag hielt und wie er die Schafe von den Böcken absonderte, und es befreite sich ihre Wut gegen alle jene Mächte der Zeit, die sie für gottlos hielten und denen sie die ganze ungeheuere Summe des Erdenjammers ins Schuldbuch schrieben.

In dieser Beziehung dachten sie an das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus, und wie dieser endlich im Himmel lustwandelte, während der reiche Mann im russisch-türkischen Bade der Hölle durstete. Daß jenen durstete, tat ihnen wohl. Und wie der Wein und die Speisen sie anregten, stießen sie nach und nach eine nicht geringe Anzahl ihrer Mitmenschen: den Müller des Dorfes, in dem sie gelebt hatten, den Pfarrer, den Barchenthändler, für den sie am Webstuhl geschwitzt hatten, und manchen anderen lieben Nächsten zu dem gepeinigten Reichen in die ewige Flamme der Hölle hinab.

Quint dachte daran, die Scharfs mit harten Worten zu strafen. Er besann sich jedoch und erwog, wieweit, seit der

Trennung von ihnen, die Kluft zwischen ihnen und ihm geworden war. Er hielt sich zurück und dachte, daß diese Menschen, obschon erwachsen, in einem gewissen Sinne doch Kinder wären, die man von Stufe zu Stufe zur Wahrheit hinanführen müsse, sollten sie anders fähig werden, sie zu begreifen. Überdies: wir wollen es rund heraus sagen, Quint graufste ein wenig vor seiner eigenen neuen Wahrheit. Er fürchtete sich. Sie frei zu bekennen, war nicht ganz in ihm der volle sichere Mut vorhanden.

Und plötzlich, er wußte kaum wie und warum, fing der Narr vom „Geheimnis des Reiches Gottes" zu reden an, hiermit unwillkürlich einen Ausdruck des Heilands aufgreifend. Mit sorglicher Schonung des Jüngerwahns machte er dadurch ihre, das nahende Reich betreffende Meinungen und Erwartungen unsicher, so daß die Männer schließlich verdutzt zurückblieben, als Quint sich erhob und auf den leeren Dachboden der Hütte zur Ruhe ging.

Emanuel hatte nur wenig geschlafen, als er wieder erwachte, mit dem kleinen Bibelbuch in der Hand in den Mondschein des Dachfensters trat und mühsam Bibelstellen entzifferte. Dann ging er ruhelos langsam auf und ab, der ganzen Länge des Dachfirstes nach, dem Geheimnis des Gottesreiches nachgrübelnd. Plötzlich drang aus dem unteren Zimmer Geschrei herauf, und gleich darauf knarrte die Stiege heftig. Anton Scharf, der im Hausflur geschlafen hatte, erschien und bat inständig, Quint möge herabkommen.

Als Quint in das untere Zimmer trat, schrie der Säugling in seinem Troge laut. Die Frau auf der Strohschütte rang ihm beide Arme entgegen, heftig weinend und Hilfe erbittend. Der alte Schubert, der im Webstuhl saß, hielt etwas in seinen Armen fest, das sich in konvulsivischen Windungen regte. Martin Scharf stand ratlos dabei, einen qualmenden Lichtstumpf in der Hand.

„Sie hat wieder ihren Krämpfeanfall bekommen," sagte

der ältere Scharf. Nun erkannte Quint, daß es die vierzehnjährige Martha war. Er nahm das Licht aus den Händen Scharfs. Sobald der Schein ihr entsetzlich verzerrtes Antlitz nahe berührte, fauchte und sprudelte sie wie eine Katze danach. Aber sie wachte nicht auf, sondern verharrte durchaus in Bewußtlosigkeit, und alle erschraken, als unerwartet ein wildes, tierisches Heulen aus ihrer nackten und schmalen Brust erscholl, wild und dem eines Hundes nicht unähnlich, und als sie darauf mit rasender Überstürzung Gott, den Heiland und alle Engel zu verfluchen begann.

Quint fühlte, was man von ihm erwartete, aber auch ohne das war sein ganzes Wesen, Hilfe zu bringen, innigst geneigt. Ganz instinktiv tat er sogleich dasjenige, was, sofern man jemand aus einem Schlafe erwecken will, gebräuchlich ist, und erhob, nachdem er Wasser vom Brunnen erbeten hatte, die eigene Stimme laut, mit strengen Worten auf Martha einredend.

Wahrscheinlich hatte nun der Anfall an sich und in sich sein Ende erreicht, doch es konnte nicht fehlen, daß, als sich Friede und Schlaffheit durch den Körper des jungen Mädchens verbreitete, dies für die Glaubenswilligen ein neuer Beweis für die Wunderkräfte des Narren war. Und in der Tat, als jener sich schweigend wieder entfernt hatte, und zwar, für sich, in die eisige, klare Mondnacht hinaus, das Mädchen aber ruhig schlummernd zur Seite der Mutter lag, hielten die Männer noch bis in den Morgendämmer hinein Gespräch miteinander, vom vermeintlichen Wunder völlig durchdrungen.

Martha erwachte erst spät am Nachmittag, und was sie erzählte, war wiederum dazu angetan, die Einbildungen des kleinen Kreises anzufachen. Es lag über ihr eine stille und selige Feierlichkeit, nach deren Ursache ausgefragt sie glatthin behauptete, sie habe Jesus, den Heiland, und zwar umleuchtet von himmlischer Glorie, mit allen Wundenmalen im Traum gesehen.

O Jesu, süßes Licht,
nun ist die Nacht vergangen.
Nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Solche und ähnliche Verse sang das Mädchen von jetzt ab beständig vor sich hin, welche Hausgeschäfte sie immer verrichtete.

Fünftes Kapitel

Man hat erlebt, wie ein gewisser Wahnsinn wie Brand oder Meltau im Korn, oder wie physische Ansteckung, in weiten Distrikten um sich greift, und so hatte auch hier in dieser entlegenen Gegend sich bald das Gerücht verbreitet, daß, wenn nicht der Heiland selbst, so zum mindesten ein Apostel! wenn kein Apostel, so doch mindestens ein heiliger Mann! wenn kein heiliger Mann, so doch mindestens ein Wunderdoktor erschienen wäre! — und so fand Emanuel am dritten Morgen das Haus von einem Gewimmel bresthafter Menschen umlagert. Um das aber glaubhaft zu finden, muß man in Rücksicht ziehen, welche Bedeutung der Laienarzt, der Schäfer, die weise Frau mit den Sympathiemitteln noch immer im Bereich des gemeinen Mannes hat.

Zufälligerweise war es der erste Pfingstfeiertag, der die Versammlung so vieler lahmer und blinder, hustender, fiebernder und ächzender Menschen sah. Es waren Männer wie Weiber, Kinder, Leute bei guten Jahren und Greise darunter. Die Sonne schien warm auf das kahle steinige Feld herab, und da Martha, die den seltsamen Zustrom zuerst bemerkte, die an sich nicht ungeduldigen Leute ruhig zu warten veranlaßt hatte, saßen sie ganz gesittet auf den zerstreuten Blöcken Granits umher und harrten des wundertätigen Arztes.

Es führte aber in nächster Nähe einer jener Pfade vorbei, die angelegt sind, um wanderlustigen Bewohnern der Täler und Ebenen, Städte und Dörfer die herrliche Bergwelt zu erschließen, und heute, als am ersten Pfingstfeiertage, waren alle diese Pfade schon früh von heiteren, frühlings- und wanderfrohen Menschen belebt. Einige dieser Leute blieben nun auf dem nahen Wege verwundert stehen, um das seltsame Lager zu betrachten. Nach einiger Zeit bemerkten sie, wie jemand aus der windschiefen Hütte ins Freie trat, und gleich darauf eine allgemeine Bewegung unter den Wartenden.

Emanuel Quint hatte mit äußerer Ruhe und heimlichem Herzklopfen durchs Fenster die Menge der Hilfebedürftigen wahrgenommen und schließlich den Weber Schubert hinausgesandt, damit er den Leuten sagen sollte, Quint sei nur ein armer Mann wie sie und durchaus nichts weniger als etwa ein Wundertäter. Und als nun die Leute den ihnen bekannten Weber umringten, tat er, wie ihm befohlen war, aber doch nicht auf eine so überzeugende Art, daß es den festen Glauben der ihn Bestürmenden irgend beirrt hätte. Sie traten vielmehr in dichten Schwärmen bis an die Fenster des Hauses heran: Weiber hoben mit viel Geschrei ihre Säuglinge vor die Scheiben, Männer zeigten ihr hinkendes Bein, und viele Zeigefinger waren gleichzeitig auf die Augen von Blinden gerichtet, deren Heilung zugleich mit wilden Schreien erbeten ward.

Da trat der Narr mit einem stillen und festen Entschluß plötzlich in den Andrang der Mühseligen und Beladenen mutig hinaus, die sogleich die Falten seines zerschlissenen Rockes, sowie seine Hände und nackten Füße mit Küssen bedeckten. Die Fremden sahen, wie der lange, groteske Mensch eine Zeitlang hilflos, wie auf einer Woge des Elends schwamm. Dann aber gelang es den Brüdern Scharf, einen Raum zwischen ihrem Idol und der sinnlosen Menge frei zu machen.

Es war nun für Quint kein anderer Ausweg möglich, als daß er mit lauter Stimme das Wort ergriff und zu der ganzen Versammlung redete.

Was aber der Inhalt seiner Predigt war, wird von denen, die sie gehört haben wollen, nicht einhellig dargestellt. Auch mengte der Narr im Feuer des Augenblicks wohl allerlei widersprechende Dinge zusammen, wie sie aus eigenem Denken und Bibelerinnerungen auf seiner Zunge zusammenströmten. „Was seid ihr gekommen zu sehen?" fing er etwa zu rufen an. „Wollt ihr einen Arzt sehen? Ich bin ein Kranker und nicht ein Arzt! Wollt ihr einen Menschen in schönen Kleidern sehen? In besseren Kleidern als jene sind, die eure kranken Glieder bedecken? Wahrlich, ich bin so schlecht bekleidet denn ihr. Die aber in guten und weichen Kleidern gehen, wohnen geruhig in ihren Palästen! Wollt ihr einen Propheten sehen, der die Sünden der Welt verflucht? Ich bin nicht gekommen, um zu verfluchen! Wolltet ihr einen Menschen sehen, der mehr ist denn ihr: ein Meister der Kunst, ein Meister der Schrift? Wisset, ich bin ganz ungelehrt und bin weniger denn ihr! Ich kann weder Kranke heilen, noch Tote erwecken, außer von geistlicher Krankheit und geistlicher Not, und wenn ihr dergleichen wünscht und erbittet, so wird euch vielleicht geholfen sein. Ich habe eine Taufe empfangen, eine Taufe mit Wasser! ich aber kann nicht mit Wasser taufen, meine Taufe geschieht durch den Geist." — Die Brüder Scharf und den Weber Schubert anblickend, fuhr er fort: „Des Menschen Sohn ist nicht in die Welt gekommen, die Seelen der Menschen zu vernichten. Er ist auch nicht in die Welt gekommen, das Joch von diesen Schultern auf jene, die Last vom Rücken der Guten auf die Rücken der Bösen zu tun, sondern er selber will alle Lasten auf sich nehmen. Wer Ohren hat zu hören, der höre: Jesus der Heiland, ihr nennt ihn wahrhaftig mit Fug den Gottessohn. Gott aber ist Geist! Jesus ward aus dem Geist geboren! Es sei ferne von uns und von euch, etwa anzunehmen, Gott sei ein Leib und es

habe ein irdischer Leib seinen leiblichen Sohn hervorgebracht. Was aus dem Geist geboren ist, das ist Geist. Tretet in die Geburt des Geistes, so seid ihr in der Wiedergeburt! Geist ist der Vater, Geist der Sohn und auch ich bin vom Geist wiedergeboren! Wohlan ich zögere nicht, euch dies zu verkünden: wer aus dem Geiste wiedergeboren ist, der ist Gottes Sohn. Ich bin Gottes Sohn so verstanden. Aber auch ihr, ein jeder von euch, kann durch die Wiedergeburt eben das werden, was ich bin, ihr alle könnt Gottes Kinder werden."

Im Innern der Hütte hatte das kranke Weib und die kleine Martha durchs offene Fenster die Predigt des blinden Blindenleiters mit angehört und hatten sie ebensowenig verstanden als irgendeiner unter denen, die ihr dort draußen andächtig zuhörten. Sie hatten, vom Klange der lauten und innigen Stimme Emanuels ergriffen und aufgeregt, der Worte wenig geachtet, die er hervorbrachte, noch weniger ahnten sie etwas von ihrem Zusammenhang. Alle, und auch die Brüder Scharf, fanden sich nur an das, was sie aus der Bibel wußten und kannten, erinnert, und diese, die Brüder, lebten durchaus nur in ihrem eigenen Wahn, den sie durch das gefährliche Wort Emanuels: „ich bin Gottes Sohn" auf unerhörte Weise bestätigt fanden. Wie Quint, das heißt, in welchem Sinne, er eine Gotteskindschaft behauptet hatte, vermochten sie nicht in Rücksicht zu ziehen.

Als Quint seine Predigt beendet hatte, stürmte die Menge heulend und flehend auf ihn ein, einer immer den andern zurückstoßend. Der Blinde ward zum Stolpern gebracht. Säuglinge schrien, während die Mütter unflätig aufeinander loskeiften. Nahe vor den Augen des Narren fuchtelten Stümpfe von Armen, verkrüppelte Hände, Stöcke und Krücken minutenlang, es begann ein entsetzliches Katzbalgen, wobei das immer wieder zur Schau stellen ekelhafter Gebresten besonders entsetzlich zu sehen war. Der Narr erschrak. Was waren hier Worte?

Nachdem er eine Zeitlang vergebens versucht hatte, Ordnung in die entfesselte Menge zu bringen, zog er sich in die Hütte zurück, wo er aber von der Frau seines Wirtes auf eine Weise empfangen wurde, die ihn noch mehr als der Ansturm der Menge hilflos fand. Mitten im Zimmer kniete das Weib. Sie hob die Arme empor und betete. Sie sah ihn, Gebete murmelnd, mit irrsinnig leuchtenden, gläubigen Augen an, während Martha mit zitternden Lippen am Ofen stand und sichtlich ergriffen die Hände faltete. Bei alledem fühlte der Narr eine schwere Verwirrung in sich aufsteigen, verbunden mit einer Versuchung, die schwerer als irgendeine der früheren war. Um ihn her erhob sich ein Wahn, der, einem gewaltigen, aus der Erde dringenden Sturme gleich, etwas Unwiderstehliches an sich hatte. Es wuchs eine schreckliche Macht um ihn, von der er nicht wußte, ob er sie selbst oder wer sonst sie entfesselt hatte, eine Glaubensgewalt, die ihn, wie die Welle eines Bergbachs das dünne Reis, erhob und unaufhaltsam mit sich riß. Nun wird man sagen, er war ein Narr, und also nahm er sich wohl ohne erheblichen Widerstand für das, wofür ihn die Leute in ihrer Torheit hielten: nämlich, wenn nicht für Gottes Sohn, so doch für einen mit übermenschlichen Kräften ausgestatteten Wundermann. — Gewiß, er faßte sich an die Stirn, er stellte sich in der Stille Fragen, ob er nicht etwa wirklich mehr, als er selber wisse, sei: aber dann stieß er doch mutig alles aus dem Bereich seines Geistes hinaus, was ihn zu einem überheblichen Selbstbewußtsein bereden wollte.

Und also wandte er sich mit Schmerzen, wenn nicht mit Abscheu, von dem fast nackten Körper zu seinen Füßen und den verzückten Blicken ab, die ihn lästerlich anbeteten, und entfernte sich durch die Hintertüre des kleinen Hauses eiligen Schrittes, fluchtartig über die Bergwiesen, so daß er der lärmenden Menge und denen im Haus, die nach ihm suchten, plötzlich unauffindbar entschwunden blieb.

Zwei junge Männer, jugendliche Touristen, hatten Emanuel Quint davonlaufen sehen und waren ihm, da sie von allem, was sie erblickt und gehört hatten, wie durch etwas ungeheuer Abenteuerliches sich berührt fanden, nachgefolgt. In ziemlicher Ferne gelang es den beiden, ihn einzuholen. Sie grüßten freundlich und sprachen ihn an.

Es waren zwei Brüder Hassenpflug aus dem Münsterschen, zwei „Zigeuner", im Anfang der zwanziger Jahre stehend, die meist von geborgten Groschen lebten, in Berlin eine Zeitschrift herausgaben, die niemand las: kurz Schwärmer, Dichter und Sozialisten. Sie sahen in Quint einen guten Fang.

Die Menge Fragen, mit denen sie ihn im Anfang belästigten, ließ er, sie dagegen nur groß und forschend betrachtend, vorübergehen. Es wäre ihm auch meist nicht leicht geworden, zu antworten. Was war zum Beispiel ein Sozialist? Er wußte nicht, ob er ein Sozialist wäre!

Er hatte auch nichts von Anarchismus und russischem Nihilismus gehört. Auch nichts von einem Buche des Herrn von Egidy: „Ernste Gedanken". Zuweilen überzog, aus Scham über seine Unwissenheit, dunkle Röte sein Angesicht.

Aber nachdem alle drei eine halbe Stunde und länger in der dünnen Luft der Kammhöhe miteinander gewandert waren, hatte sich zwischen ihnen eine Art von Vertraulichkeit erzeugt. Mit lebhafter Neugier erkannte Quint in dem, was seine Begleiter nach und nach auf eine sektiererisch eifrige Weise vorbrachten, eine ihm völlig neue Welt, die er mit hungrigem Geiste auffaßte und mit scharfem Blick zu durchdringen sich Mühe gab.

Das äußere Wesen der Brüder Hassenpflug behagte ihm nicht. Der eine und ältere von den beiden gefiel sich in einer spöttischen Lustigkeit, womit er die Äußerungen des jüngeren Bruders meist begleitete. Wenn dieser von Freiheit, von Recht auf Glückseligkeit, von einem allgemein harmonischen und sorgenlosen Dasein sprach, von der künftigen Vollkommen-

heit, zu der sich der Mensch entfalten würde, so hatte Quint den peinlichen Eindruck, der andere sei völlig beherrscht von Unglauben und bezweifle alles das. Aber wodurch die drei auf gleichem Boden standen, das war ihre Jugend, war die Liebe zu einer unbekannten und erst noch zu erobernden, wirklichen Welt, in die sie hineingesetzt waren, und die den zur Mannesreife langsam erwachenden Jünglingen nun nach und nach ihre Wunder erschloß.

Seltsam, wie sehr der Geist einer geweckten Jugend in diesen Lebensaltern sich außer- und überweltlich dünkt und doch mit jeder Regung im Irdischen wurzelt. Sie selber zwar wußten nicht, wie über jeden Begriff köstlich und herrlich die Welt ihnen erschien, und würden, hätte man ihnen das vorgestellt, geleugnet haben. Die Brüder Hassenpflug hätten sicherlich Schopenhauer zitiert und mit Marx und Engels Kritik geübt an den verrotteten, menschlichen Zuständen. Sie hätten vielleicht mit Bellamy oder anderen hingewiesen auf einen sozialistischen Zukunftsstaat, auf zu erstrebende, paradiesische Zustände, ohne zu ahnen, daß irgendein höheres Glück sich auszudenken, als das der Jugend, in der sie lebten, ihnen unmöglich gewesen wäre.

Emanuel Quint, der unter Verachtung, Not und Entbehrung ganz anders wie seine Begleiter gelitten hatte und älter war, stand doch, wie diese, in einem schäumenden Jugendrausch. Und wenn wir den ganzen Ernst seines sonderbaren Geschicks und den fest bestimmten, kurzen Weg seines arg verfehlten Lebens bis an sein Ende in Rücksicht ziehen, so müssen wir dennoch sagen, es war der Reichtum an junger, überwallender Liebe, den auszugießen, und sei es mit seinem Blute zugleich, unstillbar heißes Verlangen ihn zwang.

Als Christian, der jüngere Hassenpflug, die Bemerkung gemacht hatte, wie er dem eigentümlich würdevollen Wesen des Narren nur selten eine karge Äußerung abringen konnte, gab er sich seine Antworten selbst. Und so erfuhr Emanuel Quint nach und nach etwa dieses:

Es habe sich, und zwar in fast allen Ländern der Erde, die ganz bestimmte Überzeugung verbreitet, die ungerechte Gesellschaftsordnung, wo ein kleiner Teil der genießende, der weitaus größere aber der leidende sei, stehe unmittelbar vor dem Untergang. Auch ihm sei keineswegs zweifelhaft, daß die große soziale Revolution in kurzer Zeit, die vielleicht nur nach Monaten zähle, bestimmt zu erwarten sei. Der dritte Stand, der Stand der Arbeiter, der Stand der sogenannten Proletarier, werde die Revolution hervorrufen. Er bilde bereits durch fast alle Staaten des Erdballs hindurch eine große Partei. Der Wahlspruch dieser Partei aber heiße: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Sie werde, sobald sie zur Herrschaft gelange, zunächst einen schlimmen Götzen zertrümmern: nämlich den Moloch des Kapitals! und die Folge davon werde diese sein: daß jeder die Frucht seiner redlichen Arbeit genießen, statt sie durch Räuberhände der Reichen einbüßen werde.

Dieser große Augenblick der Befreiung werde die Folge eines natürlichen sozialen Prozesses sein, eine Art Zerfall der modernen Gesellschaft, naturgemäß, wie eine überreife Frucht verfault und zerfällt. Nun gäbe es aber Leute, die wollten nicht warten, und diese arbeiteten mit gewaltsamen Mitteln, Revolver und Dynamit, auf das Ende hin. In diesen Leuten, sagte Karl Hassenpflug, nehme die Wut des Unterdrückten entsetzliche Formen an. Ihr Wahlspruch lautet: Krieg bis aufs Messer! Der Ordnungsbestie kein Pardon! Und er las Emanuel Quint einen anarchistischen Aufruf vor, der förmlich vom blutigen Atem der Rachsucht rauchte.

In diesem Aufruf, der die Hinrichtung eines Anarchisten auf der Place de la Roquette zu Paris als Mittel zur Aufreizung verwertete, wurden die Vertreter der gesetzlichen Mächte Ordnungsbande, Schweinebande, Hunde- und Mörderbande, Hallunken und Schufte genannt, so daß, mit diesen Ausbrüchen verglichen, dem Narren die feindlichen Äußerungen der Brüder Scharf gegen die Wohlhabenden und Be-

sitzenden wie ein lindes Säuseln der Güte erschienen. Aber ihn kam ein Grausen an. Und indem er sich ruhig dem Sprecher zuwandte, sagte er, so daß es die Brüder Hassenpflug wie etwas unendlich Naives berührte: so gewiß ich ein Armer unter den Armen bin, diese sind ferne vom Gottesreich.

Von nun an waren die Brüder bemüht, den originellen Landstreicher nach seinen geheimen Marotten auszuforschen. Sie waren ungeheuer erstaunt gewesen, bei einer Pfingstwanderung auf einen solchen Menschen und einen Vorgang zu stoßen, der wie aus dem Neuen Testament herausgenommen erschien. Sie wußten recht gut, wie überhaupt die Kreise der jugendlich Intellektuellen von damals es wußten, daß im Volke der Mutterboden für alles ursprünglich Junge und Neue ist. Und hier, in einer Gegend, die, von den großen Verkehrswegen des neuen Eurasiens abgelegen, fremd für sie war, trat ihnen überall ein ganz unberührtes Volkstum entgegen. Sie gehörten zu jenen, denen die europäische Einheitsbildung Verflachung war. Mit Spannung aber und Wissensdurst suchten sie überall in das abgeschlossene Kastenbereich der niederen Stände einzudringen, als müßten dort Quellen der Offenbarung fließen, die im Bereiche des kultivierten Geistes versiegt waren.

Sie brachten nun das Gespräch auf ein anderes Gebiet. Sie sagten sich, weil dieser Mensch einen solchen Zulauf von Kranken hatte, so müsse ein Wundertäterwahn oder der hypochondrische Glaube an irgendein Heilmittel, das er vielleicht ererbt hatte, in ihm sein. Aber sein Vater war nicht Schäfer gewesen, noch hatte er irgendein Büchelchen mit Rezepten geerbt, vielmehr hörte man hinter den wenigen, schlichten Worten, die er sprach, nur immer wieder die Blätter des Buches der Bücher rauschen. Und es war nicht die Rede von irgendeiner, wenn auch noch so geringen therapeutischen Einbildung.

Er sagte: ich habe nichts mit den Leiden des Körpers zu schaffen. Wessen Körper leidet, den mache ich nicht gesund! Wessen Körper gestorben ist, den kann ich nicht aufwecken,

ich bin nur ein Arzt der Seele, die nie stirbt. Ich sehe, die Menschen leiden Not. Ich sehe, sie wollen die Not überwinden. Ich kenne die Hoffnung, von der sie zehren, auf endliche Überwindung der Lebensnot. Ich selbst bin in Not. Ich weiß auch, wie bitter es ist, das tägliche Brot zu entbehren, Hunger zu leiden. Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern er lebt von solchen Worten, die durch den Mund Gottes gegangen sind. Ihr sagt, fuhr er fort, daß die Arbeiter auf der ganzen Erde einen Zustand erstreben und nahe voraussehen, wo jeder die Frucht seiner Arbeit genießen wird. Ich aber sage: genießet jetzt, genießet in jedem Augenblick das lebendige Wort aus dem Munde Gottes. Wenn dereinst, wie ihr sagt, das Arbeiter-Paradies auf der Erde blühen wird, so werde ich weit davon entfernt im Reiche Gottes sein.

Als sie den Narren fragten, was denn und wo denn das Wort, die wahre Speise der Seele, wäre, zog er sein kleines Bibelbuch und las ihnen aus dem Evangelium Sankt Johannis: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort." Und nachdem er diese Worte gelesen hatte, fragte ihn Christian Hassenpflug, wie es denn aber mit der Verkündigung des Reiches Gottes auf Erden, darin die Bibel doch gewissermaßen eines Sinns mit den ringenden Kräften des Gegenwarts-Lebens sei, beschaffen wäre, da schwieg er zuerst und sagte dann: Es sei denn, daß ihr von neuem geboren werdet, so könnt ihr das Reich Gottes nicht sehen! womit er Johannes 3, V. 3 in einer Weise anführte, die für ihn eine mystische Wollust war, jenes Nahrungaufnehmen des Geistes, jenes Ernährenlassen der Seele durch heilige Worte, die durch den Mund des Heilands gegangen sind.

Ein wenig ermüdet hatten sich alle drei in der Nähe der sogenannten Speidlerbaude niedergelassen, von der aus ein großer Bernhardiner, mit gewaltigem Bellen,

über die feuchte Kammwiese näher kam: aber sie achteten seiner nicht, und Emanuel Quint entwickelte nun auch vor diesen Leuten, wie das Reich Gottes eben ein Geheimnis sei. Freilich, schloß er mit einem Lukas-Zitat, nichts sei verborgen, es werde denn zu seiner Zeit offenbar, und nichts so heimlich, das nicht doch dereinst kund werde! und wenn man auch eine Zeitlang wohl das Licht unter einen Scheffel zu setzen Ursache habe, so geschehe dies nicht für ewige Zeit.

Quint hatte sich ohne weiteres bereit erklärt, mit den Brüdern Hassenpflug einzukehren und in der Baude ihr Gast zu sein. Als sie sich nun dem Eingang annäherten, immer von dem Gebell des Hundes begleitet, der, wenn er schwieg, ihnen knurrend bis auf wenige Schritte nahekam, füllten sich Flur und Schwelle des Hauses schnell mit einer Menge glotzender Menschen an. Der Hund nahm immer den Narren aufs Korn, und in wenigen Augenblicken, indessen sich die Schar der Touristen vor der Haustür stark vermehrt hatte, fand er von da aus Ermunterung.

Die Predigt Quints war nämlich von einigen redlichen Männern und Frauen in Lodenstoff bereits in der Baude bekannt gemacht worden, und weil der Zweck einer Bergwanderung begreiflicherweise das Vergnügen ist, so muß alles, was etwa in den Gesichtskreis des wandernden Bürgers gelangt, durchaus die Eigenschaft des Vergnügens nach seinem Herzen sich aufzwingen lassen. Man darf aber nicht vergessen, daß edle und wahre Entrüstung ein echtes Sonntagsvergnügen des sich begnügenden Kleinbürgers ist.

Sobald sich also der vorläufig harmlose Unfug der Laienpredigt auf der Bergwiese in der mit Touristen überfüllten Gaststube der Speidlerbaude verbreitet hatte, weckte er sogleich einen wahren Sturm von Gelächter, aber auch von allen Seiten tiefste Entrüstung auf. In solchen Fällen pflegen die Herzen der Menschen sich zu vereinigen. Während der Schlachtermeister, der Bäcker, der Darmhändler oder der Vorstadtbudiker beim dritten, vierten Glas Bier und seine

Gattin beim Kaffee sitzt, und besonders auf Reisen, ist er sich seiner moralischen Bürgerpflichten bewußt, und wer wollte das nicht in der Ordnung finden.

Das geflügelte Wort, das dem Narren durch Hundegebell entgegenschallte, war aber dies: Kohlrabi-Apostel. Denn etwas von jenem überspannten Unsinn des vegetarischen Lebensprinzips war den Gevattern natürlich geläufig: sowohl denen, die aus Breslau herübergekommen, als jenen, die in der Stadt Dresden ansässig waren. Ganz besonders in dieser Stadt sah man zuweilen Leute in härenen Hemden, barfuß und einen Strick um den Leib, die Haare bis auf die Schulter reichend, durch die Straßen ziehen.

Die Kommenden taten, als bemerkten sie Zurufe und Gelächter nicht: allein sie konnten ihr Gebaren, als ob dies alles nicht ihnen gälte, in dem Augenblick nicht mehr durchführen, als ihnen ein riesenhafter Tourist mit Bergstock, Rucksack und kurzen Schaftstiefeln unter frechem Lachen den Weg vertrat.

„Hier gibt's keine Rüben," sagte der Viehhändler.

Die Brüder Hassenpflug wurden sehr heftig. Sie entrüsteten sich und fuhren mit einem Schwall von empörten Worten auf den blaurot aufgedunsenen, schwitzenden Bergfex ein, der aber statt jeder Antwort Emanuel Quint vor der Brust ergriff und mehrmals gutmütig hin und her schüttelte. Dabei johlte er: „Du bist verrückt, mein Kind!"

Im gleichen Augenblick war aber für den Bernhardiner soweit das Signal gegeben, daß er dem armen Landstreicher nach der Wade griff, worauf die Kellnerin den Hund auf die Schnauze schlug.

Vielleicht bereute der Viehhändler nun seine Handlungsweise. Auf jeden Fall geriet er in Wut, so daß seine Frau ihn beschwichtigen mußte. Am Ende hätte er sonst seine Drohungen wahr gemacht und die drei harmlosen Wanderer, Jüngelchen! wie er sie brüllend nannte, auf den Schornstein der Baude gesetzt.

Trotz dessen hatten die Hassenpflugs Emanuel bis an die Schwelle des Hauses mitgezogen. Hier stießen sie auf den böhmischen Wirt. Er stand in der Tür und ließ sie nicht eintreten. Er sagte nichts. Oder wenigstens bedeutete, was er in aller Ruhe, gelassen und schwerverständlich ausdrückte, etwa das: sie möchten getrost und zwar sofort ihres Weges gehn.

Diese unbegreifliche Dreistigkeit steigerte sehr natürlicherweise die Empörung der beiden Hassenpflugs. Sie waren Kandidaten der Philosophie, hatten das schwarz-rot-goldene Band getragen, und niemals, solange sie lebten, war ihnen etwas derartiges von dem Wirt einer Kneipe geboten worden. Es half ihnen aber alles nichts. Trotz ihrer empörten Reden mußten sie unter dem wüsten Gelächter eines ganzen Touristenpöbels von dannen ziehn.

An der Grenze des Anwesens stand ein Knecht. Und als das Kleeblatt vorüberkam, schrie er, mit lauter Stimme, hinüber zu dem, unter dem Beifall seiner Gäste geschmeichelt lächelnden Baudeninhaber, daß Quint der Mensch, von dem er schon mehrfach gesprochen hätte, sei, der sich schon wochenlang auf dem Gebirge herumtreibe. Was er im Schilde führe, wisse man nicht. Man müsse ihm den Gendarm auf den Hals schicken.

Sie mochten von da ab kaum eine Viertelstunde geärgert und schweigend gegangen sein, als Emanuel Quint vom Wege ab und querwaldein durch die niedrigen Bergföhren schritt. Er bat die Brüder ihm nachzufolgen. Und plötzlich eröffnete sich inmitten der Fichten und Krüppelkiefern ein Wiesenplan, auf dem jener, Quinten befreundete Hirt seine Herde von Rindern und Ziegen weidete. Als nun die Brüder aus einer Bewegung des waldmenschartigen Kerls und aus einer Gegenbewegung Quints entnommen hatten, daß diese beiden einander nicht fremd waren, rückten sie, hungrig, wie sie waren, mit dem Vorschlag heraus, den Hirten in eine der nahen Bauden nach Lebensmitteln auszusenden. Gesagt,

getan: es ließ sich bewerkstelligen. Mit Geld von den Hassenpflugs versehen, ward der Hirt durch Emanuel Quint am Schlusse verständigt, wohin er den Einkauf zu bringen hätte.

Emanuel führte aber alsdann seine neuen Bekannten auf unwegsamen Pfaden mit sich fort, bis sie zu jener in Felsen und Krüppelkiefern versteckten Behausung gelangten, die wochenlang sein Schutz vor Wind und Wetter gewesen war. Und als er dort, an einem glucksenden Rinnsal in der Nähe, die Wunde, die ihm der Bernhardiner zugefügt, gleichmütig wusch, ward er, wie jemand, der sich als Wirt und zu Hause fühlt, gesprächig, beinahe heiter und freimütig.

Mit wenigen Anklängen seiner Mundart sagte er, nicht ohne rednerische Anmut und Leichtigkeit, etwa folgendes zu den Brüdern:

„Ich habe hier mehrere Wochen lang beinahe in völliger Einsamkeit gelebt und bin mit mir über allerlei ernste Dinge zu Rat gegangen. Diese Hütte, die kaum eine Hütte ist, war jedenfalls ein Versteck für mich. Da aber das Reich Gottes heute wie je, trotzdem sich so viele Menschen Christen nennen, wie schon gesagt, ein Geheimnis ist, wie sollte sich der Bekenner beklagen, der Diener am Wort, wenn er sich auch vor den Menschen verstecken muß?

Ich merke sehr wohl, ihr seid gelehrt, ich bin ungelehrt,“— er nahm aus dem arg zerschlissenen Rock und zwar aus einem der langen Schöße seine kleine Bibel hervor! — „Ich habe nur immer wieder dies eine heilige Buch gelesen: aber ich glaube, Gott wäre auch dann bei mir, wenn ich auch dieses Buch nicht gekannt hätte.“ Er küßte das Buch und fuhr dann fort: „Gott ist in meinem Herzen so groß, daß mir den Gedanken zu denken nicht möglich ist, er sei an irgendein Buch gebunden. Ein Buch an sich ist ja wunderbar, besonders für die, die nicht lesen können. Ich glaube, die Furcht vor dem Buch stammt vielleicht aus jenen Zeiten her, wo es den meisten Menschen noch unbegreiflich erscheinen mußte, Bü-

cher reden und gewissermaßen lebendig zu sehen. Und nun gar dieses Buch, das ich in der Hand halte.

Aber Gott wird nur immer in mir lebendig, nicht im Buch! Wenn ich das Buch hier unter die Steine verberge und liegen lasse und der Mensch, der lesen kann, und in dem es zum Leben erwachen kann, findet es nicht, so bleibt es tot. Es ist immer tot, nur wir sind lebendig. Das Buch, ohne mich, ist tot wie ein Stein. Ich ohne das Buch dagegen bin, wenn Gott will, ein Gefäß seiner Gnade und ganz erfüllt mit dem heiligen Geist."

Und Emanuel wies mit dem Finger auf seine rotbewimperten Augen hin: „Ich werde entweder Gott selbst mit diesen Augen, die nach außen und innen strahlen, erblicken, oder ihn niemals sehen!" Er wies auf die Sonne am bleichen Himmel: „wer dies nicht sähe, er sähe denn vorher in ein Buch, für den hätte Gott keine Zunge zu sprechen. Das vornehmste Werkzeug der Offenbarung Gottes ist der Mensch, nicht irgendein Buch, wie immer geartet. Aber der Mensch, als Werkzeug der Offenbarung, schuf für die Menschheit ein anderes Mittel menschlich-göttlicher Offenbarung: nämlich das Buch. Das Buch," sagte Quint, „ist nichts, als ein Brief, durch den Menschen, die fern voneinander sind — und eigentlich sind alle räumlich und zeitlich fern voneinander! — sich gegenseitig von ihrem Leben und Leiden und dem, was Gott in ihnen wirkte, Meldung tun. Gott heiligt den Menschen, der Mensch das Buch! und der Mensch, durch das Buch, kann den Menschen heiligen.

So bin ich durch Jesum, mittelst des Buches, geheiligt worden."

Auf dem Antlitz des Narren verbreitete sich eine innige Heiterkeit. „Man muß sich an der reinen und stillen Erkenntnis genügen lassen. Es ist genug, wenn ich fühle, daß niemand — niemand! — nicht einmal ein Buch! zwischen mir und Gotte ist! — Aber neben mir steht mein Menschenbruder, des Menschen Sohn! steht Jesus, der aus Liebe zu seinen Brüdern um Gottes willen gestorben ist.

Man kann solche Dinge denen nicht aussprechen, die auf Linderung ihrer Leiden harrend auf Sättigung ihrer Begierden hinwirken! Am allerwenigsten denen, die einen Gott in Körpergestalt, anstatt des heiligen Geistes, sehen. Jene sind in Hoffnung! ich bin in Gewißheit. Freilich, wenn ich den Jammer der Menschen wiedersehe, dem ich entronnen bin, so packt mich mitunter der alte Gram, das alte Grausen, die alte Verzweiflung, und ich schäme mich meiner Glückseligkeit.

Dergleichen Augenblicke," fuhr Quint fort, „packen mich manchmal so mit Gewalt, daß ich mich bald so, bald so vernichten möchte. Das eine Mal ruft es in mir: rette dein Himmlisches vor der Welt! Verlasse die Welt und fliehe noch tiefer hinein in Gott! Das andere Mal treibt es mich an, trotzdem ich weiß, warum der Heiland für uns gestorben ist, mich, gleich wie er, am Kreuze, der Menschheit, zum Wohle der Menschen nochmals zu opfern. Die Menschen, selbst wo sie sich roh gebärden, nicht zu lieben, gelingt mir nicht. Es ist in allen eine große Hilflosigkeit. Ich fühle ein schmerzliches Mitleid in mir sich steigern bis zur Qual, wenn ich die Menschen sinnlos gegen sich selbst, den Menschen, wüten sehe. Sie sind blind. Sie wissen nicht, was sie tun."

Während er dieses sagte, war Emanuel Quint mit großen, langsamen Schritten auf dem kleinen, festgetretenen Pfade vor der Schutzhütte hin und her gegangen. Die Brüder Hassenpflug hatten, jeder an einen mächtigen, kantigen Block Granit gelehnt, schweigend und ernsthaft zugehört. Sie blickten sich an mit dem stummen Geständnis, daß von allem Sonderbaren, was ihnen die Zeit ihres Lebens begegnet war, dieses unerwartete Abenteuer der harmlosen Pfingstreise wohl sicher das Sonderbarste sei.

Jeder der beiden Hassenpflugs trug ein Notizbuch in der Tasche. Sie schrieben in diese Bücher allerlei Einfälle und Beobachtungen, die sie in späteren literarischen Werken — und sie gedachten unsterbliche Werke dieser Art hervorzu-

bringen! — verwerten wollten. So standen sie gleichsam über dem Gegenstand ihrer Beobachtung, über diesem interessanten Modell, das ihnen mit zur Vervollkommnung ihrer Kenntnis der deutschen Volksseele dienen sollte.

Als sie sich nun mit Blicken verständigt hatten, traten sie mit der Frage hervor: was eigentlich wohl das Ziel und die weitere, wahre Absicht Quints im Leben wäre, wie und für was er zu wirken gedächte, und welche Hoffnung in seinem Herzen sei.

„Jesus!" sagte Quint, statt aller Antwort, nach einigen Augenblicken des Stillschweigens. Und „Jesus!" wiederholte er dann zum zweiten- und drittenmal. „Nichts will ich! ich will nur leben, wie Jesus." Er fuhr nun fort und entwickelte vor den mit ängstlicher Neugier horchenden Brüder etwa das:

Er liebe die Menschen, aber er habe sich unter den Menschen stets fremd und allein gefühlt. Erst dann wäre sein Wesen hervorgegangen „aus dem ängstlichen Harren der Kreatur", als er von Jesus erfahren habe, dem Menschensohn. Von da ab habe er sich auch nur noch auf Erden, wie Jesus, als Fremder gefühlt, gleichzeitig auch, wie Jesus, heimisch.

Jesus wäre für ihn der Mittler geworden und bliebe der Mittler nicht nur zwischen ihm, Quint, und Gott, sondern auch zwischen ihm, Quint, und den Menschen! zwischen ihm und der Erde, der ganzen Natur, fügte er ausdrücklich noch hinzu. — Es gäbe zu Gott unzählige Wege. Aber er, Quint, sei Mensch, und es sei ihm natürlich und auch durchaus keine Sünde vor Gott und an Gott, ihn im Menschen zu lieben. Ich bin ein Mensch, hob er wieder hervor, und das mir zugeteilte Erdenschicksal kann nur ein menschlicher Wandel Gottes sein. Kein anderer aber, als Jesus, der Heiland, hat für Weg und Wandel Gottes auf Erden ein so reines Vorbild gegeben. Also das Leben Jesu, die Nachfolge Jesu ist mein Ziel! die Einheit im Geiste mit Jesu mein wahres Leben.

Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das tatet ihr mir, hat der Heiland gesagt. Nach diesem Wort und nach keinem anderen will ich handeln. Ich will mir den allergeringsten aussuchen, und ich will ihm tun, als ob er Jesus der Heiland wäre: Jesus der Heiland, hilfsbedürftig, in irdischer Not. Irgend etwas anderes auf dieser Welt zu verrichten liegt mir fern. Ich will die Wundmale des Heilands küssen. Die Nägelmale. Ich will, soweit es an mir liegt, seine Wunden waschen, die Schmerzen lindern. Und irgendeines Menschen Wunde soll mir die Wunde Jesu sein.

Erst am späten Nachmittag, lange nachdem das Frühstück verzehrt war, das der Hirt herbeigebracht hatte, verließen die Hassenpflugs Emanuel Quint. Sie stiegen auf Pfaden, die der Narr ihnen wies, zu einem belebten Berghospiz hinauf, das mit einem trotzigen Turm aus Granitsteinen auf einer Klippe zwischen zwei Felsenkratern errichtet war. Als Emanuel ihren Blicken entschwand und nichts mehr von ihm zu sehen war, rieben die Brüder sich die Augen, nicht anders, als wenn sie beide den gleichen Traum gehabt hätten und nun zum Lichte des Tages wieder erwacht wären. Im Weitersteigen beglückwünschten sie einander dazu wechselseitig, nun wieder am Ende des neunzehnten Säkulums und nicht annähernd neunzehn Jahrhunderte früher zu leben, und damit schien dieses Intermezzo ihrer fröhlichen Bergtour zunächst für sie abgetan.

Oben auf dem Grat des Gebirges wiederum angelangt, zogen sie in Gemeinschaft vieler, vergnügter Touristen der burgartigen Massenherberge zu und versäumten nicht, ebensowenig als die anderen Ausflügler, den weiten Horizont zu genießen und mit dem Fernglas wichtige Punkte sowohl der preußischen als der böhmischen Seite aufzusuchen.

Quint hatte sich in der kleinen Schutzhütte auf seine Moosbank niedergestreckt. Er überdachte die jüngsten Ereignisse. Er war geflohen, weil etwas, er wußte nicht was, die Freiheit

seiner Entschlüsse zu bedrohen schien: weil dunkle Gewalten, ohne Rücksicht auf das, was sein neugewonnener Glaube, seine neue Erkenntnis war, ihn gleichsam in eine starke Strömung hineinziehen wollten, die alles vielleicht, wer weiß wohin, in den Abgrund der Lüge, des ewigen Todes reißen würde.

Ich werde allein bleiben, dachte Quint — und auch das Zusammensein mit den Hassenpflugs hatte diesen Gedanken ihm wiederum nahe gebracht! — Ich werde, allein, weder jemand verführen, noch von jemand verführt werden! Ich werde der Welt, und die Welt wird mir kein Ärgernis sein. Ich werde ganz nur mit allen meinen Gedanken, wie Johannes, der Jünger, den Jesus lieb hatte, in stiller Versenkung dem Heiland leben. Ich werde nur immer dem Heiland, sonst niemandem, nahe sein.

„Wahrlich, ich bin kein ägyptischer Zauberer," fuhr es in ihm zu reden fort. „Ich habe mich niemals zu einem solchen noch irgendwie zu einem, der Zeichen und Wunder tut, gemacht. Ich weiß sehr wohl, was Jesus Markus 8, Vers 12 gesagt hat: Wahrlich, es wird diesem Geschlecht kein Zeichen gegeben."

Aber in Emanuel Quint war etwas, was einen solchen Entschluß, nämlich, ohne Rücksicht auf andere, sich selbst zu leben, stets wiederum untergrub: sein Herz! seine Liebe zu den Mitmenschen. Sie hielt ein immerwährendes, schmerzendes Mitleid, wie eine offene Wunde, in ihm wach, so daß er das „seid umschlungen Millionen!" im Jubel der Seele und im bitteren Schmerz eigener Leiden empfinden mußte.

Quint mochte wohl eine halbe Stunde und länger für sich fortgegrübelt haben und lag, halb wach, beinahe entschlummert, mit geschlossenen Augen still, als er sich von lebendigem Atem gestreift fühlte. Er tat die Augen auf und erschrak, denn über ihn stand ein Mensch gebeugt, dessen Antlitz so abstoßend häßlich war, wie Quint noch keines gesehen hatte.

Quint sprang empor, doch jener Abscheuliche, der nichts weiter als ein friedlicher, seiner Schlauheit wegen allerdings berüchtigter Schmuggler jener Grenzgegenden war, nahm ruhig den Schragen von den Schultern und stellte ihn, ohne Gruß, in der Hütte ein.

Er hatte das Gesicht eines Hundsaffen. Die Nase des Schmugglers war breit und platt, er hatte pechschwarzes Haar, einen niedrigen Wulst an Stelle einer menschlichen Stirn, und Augen darunter, klein wie Hundsaugen. Um sein breites, rundes und vorgebautes Maul lag oben ein dünner schwarzer Bart. Ein starker Haarwuchs dagegen bedeckte die Gurgel, und zog sich bis über die Schläfen und unter die Augen herum. Dieser Kerl, den man schließlich doch als einen Menschen ansprechen mußte, war übrigens klein und kräftig gebaut. Seine Kleidung bestand aus einer Art Hose, einer Art Rock und einer Art Hemde außerdem, das offen stand und den tierisch behaarten Leib, bis beinahe zum Nabel herunter, zeigte.

Der Schmuggler, der augenscheinlich Quint für einen Kollegen hielt, hatte sich an das Rinnsal unterm Knieholz auf alle Viere niedergelassen, um so, einem Pudel ähnlich, gierig das eiskalte Gletscherwasser zu trinken. Sein Durst war groß. Er hatte einen langen, beschwerlichen Anstieg aus dem Hirschberger Tale über allerlei Kreuz- und Querwege hinter sich, mit denen er übrigens dermaßen wechselte, daß er im Jahre die gleiche Stelle kaum mehr als einmal zur Rast betrat.

Als jetzt der Hundsaff, den seine Schmugglerstreiche, verbunden mit einer großen Gutmütigkeit, und nicht zum wenigsten seine abscheuliche Häßlichkeit im ganzen Umkreis des Gebirges unter dem Namen des böhmischen Josef berühmt gemacht hatten, wieder zu Quint in die Hütte trat, bemerkte er diesem: es sei heute unsicher. Er nahm damit seinen Schragen auf, verschwand und kehrte ohne den Schragen zurück.

„Wir werden am Ende nicht hier bleiben können," sagte

er dann zu Quint und wies hinauf gegen die Felshöhe der Turmbaude, wo die Leute, klein, wie stehende Ameisen, am Rande der Klippen herumkrabbelten und allerlei Rufe von sich gaben, die weithin durch die Felshalle schollen und in keinem Verhältnis zu den Insekten zu stehen schienen, die sie hervorbrachten.

„Das geht auf uns," sagte der böhmische Josef in seiner Gebirgsmundart zu Quint und zögerte einigermaßen, indem er den großen Kanten Brot auspackte, der in ein buntes Tuch gewickelt war und mit dem er sich für die Reise stärken wollte.

Nun vernahmen die beiden Rastgenossen Hundegebell. Während Quint nicht begreifen wollte, da er das reinste Gewissen von der Welt besaß, was etwa Hundegebell und Rufe ihn angehen sollten, hatte das adlerscharfe Auge des böhmischen Josef schon einen Förster, einen Grenzer und noch einen dritten uniformierten Mann erkannt.

„Nu balli! jetzt aber heißt's Beine machen."

Mit zwei Sprüngen hatte er seinen Schragen erreicht, den er vielleicht, wo nicht die Hunde gewesen wären, vorläufig hätte im Stich gelassen. Er schnallte ihn auf den Rücken und winkte Quint, er möge ihm nachfolgen, wobei ein verschmitztes Schmunzeln um seine affenartig geschlossenen Lippen ging, das etwa ausdrückte: wenn sie uns fangen, so will ich nicht mehr der böhmische Josef sein.

Quint, ohne recht zu wissen, warum, folgte doch fast mechanisch dem Schmuggler, und beide krochen auf versteckten Pfaden, selbst ganz verborgen vom Knieholz, eine gute Weile, seltsamerweise fast in der Richtung hin, aus der die drei Verfolger sich annäherten. Dabei überschritten sie mehrmals ein und denselben Wasserlauf, um die Hunde irre zu machen und befanden sich, ungesehen, dicht unterm Fuß der Klippe, darauf hoch oben die Baude thronte, in dem gleichen Augenblick, wo Förster, Grenzjäger und Gendarm die Schutzhütte, die sie verlassen hatten, durchstöberten.

Förster, Grenzaufseher und Gendarm, die einander zufälligerweise in der Turmbaude begegnet waren, wo es ein gutes Bier zu trinken gab, hatten, durch Touristen, von dem sonderbaren Narren gehört, der die Berggegend unsicher machte, und der Mann des Gesetzes, der Gendarm, fand sich dadurch der Erledigung eines recht beschwerlichen Auftrags näher gebracht, den ihm seine Behörde erteilt hatte. Ein Amtsvorsteher aus dem Kreise Reichenbach hatte an verschiedene Amtsvorstände des Hirschbergers Kreises ein Rundschreiben gerichtet, des Inhalts, daß ein gewisser Emanuel Quint aus seinem Heimatsdorfe verschwunden sei. Man fahnde, hieß es, nach diesem Quint, weil nach der Aussage vieler vertrauenswürdiger Zeugen allerlei öffentlicher Unfug von ihm zu vermuten stehe, wie denn dergleichen auch innerhalb verschiedener Kirchsprengel erwiesen wäre, und so fort. Man müsse aber auch übrigens feststellen, ob nicht die Unterbringung des P. P. Quint in ein Arbeitshaus, bezugsweise in die Provinzial-Irrenanstalt geboten wäre. Aus allen diesen Gründen werde ersucht, den P. P. Quint, dem auch seine Mutter, eine Tischlersfrau, kein gutes Zeugnis ausstelle, wo man ihn betrete, festnehmen zu lassen.

Nun hatten Passanten auch die Brüder Hassenpflug als Begleiter Quints wiedererkannt und den Wachtmeister auf sie hingewiesen, und dieser war denn auch sporenklirrend an den Tisch der Studenten herangetreten. Sie gaben ihm aber nur zögernd und überdies absichtlich ungenauen Bescheid, wobei sie allerhand Spottreden führten, die aber mit Latein untermengt und übrigens auch so schwer zu fassen waren, daß der Gendarm, trotzdem er mehrmals rot vor Wut wurde, nicht wohl etwas gegen sie einwenden konnte. Doch der Pächter der Baude trat hinzu, um den Gendarm an ein Fernglas zu nötigen.

Dieses lange Fernrohr war draußen auf einer Felsspitze aufgestellt, und man konnte gegen Bezahlung hindurchgucken. Natürlich wälzte sich, außer daß Grenzwächter und

Förster dem Wirt und Gendarm ins Freie folgten, der sensationsbedürftige Teil der Baudenbesucher hinterdrein.

Seit Wochen hatte der Pächter, unten, in dem von Menschen wenig betretenen Teil der Schneegruben, durch das Rohr, einen seltsamen Menschen beobachtet, der dort ein Eremitenleben zu führen schien, und eben jetzt wieder konnte man ihn am Eingang der kleinen Schutzhütte, und zwar in Gemeinschaft mit dem böhmischen Josef deutlich feststellen.

„Leider haben die Leute," sagte der Förster, als sie die Vögel nicht mehr im Neste fanden, „während wir durch das Fernrohr sahen, ein zu großes Halloh gemacht, so was läßt sich der böhmische Seppel nicht zweimal sagen."

Die Flucht des böhmischen Josef, dem Quint nachfolgte, dauerte Stunden lang, dann aber hatten die beiden eine Hütte auf der böhmischen Seite erreicht, wo sie sich jedenfalls vor den preußischen Beamten sicher fühlen konnten. Man hatte von hier über die schönen und alten Waldbestände der böhmischen Seite hinweg einen weiten Blick nach Österreich hinein. Und so einsam war das Häuschen gelegen, daß man andere Menschenwohnungen rings ins Gewirr der mächtigen Bergtäler eingestreut, kaum größer als Zwergen-Spielzeug erblicken konnte.

Die Hütte selbst, in die sie eintraten, war innen mit vielen schwarzen Pfählen gestützt: man mußte sich gleichsam wie durch den Stollen eines Schachtes hineinwinden, bevor man die Stube erreichen konnte: und diese Stube wiederum lag unter einem geborstenen Tragbalken, der so niedrig war, daß Emanuel Quint, aus den tiefen Löchern darin, das Sägemehl der Holzwürmer mit dem Haupte abstreifte. Die Sonne war untergegangen. Durch die trüben Fensterlöcher, soweit sie nicht mit Stroh verstopft oder mit Brettern vernagelt waren, drang fahles Licht.

In diesem Raum schien der böhmische Josef, obgleich er von niemand begrüßt wurde, heimisch zu sein. Er setzte im

Dunkel den Schragen ab und entzündete in einer Fuge der Ofenkacheln ein Streichholz, das mit blauem Licht und scharfen Phosphordämpfen alsbald zu brodeln begann. Mit diesem Streichholz suchte und fand er dann eine Unschlittkerze, die im Hals einer Flasche stak. Langsam verbreitete sich das Licht und enthüllte ein jämmerliches Bild der Verwahrlosung, dessen Eindruck sogar der böhmische Josef abschwächen wollte, indem er sagte: es sähe ein wenig „kurios" hier aus.

Quint, der im Bereiche des Elends und der Not zu Hause war, mußte das zugeben. Schon der beklemmende, widrige Dunst von Unrat, Fäulnis und kalter Feuchtigkeit, darin man nur widerwillig atmen konnte, drängte ihn fast ins Freie zurück. In dem Augenblick, als das Docht im Unschlitt Feuer fing, hatte er vier oder fünf Mäuse hastig über den schwarzen Lehm der Diele nach allen Seiten davonlaufen sehen. Ja es huschte bedenklich da und dort über Fensterbretter und über den Tisch hinweg, der eine Ecke der Stube ausfüllte. Josef erklärte: „das kommt davon, wenn sie die Katzen auffressen." Aber Quint war bereits von einem anderen schemenhaften Anblick gebannt, ohne auf das zu merken, was Josef sagte, und wußte nicht, war es Wirklichkeit, was er sah, oder nur Einbildung seiner von allen Eindrücken dieses Tages übermüdeten Seele. Es kam ihm vor, als säße am Fenster, im schwachen Mondlicht, oder wie aus Mondlicht geformt, schlohweiß in der Schwärze des Raumes, ein uraltes Weib.

Quint mußte wohl, von einer tiefen Ehrfurcht berührt, irgend etwas leise geflüstert haben, denn Josef ermutigte ihn alsbald, sich ganz ohne Zwang zu betragen und laut zu reden. Er sagte, die Alte sei hundertundzehn, ja, wie manche behaupten wollen, hundertundvierzehn Jahre alt. Viele meinten, sie könne nicht sterben. Sie könne deshalb nicht sterben, weil mit ihr, Zeit ihres Lebens, nicht immer alles ganz richtig gewesen sei. Er wollte sagen, sie habe gottlose Dinge getrieben mit Wettermachen und allerlei ruchloser Hexen-

kunst und deshalb könne sie nun, zur Strafe, die Ruhe des Todes nicht finden.

In diesem Augenblick verbreitete sich ein fremdartig wunderliches Getön durch den Raum, eine Art Gesang, der Worte enthielt, der aber so unirdisch leise und rührend schwebte, daß man nicht denken konnte, er käme aus einer Menschenbrust. Denn weder, daß irgend zarte Knaben auf eine solche Weise zu singen verstünden, noch Mädchenkehlen, noch irgend Kehlen von Sängern und Sängerinnen dieser Welt, wie sie Quint in den Kirchen der Dörfer gehört hatte, geschweige, daß sie mit einer solchen rätselvollen, stillen Gewalt eine so rätselvolle, erschütternde Wirkung hervorbrachten.

Kaum hatte Emanuels Ohr der Klang berührt, als er sich selbst und seine Umgebung sogleich vergessen hatte. Ohne Bewußtsein und willenlos angezogen, nahm er der singenden Greisin gegenüber — und niemand anders war es, der sang! — mit tränenüberströmtem Antlitz Platz, aber ohne zu wissen, daß er weinte. Er blickte, als gelte es irgendein Geheimnis aus fremden Regionen zu erforschen, in die starren, großen und edlen Züge der Hundertjährigen, in ein Gesicht, das von langen, offenen, schneeigen Locken umflossen, welk aber durchsichtig-wächsern-zart und leuchtend wie das eines Kindes war.

Dies aber waren die schlichten Worte, die aus der gefangenen Seele der alten erhabenen Frau, ohne daß sie die schmalen, weißen Lippen auch nur irgendwie merkbar bewegte, hervorzitterten:

„Mein Hemdlein ist genäht,
mein Bettlein ist gemacht.
Komm', o komm',
du letzte, lange Nacht."

Der böhmische Josef brach in lautes Gelächter aus. „Das Lied," sagte er, „hat die alte vertrocknete Hutzel wohl schon manch liebes Mal heruntergeplärrt. Deswegen stirbt die noch lange nicht. 's gibt Sachen! 's gibt in der Welt eben

so allerhand, was einer kann und der andere nicht! Die hat's verstanden! mit der war niemals gut Kirschen essen."

Jetzt kam plötzlich mit lautem Gemecker eine Ziege von draußen durch den Flur in die Stube herein und fing an, die Greisin, die wie ein Gebilde aus Schnee im schwachen Mondstrahl des Fensters saß, mit der Schnute zu stoßen, allein die Alte rührte sich nicht. Sie hielt den Blick geradeaus gerichtet, die welken, gekrümmten Hände wie tot im Schoß, und schien mit inneren Sinnen einem anderen Bereiche der Schöpfung anzugehören, mit allen äußeren Sinnen dagegen gestorben zu sein.

„Na nu, jetzt Wirtschaft!" sagte der böhmische Josef und trat in den Flur, von wo man alsbald, wie Weltuntergang, die schadhaften Orgelpfeifen eines Leierkastens dröhnen hörte. Dies war die Art und Weise, durch die er, der immer einen gewissen Überschuß an guter Laune besaß, seine Gegenwart in der Leierbaude anzukündigen pflegte, worauf denn meistens der siebzigjährige Enkel der Greisin, der nahezu taube Leiermann, aus seinem Verschlage die Heubodenleiter herunterkletterte.

Auch heut erschien der betagte Enkel. Er glich einem riesenhaften, in schmutzige Lumpen gewickelten Turm, als er, rauhe und nur für Josef verständliche Laute ausstoßend, über die knackenden Sprossen der Leiter niederstieg. Er begann sogleich Reisig über dem Knie zu brechen, bis er ein starkes Bündel beisammen hatte, das er sogleich in die Wohnstube trug und, aus dem zerlumpten, alten Militärrock, den er, wie Frauen die Schürze, vorn aufgenommen hatte, vor das Heizloch des Ofens hinfallen ließ. Dabei redete Josef in ihn hinein.

Quint, der noch immer in den Anblick der Greisin versunken war, hörte mit halbem Ohr, während die Ziege nun eifrig den Handteller seiner Linken ausleckte, wie verschiedene Namen genannt wurden: Namen von Leuten, die wahrscheinlich ihr Gewerbe, nicht anders als Josef, auf Schleich-

wegen ausübten! und er schloß, als nach einiger Zeit sich neue Besucher durch Fußgetrappel im Hausflur ankündigten, es möchten die von Josef namhaft gemachten Schmuggler sein.

Wirklich waren drei andere Pascher angelangt, die sich laut und lebhaft mit Josef begrüßten. Sie waren sichtlich vergnügt, nach langer, beschwerlicher Wanderung an einem sicheren Orte der Rast zu sein. Und wieder ertönte der Leierkasten des Leiermanns, der seine Stelle auf einer gerammten Bank im Hausflur hatte und dessen Kurbel von Josef aus Liebhaberei und Spaßmacherlaune aufs neue in Bewegung gesetzt worden war.

Bald darauf saßen die Schmuggler um den Tisch herum und hatten begonnen, Karten zu mischen, während die Selterflasche, mit Kornschnaps gefüllt, von einem zum andern ging, bis sie auch schließlich zu Quint gelangte, der sie, ohne zu trinken, weitergab.

Es trug ihm grobe Bemerkungen ein.

Und eine Menge solcher Bemerkungen zielte auch auf die Greisin hinüber, da die Schmuggler den Festtag zwar durch Arbeit entehrt, dafür jedoch durch reichlichen Schnapsgenuß gefeiert hatten. Sie bezeichneten sie mit rüden Worten und Schimpfereien, die sie ohne Rücksicht verlautbaren ließen. Einer der Schmuggler wollte dann wissen, wo Quint herkäme und wo er hinginge.

Ohne ihm Antwort zu geben, erhob sich der Narr und küßte der Greisin beide Hände. Gleich darauf trat er an den Enkel, der einen eisernen Topf mit Kartoffeln in die Röhre des Ofens schob, mit einigen festen Schritten nahe heran, um einige Fragen an ihn zu tun. Er wollte unter anderem wissen, wo die Lagerstätte der Greisin sei. Als das strobelköpfige Untier von Leiermann ihm ein altes kahles Holzgestell im Winkel gezeigt hatte, brachte er mit einer wunderbar selbstverständlichen Leichtigkeit die Alte auf seinen Armen dorthin. Sie war allerdings überraschend und fast zum Erschrecken leicht gewesen. Und nun benahm sich der närrische Sonder-

ling nicht anders wie ein Samariter und Arzt von Beruf. Er trug Wasser herzu und wusch die Greisin, die unter seinen mildtätigen Händen auf eigentümliche Weise zitterte und langsam, schwer und tief zu atmen begann.

Die Spielenden mäßigten ihre Stimmen nicht, vermieden es aber, sich einzumischen.

Es war aber unter ihnen ein kleiner, bleicher und buckliger Mensch, der Schwabe hieß, ein ehemaliger Schneidergesell, der, Gott weiß, wie? zu ihrem Gewerbe gekommen war. Er war meist schüchtern, bewies aber seltsamerweise den größten Mut, und das wußten die Schmuggler, wo immer Gefahr im Verzuge war. In seinem Betragen lag etwas Drolliges, was ihm die rauhesten Herzen geneigt machte, auch war er allen und immer dermaßen zu Liebesdiensten bereit, daß er überall einen oder mehrere Steine im Brette hatte. Er war Protestant, dessen ungeachtet stand er jedoch auch vor jedem der sogenannten Marterln auf der böhmischen Seite still und betete, während er beim Aufstieg bald weltliche, bald geistliche Lieder, wahllos durcheinander sang. Auch hatte er sonderbare Ideen, die seine Kollegen lachen machten. Er gab ihnen Schilderungen aus der Welt, die seinem beschränkten Verstande entstammten, teils geglaubt, teils bezweifelt wurden, ihn selbst aber und seine Unterhaltung geschätzt machten.

Dieser Schwabe, der übrigens statt Karte zu spielen in einer fettdurchtränkten Zeitung geschmökert hatte, war nicht ohne Interesse dem gefolgt, was Quint unternahm, und hatte dann die Aufmerksamkeit der Genossen von den Karten ab und auf einen seiner Wunderberichte gelenkt, die seiner Suada stets zur Verfügung standen. Es sei ihm heut etwas Wunderbares begegnet, sagte er. Er wiederholte immer: „ihr glaubt nicht daran! aber ich kann euch sagen, ich kann mit heiligen Eiden beschwören, es ist wahr."

„Na was denn, Schneider?" fragten die andern.

„Es ist so wahr, wie ich hier in der Leierbaude sitze, daß

ich heut morgen das Weib in der Kennerbaude habe Schäffer aufwaschen sehen, der Kuh Tränke in den Stall tragen und auf den Heuboden klettern, ganz wie wir."

„Was, die Kennern? die ist doch seit Jahr und Tag kontrakt! die kann doch von ihrem Stuhl nicht aufstehen?"

„Na ja, und heute morgen haben sie das Weib nach der Schubertbaude geschafft, und von da ist sie lustig und flink wie ein Wiesel zurückgekommen."

Und nun erzählte er alles das, aber schon bedeutend ausgeschmückt, was sich mit Quint vor dem Hause der Schubertleute am Morgen desselben Tages ereignet hatte. Emanuel wurde in dieser Erzählung zu einer Art medizinischem Wundermann, der den Sultan und den Kaiser von Österreich zweimal vom sicheren Tode errettet und der unter einem Steine, unten in Ungarn oder wo, das Rezept zu einer Salbe gefunden habe, die ein unwiderstehliches Heilmittel sei. Das Sonderbarste war aber dieses, wie er meinte, daß der Wundermann, und zwar mitten aus der Menge heraus, mit einem Mal, förmlich wie in die Luft, verschwunden sei.

„Wartet doch mal," sagte der böhmische Josef in das Gelächter hinein, das nach den letzten Worten des Schneidergesellen sich erhoben hatte — „wir wollen uns den August da drüben jetzt mal 'n wenig von nahe besehn."

„He, du dort drüben: bist du heut morgen in der Schubertbaude gewest?" wandte sich Josef an den Narren. Dieser, ganz mit der Greisin beschäftigt, nickte zur Antwort nur mit dem Kopf. Und nun wollte der böhmische Josef in einer Laune, wie sie manchmal plötzlich über ihn kam, mit den anderen Schmugglern nicht weiter spielen, wodurch, da die anderen im Verlust waren, sogleich ein großes Geschrei entstand: aber der kleine Schwarze blieb kaltblütig.

Es war ihm etwas, man wußte nicht was, durch den Sinn gefahren. Hatte ihm Quint von Anfang an einen unerklärlichen Eindruck gemacht? oder dachte er plötzlich, es wäre für einen guten Katholiken, wie er selbst einer war, eine

Sünde, am ersten Pfingstfeiertage Karten zu spielen? oder ward er plötzlich von Mitleid erfaßt für die Alte, die der Tod vergessen zu haben schien? kurz, er stand auf, er trat zu dem Narren und fing mit ihm, eigentümlich seufzend, über das traurige Dasein im allgemeinen und das der Alten im besonderen zu philosophieren an.

Wenn jemand mit einem solchen Ton in der Kehle zu Emanuel trat, so wußte er immer, daß der Acker bereitet war, und begann sogleich den Samen des Reiches auszusäen. Bei einem jeden solchen Beginn stand ihm Wort und Ton dermaßen rein und schlicht zu Gebot, daß es jedem wie immer gearteten Menschen weniger als ein Beginn, denn als etwas Altvertrautes erschien. Da war irgend etwas Trennendes nicht mehr vorhanden, und das Innerste und Echteste der Menschennatur verband sich hemmungs- und hindernislos mit dem Innersten und dem Echtesten.

Da die langausgestreckt und starr daliegende, alte Frau sich kalt anfühlte, trotzdem Emanuel sie mit allerlei Lumpen und seinem eigenen Schoßrock bis an das Kinn zugedeckt hatte, holte Josef einen Ziegel herbei, der im Herde gewärmt worden war: weshalb sich vom Tisch der verlassenen Spieler Spott und Hohn über ihn ergoß und noch mehr über Quint, der ihnen den Kameraden entwendet hatte. Dagegen wurde mit einem Mal der böhmische Josef von seinem gefürchteten Jähzorn gepackt und stand, den Ziegel hoch in den Händen haltend, unerwartet vor den Radaulustigen, mit einer maßlosen Drohung, die bei seiner wilden Natur nicht mißzuverstehen war.

Der kleine zigeunerhaft häßliche Kerl hatte bei mancher Gelegenheit und auch in den Schenken „zum Spaß, der Lust halber" oft Proben herkulischer Kräfte abgelegt. Er hatte auch einige Mal im Gefängnis gesessen, gewalttätiger Handlungen wegen, die der meist gutmütige Mensch, gereizt, in besinnungslosem Zustand verübt hatte. Jetzt rief ihn ein Wort des Narren an das Sterbelager der Greisin zurück.

Auch Schwabe verließ seinen Platz neben den Spielern und trat mit schüchtern zusammengekrochenen Schritten an das Lager heran. Es war ihm die seltsam feierliche Gewißheit aufgetaucht, daß hier der große und letzte Augenblick eines mehr als hundertjährigen Lebenskampfes endlich nahe wäre. Es schien ihm auch deshalb nicht verwunderlich, als Quint den siebzigjährigen Enkel mit lauter Stimme davon verständigte.

Es mußten dann aber beinahe noch acht Stunden vergehen, bevor die Greisin den letzten Atemzug ihres Lebens aushauchen konnte. Es geschah um die Zeit, wo die Sonne mit dunkelroten Strahlen gewaltig aus dem Tore des Ostens brach und das wächserne Gelb des Angesichtes mit purpurnen Tupfen färbte. Quint band das Kinn der Toten, das herabfallen wollte, mit einem blauen Sacktuch, das Schwabe darbot, fest und knüpfte das Sacktuch über dem feinen, rosigen Scheitel. Dann herrschte lautlose Stille im Raum, darein sich stumm die Helle des Morgens ausbreitete.

Die anderen Schmuggler hatten sich längst davongemacht. Quint aber saß mit Schwabe und Josef am gleichen Tische, auf den die Karten und Fäuste der Spieler dröhnend geschlagen hatten, und sprach oder las aus dem Bibelbuch. Er hatte nur wenig geschlafen und beim Anblick der alten Frau auch immer an seine eigene Mutter gedacht, die ihn nun schon seit Wochen vermissen mußte. Er hatte sich vorgestellt, wie im innersten Wesen schmerzlich das Schicksal jedweder Mutter war, und wie insonderheit die Last eines langen Lebens durch Lasten schwerer gemacht wurde, die eine letzte Vereinsamung in sich schließt. Der böhmische Josef hatte, als Findling, Vater und Mutter niemals gekannt. Schwabe war von seinem siebenten Jahre an ausschließlich in der Hut seiner Mutter gewesen und hatte im vierzehnten Jahre einmal in Begleitung der Mutter einen Menschen besucht, der im Gefängnis einer großen Stadt hinter Schloß und Riegel

gehalten wurde und der, wie man sagte, sein Vater war. Einigermaßen aufgewühlt, einander nahe durch verwandte Erinnerungen, hatte sich über die drei ein ernster Geist der Einkehr gesenkt, der sie zu ernsten Gesprächen veranlaßte.

„Warum haben Sie," fragte Josef Emanuel, und wagte es nun nicht mehr, ihn mit du anzureden ... „Warum haben Sie, nachdem die Alte gestorben war, am Fenster gestanden und haben lange für sich geweint? Sind Sie etwa verwandt mit der Alten?" „Weil das Leben," gab der Gefragte zurück, „für die meisten ein unsäglich schweres, schmerzliches Schicksal ist!" Danach fuhr er fort, von den Finsternissen der armen nachtbefangenen Erde zu reden, und sprach davon, wie der Geist der Gestorbenen unzweifelhaft nach den Läuterungen des Lebens — denn Leben sei immer Läuterung! — zu Formen reineren Lebens verklärt worden sei. Und als sie dies nicht zu verstehen schienen, las ihnen Emanuel die zweite Epistel St. Pauli an die Korinther vor:

„Und ich, liebe Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt.

Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.

Und ich war bei euch mit Schwachheit und mit Furcht, und mit großem Zittern.

Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft.

Auf daß euer Glaube bestehe, nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft.

Da wir aber von reden, das ist dennoch Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt, welche vergehen;

Sondern wir reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verborgen hat vor der Welt, zu unserer Herrlichkeit,

Welche keiner von den Obersten dieser Welt erkannt hat; denn, wo sie die erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt,

Sondern wie geschrieben stehet: Das kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehöret hat."

Diese Worte, die ohne Pathos gelesen wurden, erregten ganz anders, wie von der Kanzel herab zu geschehen pflegt, die Wißbegierde der Zuhörer. Als Menschen immer und von Natur auf die Offenbarung von etwas Verborgenem gerichtet, hofften sie durch Emanuel zugleich ihn selbst und die Schrift erklärt zu sehen, die so rätselvolle Dinge andeutete. Emanuel hatte dagegen die Bibelstelle gewählt, in der Meinung, sie werde für ihn sprechen, und zwar ebensowohl für das, was er sagte, als was er verschwieg, aber er hatte damit nur erreicht, daß ihn die beiden Hörer geradezu nach dem Geheimnis fragten, von dem sie, zwar halb und halb überzeugt, vermuteten, es wäre die wunderbare Kraft, die am rechten Ort zu heilen und zu töten verstand.

Somit war er gezwungen zu sagen, er wäre aus freiem Antrieb ein Träger des Evangelii. Er habe als Kind die Taufe derer empfangen, die tote und laue Scheinchristen wären, später die Wassertaufe Johannes des Täufers, und endlich die durch den heiligen Geist: und diese, die letzte, schließe das Geheimnis des Reiches ein.

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, fuhr er fort, sei mit uns allen! Amen. —

Nachdem er diese Worte gesagt hatte, stand er auf und war im Begriff, davonzugehen, als eine schlichte, sauber gekleidete Frau, die Frau des Lehrers aus der Schule einer nahegelegenen, ärmlichen Berggemeinde, ins Zimmer trat. Sie sah, daß die Greisin gestorben war, der sie in Übung jahrelanger Mildtätigkeit täglich Suppe zu schicken oder selbst zu bringen pflegte. Und als sich ihr die volle Erkenntnis mitgeteilt hatte, wie ihr schwacher Versuch zur Mildtätigkeit nun von einer stärkeren Hand überboten worden war, versank sie merklich ergriffen in Stillschweigen.

Sechstes Kapitel

Die Lehrersfrau hatte sogleich bei ihrem Eintritt in die Stube Quint, den sie nicht zum ersten Male sah, wiedererkannt. Vor etwa acht Tagen waren die Brüder Scharf von Glaubensgenossen in Preußen an ihren Mann und ihr Haus als exemplarisch treue Diener am Wort empfohlen worden. Der Lehrer, ein vierzigjähriger, bibelgläubiger Mann, hatte, wie sich das in den Kreisen derer, die auf Christum harren, von selbst versteht, die Brüder mit herzlicher Liebe aufgenommen. Als er den Grund ihrer Reise erfuhr, obgleich sie den Irrwahn, der sie beherrschte, verschwiegen hatten, äußerte der schlichte Mann ein leises Befremden, wenn nicht Bedenklichkeit. Denn die Glut und der Eifer, mit dem die Scharfs Emanuel suchten, und die Fülle des Lobes und der Bewunderung, die sie über ihn ausschütteten, auch was der Lehrer über den Verkauf ihres Hauses erfuhr: dies alles mußte beängstigend wirken.

Seine Sorgen hielt der Lehrer Stoppe auch seiner Ehefrau gegenüber nicht zurück. Es ist schon bedenklich, wenn allzeit fleißige Arbeiter ihre Arbeitsstätte verlassen und müßig gehen. Bedenklicher aber, wenn sie Dinge wörtlich und gläubig auffassen, die auf ihre Weise genommen sein wollen oder schweren Schaden stiften. So schienen die Prophezeiungen eines ehemaligen Schäfers, namens Thomas, vom nahen Weltuntergang ein unwiderleglicher Glaubensartikel im Geiste der Brüder Scharf geworden zu sein, und so war ihnen der Apostelberuf Emanuel Quints, den sie suchen kamen, über jeden Zweifel erhaben.

Der Lehrer hielt es für seine Pflicht, die beiden vor jenen falschen Propheten zu warnen, den Wölfen in Schafskleidern, von denen die Bibel mit Abscheu spricht, er mußte sich aber eingestehen, daß nach stundenlangem, ja tagelangem Beten, Singen und Ringen, der Glaube an die himmlische Sendung des gesuchten Landfahrers felsenfest wie je in den Seelen der Brüder gegründet stand.

Daran konnten auch alle Gespräche nichts ändern, wodurch die frommen Eiferer meistens die Nacht zum Tage machten, eingedenk des Wortes, das da sagt: „Wachet, denn der Bräutigam ist nicht ferne von euch": und es kam am Ende so weit, wie es denn nicht anders sein konnte: der Lehrer Stoppe wurde beinah in den Glaubensstrudel hineingezogen und sah jedenfalls mit einer gewissen Spannung der Erscheinung Quints entgegen.

Einem bestimmten und überzeugten Wesen vermag der Zweifel, selbst in starken Naturen und gebildeten Seelen, auf die Dauer nicht standzuhalten, um wieviel weniger in einem glaubenswilligen Herzen, wie das des Lehrers war, und nachdem ihm die Scharfs immer wieder von der Predigt Quints auf dem Marktplatz der Kreisstadt, von dem Wunder, das er angeblich an ihrem Vater verrichtet hatte, von vielerlei Gebetserhörungen und wunderbaren Heilungen berichtet hatten, schien ihm die wundertätige Kraft des Gesuchten tatsächlich erwiesen zu sein: nur wußte er nicht, ob diese und seine Mission auf himmlischem oder satanischem Grunde beruhte, oder vielleicht mesmeristischer Magnetismus, verbunden mit falsch verstandener, noch zu läuternder Heilandsliebe sei.

Der Lehrer hatte die Brüder Scharf nach einiger Zeit in das Haus der Schuberts hinübergebracht, von wo aus sie dann während längerer Zeit ihre Nachforschungen anstellten, immer und von Stunde zu Stunde gewaltiger aufgeregt. Wer je erlebt hat, wie eine liebe, ersehnte Illusion, auf die man mit realen Bemühungen hinarbeitet, zuweilen gegen alle Vernunft ins Ungeheure wächst, den wird es auch keineswegs in Verwunderung setzen, daß bald das Schubertsche Haus zur Brutstätte vieler phantastischer Irrtümer und Gesichte geworden war.

Als nun Quint gefunden wurde und später bei den Schuberts in Herberge lag, hatten die Scharfs eines Tages den Lehrer besucht und ihm das glückliche Wiederfinden, sowie allerlei neues Wunderbares berichtet von Quint. Aufgefordert,

mit ihnen zu gehen, hielt sich jedoch der Lehrer zurück, allerlei wichtige Pflichten vorschützend. Hingegen konnte noch am Abend desselben Tages Frau Stoppe ihrer wachsenden Neugier nicht widerstehen. Sie machte sich auf und kam in dem Schubertschen Hause an, als Quint es verließ, um allein für sich durch die Ödeneien des Gebirgskammes im beginnenden Mondschein hinzuwandeln.

An jenem zweiten Pfingstfeiertag, wo die Lehrersfrau die hundertjährige Greisin tot, Quint aber bei der Leiche zum zweiten Male getroffen hatte, brachte sie ihn um die zehnte Stunde mit sich zur Schule zurück. Die Schule war ein winziges Holzhäuschen, und Stoppe, der sie, bei seinen Bienenstöcken im Garten beschäftigt, kommen sah, fand sich auf sonderbare Weise von dieser Annäherung, vielleicht ein wenig unangenehm, berührt. Aber er ging seiner Frau entgegen und reichte auch ihrem Begleiter die Hand.

Während die Frau eine saubere Kammer zurechtmachte, da sie Emanuel unsägliche Müdigkeit angemerkt hatte, zeigte der Lehrer ihm seine Bienen. Emanuel trat an die Stöcke heran, und, obgleich der erfahrene Imker zur Vorsicht mahnte, vollkommen ohne jede Furcht, ließ er nicht nur die aufgeregten Bienen auf Gesicht und Händen herumkriechen, sondern griff sie ohne Bedenken da und dort aus den Haaren oder von seinen staubigen Füßen auf und setzte sie auf das Flugloch zurück.

In ihrer kleinen Küche, die mit einigem Kupfergeschirr, irdenen Töpfen, Geräten aus Blech und Zinn aufs properste glänzte und zugleich Wohnstube war, erzählte, als Quint längst in der Kammer, und zwar in einem sauberen Bette lag, die Lehrersfrau ihrem Gatten, wo sie ihn diesen Morgen gefunden hatte. Dieser Zufall und auch leider der Narr hatten ihr unverkennbar einen nicht geringen Eindruck gemacht. Sie war von dem seltsamen Umstand erschüttert, daß die alte, von allen gemiedene Frau, die, wie es hieß, um ihrer vergangenen Sün-

den willen nicht sterben konnte, erlöst, ja beinahe in seinen Armen gestorben war. Hätten wir, sagte sie, diesen frommen und gütigen Menschen damals zur Seite gehabt, die Kinder wären uns nicht gestorben. Und damit fing sie still und lautlos zu weinen an, während sie gleichzeitig sich erhob und am Herd hantierte.

Was dieser Frau den eigentlichen Inhalt ihres einsamen Daseins gegeben hatte, waren zwei Kinder gewesen, die ihrer Mutter den neuen Lebensinhalt, die Trauer um sie, hinterlassen hatten.

Stoppe richtete nun die folgende Mahnung an seine Frau:

„Wir sollen ergeben sein. Wir sollen nicht ungeduldig sein. Wir sollen fröhlich sein und wie der Apostel sagt: Unser Fleisch soll ruhen in der Hoffnung des Herrn. Wir sollen aber nicht ungeduldig sein und täglich das Fenster aufmachen und womöglich nach falschen Propheten Auslug halten. Denn Jesus, der wahre Heiland, hat gesagt, wie du bei Lukas im 21. Kapitel und 8. Vers jederzeit lesen kannst: ‚Sehet zu, laßt euch nicht verführen. Denn viele werden kommen in meinem Namen und sagen, ich sei es, und die Zeit sei herbeigekommen. Folget ihnen nicht nach!' — Und es steht bei Matthäus: ‚So stark werde die Kraft der falschen Propheten sein, daß verführet werden in den Irrtum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten.' Also hüten wir uns! hüte dich."

„Ich glaube nicht," sagte die Frau, „daß er Unrechtes denkt oder tut und irgendwie Böses im Herzen trägt, ich habe auch nicht gesagt, ich hielte ihn für einen Propheten. Auch hält er sich selber nicht dafür. Mir kommt es vor, er spricht als Mensch, er handelt als Mensch und er wandelt schlechthin nur als ein Mensch."

Der Lehrer wiegte bedenklich seinen weichen Johanneskopf.

„Es ist," hub er wieder zu reden an, „nicht zu vermeiden, ihm für mancherlei die Verantwortung zuzuschieben, was, wie du ja ebenfalls weißt, geschehen ist. Tue ein jeder seine

Pflicht und diene Gott im Verborgenen an dem ihm zugewiesenen Ort. Mich hat er nach meinem Wunsch und Willen und in Erhörung meiner Gebete in dieses entlegene Amt gesetzt, wo ich in dem Maße ihm näher zu sein glaube, als ich ferner gerückt von den Menschen bin. Gott hat mir bei meinem Wirken Segen gegeben und macht es mir täglich deutlich, wie ich für meine rings in ärmlichen Hütten verstreuten Bergbewohner und ihre Kinder nicht ganz ohne Nutzen bin. Daran, meine ich, lassen wir uns genügen."

Nun sagte die Frau, die eine Pfarrerstochter war und durch mancherlei Mißgeschicke im Elternhause denken gelernt hatte: aus solchen Betrachtungen folge noch nicht, daß dieser Emanuel Quint etwa, weil er auf andere Art und Weise dem Heiland diene, verwerflich und auf Irrwegen sei. Sie erinnerte an die Gemeinschaft der Heiligen, die, von den Aposteln gegründet, noch heute sogar von den Kanzeln als in Jesu Christo bestehend angenommen wird, und drückte, während sie einen frischgebackenen Eierkuchen, noch in der Pfanne, dem Gatten unter die Nase schob, die feste Überzeugung aus, daß Quint, wenn irgendeiner in dieser Gemeinschaft, ein echter und rechter Heiliger wäre.

„Er macht mir meine Gebirgsleute aufsässig. Sie laufen mit roten Köpfen umher, erzählen sich überspannte Dinge und bringen am Ende sich und uns mit der Obrigkeit in Konflikt;" dies sagte der Lehrer ein wenig unwirsch, schwieg und aß seinen Eierkuchen. Er fuhr dann fort: „An wen wird sich die Behörde halten, zum Schluß nun gar, wo wir diesen Menschen beherbergen? Wer wird die schweren Folgen zu tragen haben als ich, wenn das Ärgernis weiter um sich greift?" Die Frau aber gab ihm diese Antwort: es käme doch alles nur darauf an, ob Quint ein Betrüger oder ein echter Bekenner wäre, sei er aber ein solcher und wirklich erfüllt vom reinen apostolischen Geist, so könnte es doch keine Frage sein, ob man sich entschließen müßte, ihn von sich zu stoßen oder ihm nachzufolgen. Denn leiden um des willen, der für

uns am Kreuze ohne Bedenken gestorben sei, wäre doch wohl die höchste Gnade, die uns auf Erden zuteil werden könnte.

Daraufhin wurde der Lehrer still.

Ungefähr um die zweite Stunde am Nachmittag erschien Anton Scharf bei den Lehrersleuten. Mit lautem Gepolter trat der bleiche, nervige Mann ins Haus, während die Lippen unter den blonden Barthaaren seines schmalen Spitzbarts unruhig zuckten. Das braune Haupthaar stand aufgerichtet bürstenförmig um seinen Kopf. Er rief dem Ehepaar ein „Gott grüß euch" entgegen mit großer Lebhaftigkeit. Er warf die Mütze irgendwohin auf eine der Bänke der kleinen Schulstube, darin er die Lehrersleute mit dem Aufhängen eines Bildes „Der Heiland über das Meer schreitend" beschäftigt fand. Er war auf eine besondere Art erregt, die einen feierlichen Grundcharakter hatte. Aber es war auch Wildheit in ihm! Ein nicht zu verkennender Einschlag von Trotz, Kampflust, ja von Lust zur Gewalttätigkeit.

„Bruder," rief er den Lehrer an, daß die Schulstube dröhnte, „die Zeichen und Wunder mehren sich. Wir haben in diesen letzten Tagen Dinge gesehen, die sich jedermann zu Gemüte führen soll. Wir haben die Kraft der Apostel, die Kraft Gottes lebendig gesehen! Uns ist ein Kind geboren, sage ich euch, es wandelt einer unter uns, von dem geschrieben steht, daß er kommen sollte. Nicht wir allein haben ihn gesehen! Hundert Arme, Kranke, Mühselige und Beladene haben sein Angesicht leuchten sehen, seine Stimme reden gehört und sind gesund geworden. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, dieser ist mehr denn ein Apostel und ein Prophet! Und auch die Kinder der Welt spüren sein Nahen und regen sich. Sie recken die Hälse! Sie wittern den Tag des Gerichts! Sie machen sich auf, mit Schwertern und Stangen, ihn zu fangen! Aber es steht nirgends geschrieben, daß Jesus zum zweiten Male von ihnen gekreuzigt werden wird."

Drohend erhob der irregeführte Mann seine Faust nach der

preußischen Seite des Gebirges hin, von der er, wie es schien, den Ansturm der Widersacher des Gottesreiches erwartete.

„Wenn aber dieses anfängt zu geschehen," fuhr er funkelnden Auges zu reden fort, „so sehet auf und hebet eure Häupter auf, darum, daß sich euere Erlösung nahet!" Mit dieser Lukasstelle schloß er, zog ein mächtiges rotes Taschentuch und wischte die hellen Tropfen von Stirn und Nacken.

Der Lehrer Stoppe, dessen Stimme ruhig, beinahe eisig klang, wollte wissen, worum es sich eigentlich handele, was aber nicht sogleich bei dem aufgestörten Zustande Anton Scharfs zu ermitteln war. Nur soviel stand fest, Quint wurde auf der preußischen Seite behördlich verfolgt, und davon hatte der Lehrer auch bereits reden gehört und zwar durch Passanten am heutigen Morgen. Schließlich konnte auch Scharf Genaueres mitteilen.

Es war am Morgen ein Gendarm bis vor die Hütte der Schubertleute geritten gekommen, die, geradeso wie am gestrigen Tage, von vielen hilfsbedürftigen Menschen umlagert war. Er hatte in ziemlich barschem Ton zunächst viele der Wartenden ausgefragt und endlich alle mit lauten Befehlen fortgewiesen, zugleich betonend, daß Quint ein arbeitsscheues, behördlich gesuchtes Individuum und nichts weiter sei. — Dann war der Gendarm mit klirrenden Sporen und schleppendem Pallasch in das Haus und die Stube der Schuberts eingetreten und hatte das Ehepaar, die Tochter und ihn, nämlich Anton Scharf — Martin war auf der Suche nach Quint schon seit gestern abwesend! — hatte die drei, mit Blei und Notizbuch in der Hand, aufs peinlichste ausgefragt.

Er hatte dabei wohl gehofft, meinte Scharf, er werde uns Betteleien oder gar noch Ärgeres nachweisen. Er, Anton, hätte indessen dem Herrn Wachtmeister heimgeleuchtet und ihm den Beweis erbracht, daß sie unabhängige, vorläufig durchaus nicht unbemittelte Leute seien, die niemand um Gaben anzusprechen brauchten. Augenscheinlich habe dies dem Wachtmeister nicht in den Kram gepaßt, und man sehe daraus, wie

wichtig es wäre, für Zukunft und Gegenwart durch einige Mittel vor Mangel geschützt und dadurch der Bosheit der Kinder der Welt entrückt zu sein.

Man konnte unschwer erkennen, wie sich Stoppe durch diese Erzählung, gleichwie durch das ungebändigte Wesen des jüngeren Scharf, aufs neue beunruhigt fand, und er wies mit bleichem Gesicht darauf hin, daß man der Obrigkeit nicht zu widerstreben nach einem ausdrücklichen Heilandswort gehalten sei. Er bat den etwas verblüfften Scharf, den er nach Herrnhutischer Sitte Bruder nannte, sich zu beruhigen, und fragte ihn lange, zwar mit milden und gütigen Worten, aber beinahe noch eingehender als der Wachtmeister, nach Emanuels Vorleben aus, ob da nicht etwa sündliche Dinge verborgen lägen.

„Nein," sagte der Bruder Scharf, „ich glaube, ich glaube mit Freudigkeit!" Er war überzeugt, Emanuel habe sich auf Grund eines göttlichen Vorwissens schon am gestrigen Morgen seinen Verfolgern entzogen, und fürchtete seltsamerweise nichts für ihn. Sobald er erfuhr, Quint sei mit ihm unter einem Dache, durchzuckte es ihn, und er schlug sich zugleich mit der harten Hand vor die breite Stirn, als sei ihm nun erst, mit einem Male, etwas verständlich geworden: nämlich ein unwiderstehlicher Zug und Drang hierher, in das kleine Blockhaus der Lehrersleute. Schon bewies sich übrigens, wie ein Blick aus dem Fenster lehrte, in anderen Bergbewohnern die Kraft dieser selben Anziehung.

Der Lehrer, in seinem Gewissen bedrängt und als ein Mann von echter und tiefer Frömmigkeit, schlug vor, nach apostolischer Weise Gott im Gebet anzugehen und um Erleuchtung der Seelen zu bitten. Er war von der Macht des Gebets überzeugt, gemäß der Verheißung Jesu, die da sagt: „was ihr erbittet in meinem Namen, das alles will ich euch geben." Er ging mit geringeren Sachen, als diese war, im Gebet zu Gott, und wenn er mit Gleichgesinnten fromme Meinungen austauschte, so unterließ er nie, auf gewisse Winke hinzu-

weisen, die ihm Gott hatte zuteil werden lassen, nach dem Gebet, und auf bestimmte, unzweifelhafte Erhörungen.

Nachdem nun die drei in stillen und lauten Gebeten, wobei auch die Frau des Lehrers sanfte und innige Worte fand, Gott Vater, Sohn und Geist um Aufschluß darüber inständig gebeten hatten, ob Quint in der Gnade oder aber von einem Geist des Irrtums besessen sei, hörten sie plötzlich unter den Fenstern die Klänge eines Chorals anschwellen, von Kinder- und Frauenstimmen gesungen, der ihren erschrockenen Herzen eine unwiderlegliche Antwort schien:

O Jesu, süßes Licht,
nun ist die Nacht vergangen,
nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Und sie stimmten in diesen Choral mit ein.

Es war aber Martha Schubert, die gekommen war und ihn intoniert hatte. Und es waren auch bereits wieder von allen Seiten viele Kinder und Frauen, sowie einige Männer herbeigeeilt, von denen die meisten, schon weil es Freitag war, sich am Gesange beteiligten. Der böhmische Josef und Schwabe hatten den Tod der Greisin im Wirtshaus der sieben Gründe bekannt gemacht und auch der erlösenden Wirkung mit besonders lauter Überzeugung Erwähnung getan, die der Wunderdoktor dabei, ihrer Meinung nach, ausgeübt hatte. Von da aus nahm das Gerücht in kurzer Zeit von Hütte zu Hütte seinen Weg, wobei auch die augenblickliche Herberge Quints, das Schulhaus, zugleich bekannt wurde.

Und plötzlich, ehe es Stoppe hindern konnte, stieß Anton Scharf, zu leidenschaftlicher Glut der Zeugnisablegung hingerissen, das Fenster des Schulzimmers auf und schrie in die immer wachsende Menge hinaus, wie ein Wahnwitziger, Worte, die ihm aus der Geschichte der Apostel im Gedächtnis hafteten: „Denn Moses hat gesagt zu den Vätern: einen Propheten wird euch der Herr euer Gott erwecken aus euren

Brüdern, gleich wie mich, den sollt ihr hören in allem, das er zu euch sagen wird. — Und es wird geschehen, welche Seele denselben Propheten nicht hören wird, die soll vertilget werden aus dem Volk!"

Während nun alles dieses im Parterre und an der Vorderseite des Hauses vor sich ging, schlief der Prophet einen totenähnlichen Schlaf in der Giebelkammer. Frau Maria Stoppe jedoch fürchtete, als sie die Wogen der Erregung steigen sah und besonders die laute Begeisterung Bruder Antons, man möchte ihn vielleicht aus seiner wohlverdienten Ruhe aufwecken. Ihre Besorgnis teilte sie Bruder Anton und dann der draußen harrenden Menge mit, unter die sie getreten war, mit der vollen Zutraulichkeit einer Frau, die fast einen jeden der Harrenden persönlich kannte und fast jedem etwas Gutes gelegentlich angetan hatte.

Sie versuchte die Wartenden zu beruhigen und mahnte, selbst ein Bild der Gelassenheit, die Schar der ärmlichen Menschen zur Geduld. Sie betonte, Emanuel Quint sei zweifellos ein wahrer und redlicher Diener Gottes. Das sei genug! und man brauche und möge ihm nicht Kräfte und Absichten zuschreiben, die seiner schlichten Demut durchaus zuwider wären.

Die Wirkung jedoch dieser letzten Mahnung ward durch viele durcheinanderrufende Stimmen aufgehoben, die sich nicht genugtun konnten in der Beteuerung wundertätiger Wirkungen, die, jedweden Zweifel ausschließend, von Emanuel ausgegangen waren.

Nun aber drängte sich durch die schwatzende Menge der ehemalige Schneidergeselle Schwabe an die Frau des Lehrers heran, stotternd und mit der ihm eigenen Schüchternheit dem Wunsche Ausdruck verleihend, ihr etwas unter vier Augen mitzuteilen. Im dunklen Hausflur, hinter der von Frau Maria, die Hand auf der Klinke, verschlossen gehaltenen Türe, erzählte er, man sei nun auch auf österreichischer Seite Quint hart an der Ferse, und es wäre keineswegs unwahrscheinlich, dürfe

auch keinen Menschen irgend verwundern, wenn österreichische Polizei vor der Schule erscheinen sollte, bevor noch eine Stunde verstrichen wäre. Eine Minute danach wiederholte Schwabe alles im Schulzimmer, vor dem Lehrer selbst und vor Anton Scharf.

Der Lehrer meinte: falls es der Gendarm aus Spindelmühle wäre, so könne er es wohl verhindern, daß Quint verhaftet und fortgeführt würde, er könne vielleicht auch sonst für ihn gut sagen, wenn nicht die vielen armen Leute rings das Schulhaus umlagerten: was in den Augen der Behörde ein Unfug sei. Quint ist aber ohne Subsistenzmittel, fuhr er fort, weshalb man ihn möglicherweise, trotz aller Einreden, ohne weiteres über die nahe preußische Grenze bringt, das heißt, ihn an die Gendarmen drüben ausliefert. Ihn wecken, ihm alles selbst eröffnen, schloß er, würde vielleicht das ratsamste sein.

Als sie in dieser und ähnlicher Weise noch berieten, erschien Martin Scharf und fragte, ob Quint im Hause wäre. Das allgemeine „Ja", womit man ihm antwortete, hatte zur Folge, daß der überwachte und übermüdete Mann schluchzend unter Tränen der Freude zusammensank.

Wie wenn aber etwa der Funke in einen Haufen erhitzter und brennbarer Stoffe fällt, und der Haufen in Flammen auflodert, so ward durch den unvermittelten Ausbruch Martin Scharfs die kleine Gemeinde in einen schluchzenden Rausch der Tränen versetzt, einen Paroxysmus der Brüderlichkeit und Gemeinsamkeit, der sich außer durch Tränen in Umarmungen und apostolischen Küssen äußerte.

Emanuel war nun doch in seinem verhängten Zimmer von dem Lärm und Gepolter unten im Hause aufgewacht und lag horchend und grübelnd auf dem Rücken. Er deutete die Geräusche, die er schon bei den Schuberts kennen gelernt hatte, sogleich auf sich und wußte, daß eine gläubige Menge, Hilfe aus aller Not von ihm fordernd, seiner wartete.

Unwillkürlich die Hände faltend, betete er zu dem Göttlichen tief versenkt in sich.

Dies aber war stets das Wesen seines Gebetes, sich ganz nur als Werkzeug unter den Willen der Gottheit zu stellen. Er übersah den vergangenen Tag. Er hatte nicht das Gefühl, irgend etwas außer Gott im Leben gesucht zu haben, noch auch vermöge eigenen Willens und klarer Absicht den Weg bis hierher gegangen zu sein: dennoch lautete seine Frage: „Bin ich auf rechtem Wege geschritten? Habe ich auch wirklich nicht meinen, sondern deinen Willen getan?“ und er warf sich, im Geiste bemüht, den letzten Rest von eigenem Willen aus sich zu tilgen, aufs neue vor Gott aufs Angesicht und flehte: „mache mich ganz nur zu einem Wort, einem Hauch, einem Blick, einem Herzschlag von dir!

Es wird gesagt, Jesus Christus habe die Kraft des Wunders seinen Aposteln hinterlassen. Ich bin kein Apostel. Ich bin seiner ganz unwürdig. Die Liebe des Heilands ist wie ein Meer! die meine ist nur ein sickerndes Bächlein. Die wahre Heilandsliebe ist eine Kraft, die nicht nur kranke Leiber sogleich zu Gesunden macht, sondern sie verwandelt verdammte und zur Hölle verfluchte Seelen mit einem Hauch ihres Mundes in selige Engel des Paradieses. Ich bin ein Blinder. Auf meinem äußeren geschlossenen Augendeckel liegt von dem Schatten solcher Liebe ein Schein. Ja, wäre ich dessen sicher, daß es wirklich ein Schatten des Schattens der Heilandsliebe ist, ich könnte damit allein schon die Wüste der Welt zum tausendjährigen Paradiese umwandeln.

Aber ich kann keine Wunder tun. Ich will keine Wunder tun. Es sei ferne von mir, zu meinen, ich könne mehr tun, als da bereits geschehen ist, aus der Liebesfülle der ewigen Weisheit. Sollte ich etwa dein Werk verbessern wollen, du heiliger Geist? Ich bin nicht so hochmütig, diesen Wahnwitz der Überhebung berge ich in mir nicht.

Du weißt das, der du in mir bist! Dir ist nichts verborgen! Aber warum sendest du diese Bedürftigen hinter mir her, die

etwas wollen, was irdisch, nicht himmlisch ist, etwas, was ihnen vielleicht die Kinder der Welt, nicht die Kinder des Himmels vorenthalten? Sie dauern mich, ich fühle ein überquellendes Mitleid in meiner Brust. Ich möchte ihnen gern und von Herzen gern alles das geben und mitteilen, was Himmlisches in mir ist, geschweige das Irdische, wovon mich zu trennen mir nichts bedeutet. Führe mich! Lehre mich, ob ich ihnen und wie ich ihnen Mitleid und Liebe beweisen soll, meinen tastenden, in irdischer Finsternis tappenden Brüdern und Schwestern! Oder soll ich mich abkehren von ihnen und ihrer kläglichen, bitteren, flüchtigen Lebensnot und ganz zurückkehren in dein Herze?

Aber freilich, warum denn bin ich hier in die Welt gestellt? Warum denn bin ich herabgesendet in diesen irdischen Leib der Gebrechlichkeit und trage dich in mir wie ein Licht? Soll ich nicht meinen Mitbrüdern leuchten? Wem soll man leuchten, als denen, die im Finsteren sind? Wem soll man Gott bringen als dem Gottlosen? Wen soll man heimholen als das verirrte, verlaufene Schaf? Wen soll man trösten und zurückführen, als den in Finsternis Ausgestoßenen? In Finsternis, wo Heulen und Zähneklappern ist? Wer kehrt zurück und wird mit Jubel empfangen von der Liebe des Vaters im Vaterhaus? Wer anders als der verlorene Sohn, der da ausgezogen war im Hochmut seines geringen Vermögens und mit den Schweinen Treber aß" — und Quint warf sich herum, rang seine Hände, drückte sein Angesicht in die Kissen und flüsterte weinend: „Ich habe gesündigt im Himmel und vor dir. Herr, Herr, ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße."

Unvermittelt gleichsam kam ein Gefühl der Zerknirschung über ihn, das mit dem glühenden Wunsche, für den Vater zu leiden, zu sterben, sich auszulöschen verbunden war, — ein Gefühl von Schuld erfüllte ihn, deren Ursache ihm verborgen war, denn er hätte sich nicht erinnern können, jemals, wie der verlorene Sohn, mit eigenem Willen in die Fremde gegangen zu sein. Aber er zweifelte nicht an der eigenen Schuld.

Und jetzt glaubte er, zu begreifen, in diesem Rausch, nicht nur warum die verirrten Schafe ihm nachfolgten, sondern auch, daß gerüstete Männer zu Pferd, mit Waffen zum Töten der Menschen, rastlos auf ihn fahndeten. Weshalb er gehetzt wurde wie ein Wild. Seine Schuld lag früher! sie lag nicht im Irdischen. Nicht daß man Gott nachzufolgen sich bemühte, in Jesu Fußstapfen, war die Schuld, sondern daß man den Vater verlassen hatte.

Und in seiner Seele überdachte er lange hin und her die Mythe vom Sündenfall, bis er plötzlich mit einem Ruck sich vom Bette erhob, dabei leise sprechend: „so will ich euch weiter dienen, meine Brüder und Schwestern." Und es kam über ihn eine neue Entschlossenheit, die ihn mit einer Art freudiger Hoheit umgab, als er unter den bänglichen Menschen in der Schulstube plötzlich erschien. Er liebte die Brüder Scharf, und sie hatten für ihn eine grenzenlose menschliche Zuneigung. Mit Leidenschaft küßten sie seine Hände, was er um ihretwillen mit leisem Lächeln geschehen ließ.

Die Leute aber, die draußen standen, drängten, kaum daß sie das Angesicht Quints durch das Fenster erkannt hatten, mit einem stürmischen Anlauf ins Haus. Der böhmische Josef war unter ihnen. Es gelang zwar der Lehrersfrau, den Schlüssel im Schloß der Haustür umzuwenden, aber da Emanuel Quint das kleine Katheder bestiegen hatte, ward sie von den Brüdern umgestimmt. Sie öffnete wieder, und Weiber, Kinder, Greise und Männer, voran der böhmische Josef, strömten herein. Aller bemächtigte sich eine erwartungsvolle Festlichkeit, still schoben sie eins um das andere sich in die Schulbänke, und die keinen Platz bekamen, standen und hockten eng gedrängt. So viele indessen waren gekommen aus irgendeinem, dumpfen Triebe heraus, daß sie Kopf an Kopf den Hausflur erfüllten, die Schwelle draußen und schließlich dichtgezwängt einen weiten Raum vor dem offenen Schulfenster, durch das sie mit offenem Munde hereinblickten.

Es war eine tiefe Stille eingetreten, ehe Quint zu reden begann. Seine Predigt, in die das Piepsen der Sperlinge von draußen hereinschallte, ward aber an diesem Morgen in einem Ton gesprochen, der hinreißen mußte, wenn man auch ihren Inhalt meist nicht verstand.

„Die Kraft Jesu," begann er, „sei in den Schwachen mächtig. Und der Apostel sage: ‚wenn ich schwach bin, so bin ich stark', und also solle sich niemand fürchten etwa um seiner Schwäche willen oder weil er unwissend sei, oder krank, oder etwa arm. — Auch solle sich niemand fürchten, wenn er verfolgt werde von den Kindern der Welt. Jesus sei gekreuzigt, seine Apostel verfolgt und getötet worden. Aber es habe nichts auf sich mit denen, die den Leib töten. Die da tot sind, werden getötet, die aber lebendig sind in Christo, können nicht getötet werden von den Toten. Wer Ohren hat, zu hören, der höre," fuhr er fort: „wir wandeln im Fleisch, aber wir streiten nicht fleischlich. Wir sind der Friede, wir sind die Liebe Gottes, sonst nichts, wir sind der Geist! Christus ist in menschlichem Leibe auf Erden gewandelt. Er wandelt noch unter uns. Aber sofern wir ihn selbst mit Augen gesehen, mit den Händen berührt hätten, nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr, außer im Geist.

Er ist in uns und wir in ihm. Damit sind wir getrost und haben viel mehr Lust, außer dem Leibe in seinem Geiste zu wallen, als dazu, leiblich zu wallen. Denn so ist jegliche Trübsal, die uns drohen will, zeitlich und leicht: uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig.

Wollen sie uns verfolgen, quälen und hinrichten auf Erden, so zerbrechen sie unser irdisches Haus, aber nur, auf daß offenbar werde, daß wir ein Bau sind, nicht mit Händen gemacht, sondern von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Gott der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Darum können sie uns nicht fangen mit

Schwertern und Stangen! Können uns nicht in einen Kerker legen, außer mit vielen offenen Türen ins Himmelreich.

Möge uns nicht betrüben, daß wir töricht sind vor der Welt: was töricht ist vor der Welt, was unedel ist vor der Welt, was verachtet ist vor der Welt, hat Gott erwählt. Freilich, daß ihr nicht töricht bleibet im Fleisch, sondern teilhaftig werdet jener göttlichen Torheit, die weiser ist denn Menschen, und der göttlichen Schwachheit, die stärker ist als die Macht der Könige, dazu helfe euch Gott. Er helfe euch zu der verborgenen Weisheit, auf daß ihr nicht greifet nach Brot, außer nach dem Leibe des Herrn Jesu Christi, weder nach Wein, außer nach dem Blute des Herrn! Weder nach einem Gastmahl, denn nach seinem heiligen Abendmahl! Denn wenn wir fröhlich sind, so freuen wir uns im Herrn, wenn wir traurig sind, so gilt es seiner Trübsal.

Wer Ohren hat zu hören, der höre: ziehet den natürlichen Menschen aus, sterbet im Leib und werdet im Geiste wiedergeboren! Der natürliche Mensch vernimmt nichts von dem, was ich sage, vernimmt vom Geist Gottes nichts. Es ist ihm eine Torheit und kann es nicht erkennen. Solche aber sagen von mir, wie die Juden von Paulus sagten: ‚er ist um Christi Willen zum Narren geworden'. Es ist aber nichts verborgen, es wird dereinst offenbar, und denen unser Evangelium verdeckt ist bis diese Stunde, die mögen ausharren und der Verheißung warten mit der Geduld.

Denn Gott, der da heißt das Licht, aus der Finsternis hervorleuchtend, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß durch uns entstünde die Erleuchtung und Erkenntnis der Klarheit Gottes im Angesicht Jesu Christi. Dann wird sich des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht in uns allen spiegeln.

Ihr Männer, liebe Brüder, und ihr Weiber, liebe Schwestern, fürchtet euch nicht darum, daß ich verfolgt werde. Wir haben das Zeugnis unseres Gewissens, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit auf der

Welt mit Frieden wandeln. Unser Amt ist, Christum zu predigen, Versöhnung und Frieden. Haben wir Trübsal, so ängsten wir uns nicht. Ist uns bange, so verzagen wir nicht. Leiden wir Verfolgung, so werden unsere Seelen doch nicht gefangen! Werden wir unterdrückt, doch bleiben wir frei. Denn es ist keine Liebe und Sehnsucht so heiß in uns, so unwiderstehlich glühend als die, allezeit das Sterben des Herrn Jesu an unserem Leibe zu tragen und das Leben des Herrn Jesu in unseren Herzen."

Ungefähr bis zur Anrede: „Ihr Männer, liebe Brüder und ihr Weiber, liebe Schwestern, fürchtet euch nicht!" — hatten alle mit Andacht zugehört. Es versteht sich von selbst, daß Anton und Martin Scharf durch den Vortrag des Narren in Christo vollständig hingenommen waren. Aber auch der bärtige Schullehrer hing, ohne nur einen Blick zu verwenden, am Munde Quints und hatte über dieser seltsam neuen Verkündigung des Geistes alle seine Bedenken, betreffend wahre und falsche Propheten und den Gehorsam gegen die Obrigkeit, beiseite getan. Die Frau des Lehrers, die neben Martha Schubert auf der niedrigen Schwelle des kleinen Katheders saß, blickte, mit dem Mädchen zugleich, andächtig zu dem Prediger auf, sichtlich von einer Andacht befallen, die mehr der Verzückung ähnlich sah. Aber nun hob ein Geflüster an. In den Bänken reckten sich mehrere Hälse. Ein Säugling quäkte laut aus der Menge, die unter dem Fenster stand. Und wie das Geflüster nicht enden wollte und sich viele Gesichter von Emanuel ab- und forschend den Vorgängen unter dem Fenster zuwandten, war es kein anderer als der böhmische Josef, der sein braunes, häßliches Indianer- oder Zigeunerantlitz entrüstet herumwandte und Ruhe gebot.

Es half einen kurzen Augenblick. Dann war es, als sei draußen vor der Tür mit einemmal ein Habicht mitten unter Scharen von Spatzen hineingestürzt: so flogen die Menschen mit lautem Gekreisch auseinander. Sogleich pflanzte sich das

Geschrei in den Hausflur fort, von wo sich die Menge unter Knüffen und Gepolter ins Freie wälzte. Nun stießen auch die Weiber im Schulzimmer gellende Schreckenslaute aus, wodurch eine jähe Panik entstand, die jedermann kopflos durch Tür und Fenster ins Freie trieb.

Nachdem nun jene sich von ihrer Verblüffung erholt hatten, die noch im Zimmer geblieben waren, wußten sie nicht sogleich, was etwa die allgemeine Flucht verursacht hatte. Da tönte der Ruf „Polizei!" mit lauter Stimme warnend gerufen, durchs Fenster herein.

Es waren aber außer Quint, dem Lehrer und seiner Frau, außer Martha Schubert und den Gebrüdern Scharf auch Schwabe und der böhmische Josef im Zimmer geblieben. Dieser seufzte laut und kopfschüttelnd ein: „jaja!", schob eine Schulbank zurecht, die im Durcheinander der allgemeinen Flucht beinahe umgestürzt worden war, und sagte dann, daß alle Menschen eben leider so und nicht anders wären. Er schloß mit einer Bibelerinnerung irgendwoher: „der Geist sei willig, das Fleisch sei schwach."

Dagegen erhob sich Anton Scharf und redete mit trotziger Wut und Entrüstung, ein wenig unzusammenhängend, so:

„Wenn ihr denkt wie ich, lieben Brüder und Schwestern, so lasset uns diese Stätte Gottes, diese Krippe des Herrn, dieses neue Bethlehem mit Riegeln verschließen und mit Fäusten verteidigen, gegen den Ansturm der Welt. Hier hat der Dornbusch des Herrn gelodert. Hier hat die Stimme des Herrn aus dem Dornbusch geredet zu uns. Hier ist heiliges Land! Und kein Abgesandter des höllischen Abgrundes soll es betreten."

Damit riß der ekstatische Mensch die niedrigen Schaftstiefeln sich von den nackten Füßen los, was dem Narren ein kleines Lächeln abnötigte.

Quint war im übrigen ruhig geblieben und blieb es auch jetzt, als er durch ein Schütteln des Kopfes die Heftigkeit seines treuen Bekenners mißbilligte. „Wir haben," sagte er, „nichts mit Gewalt zu tun. Es ist die Weise der wahren

Jünger des Heilands von Ewigkeit, daß sie dem Übel nicht widerstreben: auf Erden nicht widerstreben und nicht mit Gewalt.

Wer immer mich sucht, der findet mich!"

Inzwischen war die Lehrersfrau zweien österreichischen Gendarmen entgegengegangen, die sie durchs Fenster hatte herankommen sehen. Der Lehrer, im Begriff, ihr nachzufolgen und gegen die Polizeileute beizustehen, besann sich anders. Er trat mit einem Entschluß ans Katheder, zu Quint und richtete die treuherzig offene Frage an ihn: „sage mir, was du willst, daß wir tun sollen".

Quint erhob sich schlicht und ein wenig bleich, und indem er kaum merklich die Achseln zuckte, antwortete er: „wandelt in Jesu Christi Fußstapfen!", erhob sich und schritt gelassen dem Ausgang zu.

Die Zurückgebliebenen aber hörten, wie er in seine Kammer ging.

Die Gendarmen verhandelten mit der Lehrersfrau zunächst in behaglicher Höflichkeit, was sie jedoch nicht hinderte, auf der Verhaftung Quints zu bestehen und dieses Ziel, ihrer Order gemäß, schnurstracks zu verfolgen. Ins Schulzimmer tretend ließen beide Herren zugleich sich mit einem erstaunten „Aha!" vernehmen, da unerwarteterweise ihnen zwei Leute entgegentraten, wie Schwabe und der böhmische Josef, deren Leumund in den Amtsstuben auf beiden Seiten der Grenze ein gleicher war. Nachdem die Scharfs ihren Namen gesagt hatten, wurde auch ihnen überraschenderweise, wie irgendeine freundliche Neuigkeit, ihre Verhaftung mitgeteilt.

Nun wollten sie wissen, was sie verbrochen hätten.

„Ja, mein Lieber," lachte der eine Grünrock den ihn mit Blicken vernichtenden Anton an: „was du verbrochen hast, wirst du wohl selber wissen. Übrigens habt ihr, was man so sagt, einen guten Umgang!" Und er machte eine Bewegung mit dem Kopf nach Schwabe und dem böhmischen Josef hin.

Schwabe kroch in sich selber zusammen.

Allein der böhmische Josef, der vollkommen furchtlos den österreichischen Gesetzesvollstreckern in die Augen sah, meinte in schnellem, nicht gerade wohlerzogenem Tonfall: „wenn er immerhin manchem schon manchmal eine Nase gedreht habe — und er werde mit Gottes Hilfe noch manchem manchmal eine Nase drehen! — so würden sie ihm doch nicht etwa einen Strick zum Aufhängen daraus machen, daß er einer Bibelstunde beiwohne."

„Ja was!" meinte der Grünrock, „Bibelstunde?!"

Da aber fuhren die Scharfs auf ihn ein. Einander mit heftigen Stimmen unterbrechend, redeten sie von allerlei apokalyptischen Dingen, von denen keiner der Herren Grünröcke jemals auch nur das geringste gehört hatte, und bauschten den sehr gewöhnlichen Vorgang der Predigt Quints, in einer Schulstube, zu einem ungeheuren Ereignis auf. Mit Drohen, Bitten und Schreien war es beinah ein Bekehrungsversuch an diesen braven und ahnungslos lächelnden Offizianten, die einander mit Blicken sagten, daß es sich hier um Leute handele, die vielleicht nicht ins Zuchthaus gehörten, wohl aber in eine Irrenanstalt.

„Na, wir wissen ja schon," sagte einer der Grünröcke!

Siebentes Kapitel

Die Polizisten hegten Emanuels wegen Fluchtverdacht. Wahrscheinlich war ihnen das Auftauchen und Verschwinden Quints und sein Entweichen mit dem böhmischen Josef von preußischer Seite mitgeteilt worden. Deshalb wurden dem armen Sünder, den man mit den Worten: „da ist der Verführer!" in der Kammer gegriffen hatte, Handschellen angelegt.

Den beiden Scharfs, die mit großer Heftigkeit forderten, daß man sie ebenfalls binden möge, gelang es indessen nicht, Fluchtverdacht zu erwecken, und sie mußten, mit Qualen im Herzen, ohne Fesseln und in großem Abstand von Quint, der vorangeführt wurde, mit dem zweiten Polizisten den Weg nach der preußischen Grenze antreten.

Obgleich man belebtere Pfade und Steige soviel wie möglich zu meiden versuchte, kam man doch bald an einigen Bauden vorbei, in denen das Feiertagsleben, im Nahen des Abends lebhaft bemerklich war: mit Türenschlagen, Rufen der Kellnerinnen und Fiedelmusik. Dort aber konnte ein solcher Transport eines langen, mageren, seltsam giraffenartigen Menschen, der gefesselt vor einem Gendarmen herschritt, nicht unbemerkt bleiben. Der Weg war weit und im Ganzen beschwerlich, und als eine Stunde verflossen war, fand sich der Österreicher mit seinem Delinquenten keineswegs mehr allein. Es hatten sich Kinder angeschlossen, die loszuwerden nicht möglich war. Es hatten sich Weiber und Männer aus dieser und jener Baude zugesellt, die zu denen gehörten, deren Aberglauben dem armen Gefesselten günstig war. Es liefen auch schwitzende Trupps von Ausflüglern hinterher, solche, zum Teil, die den gleichen Weg hatten, und andere, denen ein Umweg um des Verbrechers willen lohnend erschien. Der zweite Gendarm mit den Brüdern Scharf blieb weit zurück und fand auch, mit seinen ungefesselten, sichtlich ungefährlichen Leuten, weniger Publikum.

In der Seele des Narren regte sich eine schwere und qualvolle Bitterkeit. Er war von dem reinen Geiste der Schrift und nebenher von reiner Menschenliebe erfüllt gewesen, und wiederum brach, wie so oft, die ganze Verachtung der Welt über ihn herein. Sie war diesmal für ihn noch unbegreiflicher, je weniger die Entehrung, in die man ihn durch die Fessel gestoßen hatte, irgendeinen begreiflichen Sinn zu enthalten schien. Man führte ihn wie ein reißendes Tier. Seine Empörung wollte aufwallen, wenn er hinter sich Getrappel, Ge-

spräch und Geschrei vernahm und Worte, die Vermutungen ausdrückten, ob Diebstahl, Totschlag oder Raubmord die Ursache seiner Verhaftung sei. Die Mitläufer nahmen kein Blatt vor den Mund, und der arme Quint, dessen ärgster Fehler — man weiß allerdings, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist! — vielleicht eine gewisse Scheu vor der Arbeit war, mußte Proben eines Freimuts mit jeder Minute hinnehmen, die seine etwas zu hohe Stirn, seine spitze Nase, seinen roten Bart, seine langen Arme und Beine, ja sogar seine Sommersprossen betrafen. Einige meinten, er sei ein Giftmörder.

Da aber fühlte er, sofern er schreien wollte: ich bin es nicht! würde der Schrei wie von Steinen zurückhallen. — Wenn er zu sagen unternähme: ich bin ein friedlicher Heilandsjünger, sonst nichts! würde damit nur ein gräßliches und wüstes Gelächter entfesselt sein. Sofern er aber die ganze Wahrheit nicht verschwieg und jenen etwa zu eröffnen anfinge, daß er, mit ihnen verglichen, der Freie und nicht der Gefangene sei, der Begnadigte und nicht der Verfluchte, dann, wußte er, würden rings im Geröll von rasenden Händen kaum spitze Steine genug zu finden sein, Gott damit zu steinigen.

Deshalb ward er allmählich froh, und es überkam ihn der unvergleichliche Friede einer tiefen Gelassenheit. Das Trappeln und Reden hinter ihm drein berührte ihn auf keine andere Weise, als etwa das Geräusch einer langsam rinnenden Steinlawine, eines Baches, eines Pferdegetrappels, oder sausenden Windes berührt. Es kam ihm vor, als wanderten hinter ihm Gebilde aus Erz, aus Stein, oder aus Ton, Tote, die in sich kein Leben hatten! Vergessene, Verlassene und Begrabene, die irgend wann einmal vielleicht dazu bestimmt sein könnten, durch den Liebesodem des Schöpfers geweckt und zu dem gemacht zu werden, was er war.

Und immer heller strahlte in seiner Seele ein göttliches Glück, bis er manchmal unwillkürlich den bläulichen Gottestischrock an sich zog, wie um das innere Leuchten zu ver-

bergen. Und dann dachte er sich: Ich bin ein Licht! Warum sehen sie eigentlich nicht, daß ich leuchte? Doch wohl, weil sie unrettbar mit dem schwarzen Star des Todes behaftet sind. Warum sehen sie eigentlich nicht, daß sie mir in unaussprechlicher Weise Gutes tun, indem sie mir ähnliches zu erfahren geben, wie ihm, dem Heiland, dem ich nachleben, den ich von innen her immer besser ergründen will. Machen sie mich nicht mit ihrer Härte, mit ihrem Hohn, mit ihrer Unwissenheit und Gleichgültigkeit dem Heiland ähnlicher, so daß ich in einem Gebiet meines Wesens, meiner Erfahrung, meiner Schmerzensempfindung ihm gleich geworden bin? Erkennen sie nicht, daß er diesen ihm bekannten, öffentlichen Marter- und Kreuzesweg greifbar nahe neben mir hinwandelt? Möchte ich doch dem Gendarmen die Hände küssen, der mich diesen und keinen anderen Weg geführt! Ja, bemerken sie denn nicht das Unerhörte, wodurch ich während ganzer nicht kurzer Zeitspannen so in den Heiland versunken war und er in mir, daß er selber, in meiner Gestalt, vor ihnen mit Handschellen an den Knöcheln, hinwandelte.

Der deutsche Gendarm, dem Quint in der Nähe der Pichlerbaude übergeben werden sollte, brach, als er seiner ansichtig wurde, in ein joviales Gelächter aus, in das sogleich die Herren aus Böhmen, sowie die Menge der Mitläufer einstimmten. Er sagte dabei mit Bezug auf das lange Haar des Toren, das in der Zeit des Einsiedlerlebens nicht gekürzt worden war: „es sei aber nun wirklich die allerhöchste Zeit für das Haareschneiden," und diese Worte riefen deshalb eine noch lautere, humoristische Wirkung hervor, weil es fast so schien, als ob der vierschrötige Kavallerist als Barbier und nur zum Zwecke gekommen wäre, Emanuel Quinten das Haar zu schneiden, und dieser wiederum nur zu dem Zweck, eben diese Arbeit von ihm verrichten zu lassen.

Noch war das Gelächter nicht gänzlich verstummt, als plötzlich ein Knabe, der etwa elf Jahre alt sein mochte, sich dicht

vor Quint hindrängte und ihm einen Keil Roggenbrotes, der mit Fett bestrichen war, zureichte. Der grübelnde Tor sah ihn an und, wie es schien, erwachte nun erst ins Leben zurück. Als er die Absicht des blassen, hager aufgeschossenen Jungen begriffen hatte, vergaß der Narr, daß er Handschellen um die Knöchel trug, und wollte, merklich gerührt, wie segnend die Rechte auf seinen Scheitel tun. Die somit entstandene Bewegung, die kläglich genug zu sehen war, konnte von dem Jungen nicht anders gedeutet werden, als habe der arme Sünder das Brot entgegenzunehmen vergeblich versucht, und es ward ihm zugleich zu Gemüte geführt, daß er in seiner herzlichen Aufwallung gerade den Umstand, nämlich die Fessel um Menschenhände, vergessen hatte, durch den sein Mitleid besonders erregt worden war. So erlitt die gute Tat eine unerwartete, kurze Verzögerung und erregte das von dem Jungen gefürchtete Aufsehen. Jäh schoß ihm das Blut ins Angesicht. Aber nur einen Augenblick beherrschte ihn Ratlosigkeit, dann hatte er bereits die zerlumpte Seitentasche im Rock des Sträflings bemerkt und blitzschnell den Kanten Brot dort festgesteckt. Jetzt sah man zwei braune, nackte Füße, eiligen Laufs, die Sohlen nach rückwärts geworfen, über die Kammwiese sich entfernen und schließlich verschwinden.

Über das neue Gelächter, das nun entstand, suchte man doch mit einer gewissen Beschämung hinwegzukommen. Einige aus der Menge entfernten sich. Andre begannen sogar etwas Geld zu sammeln, das sie Quint einhändigen wollten, nachdem die Gendarmen ihre Papiere gegenseitig geordnet hatten. Aber Emanuel regte sich nicht. „Zum Donnerwetter, so nimm's doch, dummes Kamel!" schrie der deutsche Gendarm ihm zu und löste danach, scheinbar unwirsch, die Handschellen. Aber sei es nun, daß die Seele Quints noch von dem Lichtstrahl der ewigen Güte geblendet war, den Gott ihm durch einen Knaben gesandt hatte, und er darum nicht sah, was man ihm bot! Oder glaubte er, seine Hände zu beflecken, wenn er Geld von diesen wandelnden Leichen nahm? Kurz, seine freien

Hände fielen nur schlaff herab und hingen offen und still zur Erde.

Während des Abstiegs ins Hirschberger Tal hinunter hatte Emanuel die Brüder Scharf neben sich. Der Gendarm hegte kein Mißtrauen. Er hatte sich eine von den Zigarren angezündet, die er aus freundlichst präsentierten Zigarrentaschen zu sich gesteckt hatte, und, indem er sein schweres Pferd behaglich am Zügel mit sich zog, ließ er die Häftlinge unbesorgt voranschreiten.

Natürlich waren die Brüder froh, wieder mit Quint vereint zu sein, zugleich aber zitterten sie vor großer Entrüstung über das, was ihnen, und vor allem, was Quint widerfahren war. Besonders war es Anton Scharf, der, kaum auf den abschüssigen Weg achtend und oftmals ausgleitend, mit fast immer geballter Rechten, Drohungen und Verwünschungen wider die Weltkinder von sich gab. Er sagte: „Sie wollen nicht Gutes tun! Sie haben Angst und sehen nicht! Sie haben Ohren und hören nicht! Der Fluch Gottes, der über ihnen ist, macht sie blind und taub!"

Martin Scharf, der während des Ganges über die Berge bereits vieles mit seinem Bruder durchgesprochen und hin und her erwogen hatte, was wohl gegen die Mächte der betörten Welt für Maßregeln zu ergreifen seien, erbat nun für das, was sie tun wollten, Emanuels Sanktion. Es war, wie sie meinten, unmöglich, sie beide und Quint lange in Haft zu behalten. Demnach wollten sie sich, sofern sie freigelassen wären, zu einer gewissen frommen und adligen Dame begeben, die sehr alt, sehr reich, sehr wohltätig, und in der ganzen Provinz als die „Gurauer Frele" bekannt und geachtet war. Bei diesem alten Gurauer Fräulein wollten die Brüder um Schutz für Quint bitten und, nachdem dies geschehen und der große Einfluß der Dame dahin gewirkt haben würde, daß man die friedlichen Bahnen Quints fortan ungestört ließe, wollten die Scharfs eine Gemeinschaft von Gleichgesinnten zusammenrufen, eine Gemeinschaft der Würdigsten, um Quint geschart, und diesen als ihren Führer verehrend.

Die Nachfolge Jesu, sagte Quint hierauf, müsse ein jeder für seinen Teil aufnehmen und durchführen, und es könne und müsse hierbei nur einer, der Heiland selbst, der Führer sein. Er aber, Quint, werde sich niemals so weit vermessen und vergessen, irgendwo in der Welt der Erste zu sein, wo der Heiland der letzte gewesen wäre.

Sie waren bis an eine Stelle gelangt, wo der Gendarm auszuruhen beabsichtigte, und plötzlich erklang sein donnerndes „Halt!" Die Häftlinge standen still und erwarteten den Beamten, der prustend und gutmütig fluchend näher kam, um sich auf einer Bank niederzulassen, die man zum Gebrauch fremder Touristen hier aufgestellt hatte. „Ruht euch aus, Kerls," sagte er, „wir haben noch weit! Wenn euch nun nicht der Teufel geritten hätte, so brauchte ich jetzt, an den Feiertagen nicht in den Bergen herumkriechen, was bei meinem Speck nämlich kein Vergnügen ist. — Na, ihr macht allerdings auch Gesichter, wie neun Meilen schlechter Weg. Das weiß Gott!" Dies sagte er mit einem seltsam forschenden Blick seiner kleinen Augen, zugleich breit lächelnd und seinen behelmten Kopf schüttelnd. „Wenn man nur wüßte, was euch in die Kaldaunen gefahren ist? Ich glaube, ihr seid verrückt geworden. Ich hab' auch mal einen Kerl transportiert, der kam aber wirklich später ins Irrenhaus, der wollte mir immer einreden, daß er es schwarz auf weiß, ich weiß nicht von wem, bescheinigt in Händen habe, er werde lebendigen Leibes mit Wagen und Pferden gen Himmel kutschieren. Schließlich sollte der Wagen ja wohl, hol mich dieser und jener! noch feurig sein. — Was ist denn los? Was habt ihr denn? Hol mich dieser und jener! Glaubt ihr vielleicht, daß in drei Tagen die Welt untergeht? Bis dahin, o weh! Da wird noch mancher Kognak getrunken werden! — Macht doch die Menschen nicht verrückt! Ihr macht ja das Gesindel in den Häusern da oben richtig wahnsinnig! Wer redet euch denn solchen Unsinn ein? Ich war doch wahrhaftig oft genug in der Garnisonskirche. Was Religion und was unser Herr Christus ist, weiß ich doch

wahrscheinlich besser als ihr! Aber so 'n Blödsinn ist mir doch noch nicht vorgekommen."

„Herr Gendarm," sagte Martin Scharf, „wir haben nichts getan, als wozu der Geist des Herrn uns getrieben hat. Wir sollen Zeugnis ablegen von Christo! Wir sollen es heute tun und nichts auf morgen verschieben, Herr Gendarm! Ja, wenn wir es eine Stunde verschieben wollen, wer weiß, die wäre vielleicht versäumt für die Ewigkeit." „Herr Gott ja, Mensch, glaubt ihr, wir haben auf euch gewartet? Wird nicht in allen Kirchen Sonntag für Sonntag für Jesum Christum Zeugnis abgelegt? Sonntag für Sonntag in allen Kirchen! Bin ich ein Heide? Bin ich denn nicht ebensogut wie du ein Christ?"

Anton Scharf aber, der die Zähne zusammenbiß, sah den Wachtmeister grimmig an, bevor er etwa dieses unüberlegt und heftig hervorbrachte.

„Es gibt auch solche, die falsch Zeugnis reden von Christo Jesu, es gibt solche genug und zu viel, die Christen heißen und andere Christen nennen und sind doch nichts als eitel Kinder der Welt." Quint aber winkte ihm mit der Hand. Er sagte, als er des Wachtmeisters Auge nicht ohne Interesse auf sich gerichtet sah, und Anton verstummt war, mit ruhiger Stimme: „Wir wollen uns lieber nicht vermessen, keiner von uns, zu sagen, er sei Christ. Der Christ ist der Christ. Es ist nur ein Christ: Christus der Heiland, wo aber sonst Christus ist, dort ist er verborgen! Was wäre die Welt, wenn Christus in dir, in Tausend und Hunderttausend! ja in Millionen anderer wäre? Sie wäre das Reich! Christ heißt nicht anderes als Christus sein. Wer kann sich vermessen und sagen: ich bin es?"

„Vorwärts, keine Müdigkeit vorschützen," sagte nicht ohne eine gewisse Betretenheit der Gendarm, den sein Pferd schon mehrmals ungeduldig mit der Schnauze gestoßen hatte, stand auf und gab das Zeichen zum Aufbruch. „Ihr redet verkehrtes Zeug durcheinander, und was ihr quatscht, wißt ihr selber nicht. Steckt euere Nase in euer Handwerk hinein und

macht die einfachen Leute nicht aufsässig. Es wird euch auch niemand hindern, wenn ihr Sonntag für Sonntag zweimal meinethalben — mir wär's zuviel! — zur Kirche geht."

„Ich sage Ihnen aber, Herr Gendarm, daß hier unter uns einer ist, der auch größer ist, als die Kirche und der Tempel!" Hiermit zitierte Anton Scharf eine der vielen Schriftstellen, die ihm geläufig waren: zugleich aber leuchtete in seinen krankhaften Augen wiederum jener wahnwitzige Glaube auf, der hauptsächlich die Ursache alles späteren Unheils war. Der Gendarm sah den groben und bärtigen Menschen an, wie man eben nur jemand betrachtet, an dessen gesundem Verstande man zu zweifeln berechtigt ist. Wenn es bei jemanden so zu rappeln begönne, meinte er, so finge es eben meistens im Kopfe an.

Den Rest des Weges legten sie in der alten Ordnung zurück. Wieder versuchten die Brüder Scharf Quint für eine Gemeinschaft zu gewinnen, die sie begründen wollten. Emanuel aber, der durch die seltsame Flamme des Glaubens, die aus den Augen Antons wiederum aufgeleuchtet hatte, beunruhigt war, sträubte sich mehr wie je wider den Gedanken, das Haupt irgendeiner Gemeinde zu sein. Er wurde sogar überaus zornig, indem er betonte, daß ihm nichts ferner liege, als die Legionen von Wortmachern um einen zu vermehren, oder irgendeinem Aberglauben dieser Welt Nahrung zu geben. „Ich bin versöhnt mit Gott. Durch Jesum Christum bin ich versöhnet. Und wenn ich etwas durch die Tat zu bezeugen auf dieser Erde gehalten bin, so ist es eben diese Versöhnung mit meinem Gotte und dann die Versöhnung mit den Menschen. Ich bin versöhnt mit ihnen, ich zürne meinen armen Brüdern und Schwestern auf dieser Erde nicht. Sorget, daß auch ihr euch versöhnet. Wer versöhnt ist, der nur kann Versöhnung predigen. Was sorgt ihr um mich? Bin ich etwa nicht wert zu leiden, was meine Brüder und Schwestern leiden? Bin ich etwa nicht wert, Mensch unter Menschen zu sein? Der Menschensohn ist ein Mensch unter Menschen. — Gehet

heim, folget Jesu nach, und wenn ihr meiner gedenket, so gedenket nicht meiner, sondern des Menschensohnes! Gedenket des Heilands und bittet, daß er eins mit euch werden möge. Nach mir aber fraget niemanden fortan!"

Die Häftlinge wurden für diese Nacht im Polizeigewahrsam zu Hainsdorf untergebracht, die Brüder gemeinsam in einen Raum, der „Narr in Christo" dagegen allein. Und als dieser nun bei Wasser und Brot in der feuchten und dunklen Zelle lag, hatte er einen Traum, aus dem er nach kurzer Zeit erwachte, um dann, bis zum Morgen, in einem Zustande tiefer Beseligung zu verharren.

Quint hatte geträumt, der Heiland selber sei in sein Gefängnis zu ihm gekommen.

Alle verschiedenen Arten und Grade der Träume erforscht zu haben, würde bedeuten, in einem weit tieferen Sinne als irgendeinem heutigen, Kenner der menschlichen Seele zu sein. Der Traum Emanuel Quints gehörte zu denen, die in nichts weniger real als irgendwelche Ereignisse des sogenannten wachen und wirklichen Lebens sind. Wenn also etwa der Polizist, der den Schlüssel der Zelle hatte, wirklich bei Quint erschienen wäre, er hätte nicht können deutlicher, körperlicher und wirklicher als der Heiland sein. Man träumt Gerüche, man träumt Gesichte, man träumt Berührungen: Man träumt Gedichte, Worte, man hört Erzählungen, hört Musik. Man behält an solche sinnliche Eindrücke eines Traums jahrzehntelang eine Erinnerung: eine Erinnerung, die scharf und lebendig ist, während viele gleichzeitige und wichtigere Geschehnisse des wachen Lebens unwiderbringlich vergessen bleiben. So hatte Quint den leisen Tritt des Heilands gehört, er hatte ihn, mit leicht gebeugtem Kopf, durch das knarrende Pförtchen eintreten sehen. Er hatte bemerkt, wie ein matter, seltsamer Schein das feuchte Mauerwerk, den Kalkbewurf des Türbogens, nicht stärker als der Reflex eines Öllämpchens, um den blonden Scheitel des Heilands herum beleuchtet hatte.

gefunden. Das aber hatten Schwabe und der böhmische Josef vorausgewußt. Sie waren im allgemeinen geneigt gewesen, über diesen kleinen Kreis ihre Späße zu machen, bis sie seit der Begegnung mit Quint ein neuer Geist überkommen zu haben schien. Nach einigem Hin- und Herreden wurde der Schwager, ein gelbliches und halbnacktes Männchen, herausgeholt, der denn nach wenigen Augenblicken die Brüder Scharf in die kleine Gemeinde einführte.

Eben lag alles auf den Knien in einem langen und stummen Gebet. Die Morgensonne, die durch drei kleine Fenster hereinleuchtete, ließ ihre Stäubchen über altersgraue, jugendlich blonde und kahle Scheitel tanzen, und plötzlich erhob sich ein zahnloses altes Weib und fing, in einer unverständlichen Sprache, fast unverständliche Worte zu sprudeln an. Und jene Ekstase, in die sie geriet, wurde für das „mit Zungen reden", von dem die Apostelgeschichte berichtet, in dieser Schwärmergemeinde gehalten. Nach einiger Zeit, als sich die Alte mit vielem Weinen, Klagen und Jesusrufen erschöpft hatte, ward sie von einem Manne abgelöst, der laut zu beten und Gott um den Heiligen Geist zu bitten begann. Als jener schwieg, erhob sich Martin Scharf von der Erde, auf die er sich, gleich wie sein Bruder, der böhmische Josef und Schwabe, geworfen hatte, und sprach in einem so neuen Ton, daß die ganze Gemeinde aufmerkte.

Er ward nicht laut, aber was er sagte, geschah im Ton einer sicheren Mitteilung. „Singet," sagte er, „jubilieret! der Herr, der Heiland ist unter uns! Es ist nicht mehr Zeit, die Brust zu schlagen, zu seufzen, zu wimmern und um Erhörung zu bitten. Die Verheißung erfüllet sich! Haben wir nicht seine Stimme gehört? Haben wir den Bräutigam nicht mit Augen gesehen? Die Braut, solange der Bräutigam ferne ist, hat sie Traurigkeit! Ist aber der Bräutigam nahe, so wird sie voll Freudigkeit. Ich bringe euch eine frohe Botschaft. Es ist nie irgend jemand zu euch gekommen mit einer solchen Botschaft wie wir: Jesus Christus ist auferstanden."

Es war niemand in der kleinen Gemeinde, den der Inhalt dieser Rede verwundert hätte. Zu oft war ihnen die frohe Botschaft verkündigt worden. Was sie indessen alle erbeben ließ, war die bebende Überzeugung in der Stimme des Redenden. Sie war so stark, daß man sich dadurch, wie von einer ungeheueren Neuigkeit, bei den altbekannten Worten erschüttert fand. „Fraget nicht weiter," sagte Scharf, seine Mitteilung abbrechend, „aber halte sich ein jeder bereit. Jeder ziehe ein hochzeitlich Kleid an! Jeder horche bei Tag und Nacht und sorge, damit er nicht etwa im Schlafe liege, wenn der Ruf des Gerichts erschallt."

Und er hieß Kinder und Frauen heimgehen und behielt die verständigsten Männer zurück, um sich mit ihnen über jenes Geheimnis auszusprechen, das er bisher nur andeutungsweise verraten hatte. Bald saß er mit den Zurückgebliebenen um den Tisch herum und eröffnete ihnen nicht ohne Feierlichkeit, wie seiner Meinung nach in Emanuel Quint ein Mann, mit der vollen Kraft des apostolischen Geistes ausgestattet, auf der Erde erschienen sei. Er vermied zunächst, aus einem instinktiven Bewußtsein heraus, an die Gutgläubigkeit dieser neuen Genossen einen noch höheren Anspruch zu stellen, und erwähnte nicht, was seine und seines Bruders Ansicht war, von dem armen Narren in Christo, Quint. Dagegen erzählte er Wunderdinge. Durch Antons und seinen Mund ging die Chronik der letzten Tage, seit sie den verlaufenen Sonderling wieder getroffen hatten, auf höchst phantastische Weise ausgeschmückt. Er glaubte die volle und schlichte Wahrheit auszusagen, und log natürlicherweise ebensowenig wie Anton bewußt, der alles noch wunderbarer darstellte. Auch Schwabe und der böhmische Josef mischten sich ein, die, was sie mit Quint erlebt hatten, aus Freude am Außergewöhnlichen, mit lebhafter Übertreibung darstellten.

Nach Verlauf einer Stunde war es in diesem Kreise ausgemacht, Quint habe den Vater Scharf durch bloße Berührung von seinen argen Schmerzen befreit und den Teufel vertrie-

gefunden. Das aber hatten Schwabe und der böhmische Josef vorausgewußt. Sie waren im allgemeinen geneigt gewesen, über diesen kleinen Kreis ihre Späße zu machen, bis sie seit der Begegnung mit Quint ein neuer Geist überkommen zu haben schien. Nach einigem Hin- und Herreden wurde der Schwager, ein gelbliches und halbnacktes Männchen, herausgeholt, der denn nach wenigen Augenblicken die Brüder Scharf in die kleine Gemeinde einführte.

Eben lag alles auf den Knien in einem langen und stummen Gebet. Die Morgensonne, die durch drei kleine Fenster hereinleuchtete, ließ ihre Stäubchen über altersgraue, jugendlich blonde und kahle Scheitel tanzen, und plötzlich erhob sich ein zahnloses altes Weib und fing, in einer unverständlichen Sprache, fast unverständliche Worte zu sprudeln an. Und jene Ekstase, in die sie geriet, wurde für das „mit Zungen reden", von dem die Apostelgeschichte berichtet, in dieser Schwärmergemeinde gehalten. Nach einiger Zeit, als sich die Alte mit vielem Weinen, Klagen und Jesusrufen erschöpft hatte, ward sie von einem Manne abgelöst, der laut zu beten und Gott um den Heiligen Geist zu bitten begann. Als jener schwieg, erhob sich Martin Scharf von der Erde, auf die er sich, gleich wie sein Bruder, der böhmische Josef und Schwabe, geworfen hatte, und sprach in einem so neuen Ton, daß die ganze Gemeinde aufmerkte.

Er ward nicht laut, aber was er sagte, geschah im Ton einer sicheren Mitteilung. „Singet," sagte er, „jubilieret! der Herr, der Heiland ist unter uns! Es ist nicht mehr Zeit, die Brust zu schlagen, zu seufzen, zu wimmern und um Erhörung zu bitten. Die Verheißung erfüllet sich! Haben wir nicht seine Stimme gehört? Haben wir den Bräutigam nicht mit Augen gesehen? Die Braut, solange der Bräutigam ferne ist, hat sie Traurigkeit! Ist aber der Bräutigam nahe, so wird sie voll Freudigkeit. Ich bringe euch eine frohe Botschaft. Es ist nie irgend jemand zu euch gekommen mit einer solchen Botschaft wie wir: Jesus Christus ist auferstanden."

Es war niemand in der kleinen Gemeinde, den der Inhalt dieser Rede verwundert hätte. Zu oft war ihnen die frohe Botschaft verkündigt worden. Was sie indessen alle erbeben ließ, war die bebende Überzeugung in der Stimme des Redenden. Sie war so stark, daß man sich dadurch, wie von einer ungeheueren Neuigkeit, bei den altbekannten Worten erschüttert fand. „Fraget nicht weiter," sagte Scharf, seine Mitteilung abbrechend, „aber halte sich ein jeder bereit. Jeder ziehe ein hochzeitlich Kleid an! Jeder horche bei Tag und Nacht und sorge, damit er nicht etwa im Schlafe liege, wenn der Ruf des Gerichts erschallt."

Und er hieß Kinder und Frauen heimgehen und behielt die verständigsten Männer zurück, um sich mit ihnen über jenes Geheimnis auszusprechen, das er bisher nur andeutungsweise verraten hatte. Bald saß er mit den Zurückgebliebenen um den Tisch herum und eröffnete ihnen nicht ohne Feierlichkeit, wie seiner Meinung nach in Emanuel Quint ein Mann, mit der vollen Kraft des apostolischen Geistes ausgestattet, auf der Erde erschienen sei. Er vermied zunächst, aus einem instinktiven Bewußtsein heraus, an die Gutgläubigkeit dieser neuen Genossen einen noch höheren Anspruch zu stellen, und erwähnte nicht, was seine und seines Bruders Ansicht war, von dem armen Narren in Christo, Quint. Dagegen erzählte er Wunderdinge. Durch Antons und seinen Mund ging die Chronik der letzten Tage, seit sie den verlaufenen Sonderling wieder getroffen hatten, auf höchst phantastische Weise ausgeschmückt. Er glaubte die volle und schlichte Wahrheit auszusagen, und log natürlicherweise ebensowenig wie Anton bewußt, der alles noch wunderbarer darstellte. Auch Schwabe und der böhmische Josef mischten sich ein, die, was sie mit Quint erlebt hatten, aus Freude am Außergewöhnlichen, mit lebhafter Übertreibung darstellten.

Nach Verlauf einer Stunde war es in diesem Kreise ausgemacht, Quint habe den Vater Scharf durch bloße Berührung von seinen argen Schmerzen befreit und den Teufel vertrie-

ben, der Martha Schubert gepeinigt hatte. Es war erwiesen, daß eine gelähmte Frau vor der Hütte der Schubert-Leute seinen Rock berührt und darauf mit beweglichen Gliedern, frisch und gesund den Heimweg genommen hatte. Niemand zweifelte, daß die hundertjährige Greisin, die mancher kannte, durch Quint Vergebung der Sünden erhalten hatte und vom Leben erlöst worden war.

Natürlich war der Schwager des Schneiders und Schmugglers Schwabe, Weber Zumpt, mitsamt seinem Häuflein Gleichgesinnter das Bild der äußersten Leichtgläubigkeit. Es lag in den Augen dieser Leutchen der Ausdruck eines endlosen, langen, vergeblichen Hungerns und Dürstens nach der Gerechtigkeit, der Ausdruck eines endlosen Wartens: er wurde von dem des Staunens und Grübelns über das Leben, das ihnen beschieden war, abgelöst, dem wieder der herzergreifende Ausdruck des Wartens nachfolgte. In diesen Ausdruck mischte sich Angst. Denn es ist zu bedenken, wie der geringe Erwerb dieser armen Leute kein gesicherter und nur durch angstvoll beschleunigte Arbeit zu erzwingen ist. Wie mit der Geißel erbarmungslos vorwärts treibend, steht hinter diesen Leuten das grausenvolle Gespenst der Not. Sie sehen Fremde und Feinde ringsum, die meistens drohend, bestenfalls mit kaltem und hämischem Blick der Überanstrengung ihrer Kräfte zuschauen. Und also nimmt schließlich die Angst ungeheure, mystische Formen an. Überall, nicht mit Unrecht, sehen die Armen raubtiermäßig verderbliche Mächte lauern und des Augenblicks warten, wo die Belauerten etwa auch nur vorübergehend Müdigkeit überfiele, wo denn sogleich immer ihr Schreckensschicksal entschieden ist.

Angstvoll also, willenlos und gejagt, waren die Leutchen den überspannten Einbildungen der Brüder Scharf vollkommen preisgegeben und hatten ihren starken Beteuerungen, weder im guten noch im bösen, Widerstand entgegenzusetzen. Sie, die gewohnt waren, beständig um ein Leben zu ringen, das schon verloren war, unterließen es ebensowenig, jemals nach dem Strohhalm zu greifen, sooft er ihnen, statt des ret-

tenden Balkens, geboten wurde, in ihrer dunklen Lebensflut. Jemand sagt, daß Hoffnung die andere Seele des Menschen ist. Wer dieser zweiten, höheren, lichteren Seele solcher Menschen Nahrung bot, war ihnen stets, wie konnte es anders sein? aufs höchste willkommen: sogar der Verbrecher, der Lügner, der Scharlatan! Hier aber standen zwei Männer auf, die mit wilder Kraft und einem unverkennbaren, heimlichen Freudenrausch von einem Ereignis zu reden wußten, das beinahe die Erfüllung aller Hoffnung selber war.

Im Volk, das heißt bei der ungeheueren Mehrzahl der Menschen, besonders vielleicht in der bodenständigen Schicht, lebt, unaustilgbar, nicht immer eingestandenermaßen, die Hoffnung auf einen Menschen, oder auf einen Tag: und dieser Mensch, dieser Tag, wurden hier als erschienen, oder in nächster Nähe verkündigt. Mit bleichen Gesichtern und zitternden Kiefern saßen die frühgealterten Männer um die Erzähler herum und nahmen ihnen das Wort von den Lippen. Die Welt außer ihrem Dorf und außer den Bildern der Bibel war für sie keine Realität, sondern nur eine Stätte für alpdruckartig empfundene Gespenster: über ihr aber thronte in reinen und unberührten Höhen, erst nach dem Tode erreichbar, Christus der Heiland. Hier aber glaubte man wirklich an ihn. In diesen markanten, alten Weberköpfen war Glaube noch Glaube, seinem innersten Wesen nach: das heißt etwas anderes als Forschung, Zweifel oder Erkenntnis. Und zu den Dingen, auf die sich ihr Glaube fest bezog, gehörte auch die Wiederkunft Jesu auf diese Erde und die Errichtung eines tausendjährigen, irdischen Gottesreichs: es sollte nun also wahrhaftig und wirklich nach den überzeugenden Worten der beiden fremden Brüder nahe bevorstehen.

Das kleine Weberstübchen sah einen wahrhaft rührenden Freudenrausch. Nachdem er vorüber war, sagte Martin Scharf, mit jener Entschlossenheit, die auf einen früher gefaßten Vorsatz hindeutete, „man möge nun aufmerken und sich bereiten, etwas in Erwägung zu ziehen, was er vorschlagen

wolle." Und er entwickelte ihnen die Absicht einer festen Vereinigung, wie er sie am Tage vorher Emanuel Quint, ohne dessen Beifall zu finden, mitgeteilt hatte, einer Gemeinschaft, die eben jenen Narren in Christo als ihr Haupt anerkennen und ihm werktätig und praktisch dienen solle. Es war natürlich, daß man sich auf der Stelle zu einer solchen Gemeinschaft bereit erklärte.

Aber es war auch dann keine Trübung der Einigkeit zu bemerken, als Martin eine Kollekte eröffnete: Kisten und Kasten wurden sogleich umgekehrt, Pfennige und sogar Markstücke aus ihren Verstecken in den Sparwinkeln hervorgezogen und in die Hände der Brüder gelegt, die alle Gaben gewissenhaft in ein blaues, abgegriffenes Büchelchen einzeichneten.

Achtes Kapitel

Emanuel wurde zunächst im Gefängnis des Amtsgerichts seiner Kreisstadt inhaftiert. Er sollte sich wegen Vagabundierens, wegen Kurpfuscherei und Verübung öffentlichen Unfugs in wiederholten Fällen verantworten. Das Verhör setzte aber den Richter mehr als Emanuel in Verlegenheit, denn er konnte, trotz aller Fragen, das Zugeständnis der zu erweisenden strafbaren Handlungen aus dem Beklagten weder herausbekommen, noch sich auf andere Weise davon überzeugen.

Sie maßen sich an, Kranke, und wären sie mit unheilbaren Übeln behaftet, gesund zu machen, hatte die erste Frage des Richters gelautet: die Antwort aber lautete: Nein! — Sie pflegen unwissenden Leuten weis zu machen, daß Sie gleichsam in einer besonderen Sendung von Gott auf dieser Erde erschienen seien. Wollen Sie diese Behauptung auch mir gegenüber aufrechterhalten? Auf diese zweite Frage des Richters erfolgte ein zweites „Nein" zur Antwort. Gefragt, warum er nicht in der Werkstatt seines Vaters arbeite, sagte er: er wisse,

und zwar aus der Bibel, daß für die Nahrung und Notdurft des Leibes zu sorgen nicht halb so wichtig, als die Sorge für das ewige Heil der Seele wäre: Kurz, der Richter wußte mit diesem Sonderling, dessen Antworten schlicht, glaubhaft und einfach klangen, nichts anzufangen. Er kam schließlich auf den Klagepunkt wegen Bettelei. Und als ihm Quint in gelassenem Tone geantwortet hatte, er vermeide es überhaupt, Geld in die Hand zu nehmen, alles Gut sei unrecht Gut! so stutzte der Richter mit einem Aha, und das Verhör ward überraschend schnell zum Abschluß gebracht.

Zwei Tage nachher befand sich Quint in einer nahen Irrenanstalt zur Beobachtung. Ein Assistenzarzt stellte die sonderbarsten Fragen an ihn. Er wollte wissen, wie alt er sei. Er wollte das Datum des gegenwärtigen Tages wissen, die Jahreszahl. Er gab ihm Rechenexempel auf. Er vergewisserte sich, ob Quint die Uhr kannte. Er führte den armen Menschen ans Fenster und ließ ihm das Licht in die Augen fallen, um festzustellen, ob die Pupille sich verengte, was richtig geschah.

Und plötzlich nahm er, gleichsam in einer Anwandlung von Mitleid und Menschenfreundlichkeit, ein blankes Markstück aus seiner Geldbörse und händigte es Emanuel ein. Es rollte aber gleich darauf aus der Rechten des Narren zur Erde herunter. Nun zeigte sich allerdings, daß Quint zwar auf Befehl des Arztes das Geld von der Erde hob, aber auch, wie er es unter keiner Bedingung annehmen und behalten wollte. Ihn dennoch dahin zu vermögen, gelang dem Arzte durch keinerlei List: er drohte, er lachte, er stellte sich zornig, er gab schließlich vor, beleidigt zu sein. Quint beharrte bei seiner Weigerung.

Alsdann nach der Ursache seines Betragens gefragt, sagte er, er möchte um keinen Pfennig reicher als unser Heiland auf Erden sein. Es schien beinahe, als wollte er mehr sagen, aber da faßte ihn schon ein Wärter an, und der Arzt hatte sich bereits einer schreienden Patientin zugewandt, die einige Wärterinnen in weißen Schürzen nur mit Mühe festhalten konnten. Quint wurde in seine Zelle zurückgeführt.

Das psychiatrische Gutachten hatte die Ansicht vertreten, daß der P. P. Quint zu den Sonderlingstypen gehöre, im übrigen aber als gesund und höchstens mit Zeichen leichten Schwachsinns behaftet anzusprechen wäre: doch könne man ihm die volle Verantwortung für seine Handlungen schwerlich aufbürden, weshalb er am besten in die Hut des elterlichen Hauses zu stellen und ganz besonderer Aufsicht zu empfehlen sei.

So wurde denn Quint nach einigen Tagen aufs neue einem Gendarmen anvertraut, nachdem er eine strenge Verwarnung empfangen hatte, und dieser trat mit ihm den Weg nach Emanuels Geburtsort an, wo Mutter und Stiefvater miteinander und einigen Kindern noch immer in einem verfallenen Häuschen ihr Dasein fristeten.

Die nun folgende öde und lange Wanderung durch gewohnte Gegenden war das größte Martyrium, das Quint, der Narr in Christo, je hatte durchmachen müssen. Er wußte, was ihm bevorstand, sobald man ihm Weg und Ziel eröffnet hatte, und es gab keinen anderen Weg, den er nicht lieber gegangen, kein anderes Ziel, dem er nicht lieber zugestrebt hätte. Es war ein regnerischer und kalter Tag. Der Beamte führte ihn über den Platz und an der Kirche vorbei, wo Emanuel seine erste, törichte Predigt zur Buße gehalten hatte. Es war gerade Wochenmarkt. Viele der Höckerinnen, die unter großen Schirmen Gemüse, Kirschen, Eier und allerlei Landesprodukte feilboten, erkannten Quint, und trotzdem der Gendarm so schnell wie möglich vorüberzukommen suchte, schüttelte sich doch, noch ehe er mit seinem Transport unter den Lauben der alten Stadt verschwunden war, ein Hagel von spitzen Bemerkungen über Emanuel aus.

„He du Tielschern, das ist doch der Quint Junge? — Herr Wachtmeister, er hat wohl lange Finger gemacht? — Na, Gott gnade dir Bursche, wenn du zu deinem Vater kommst!“ schrie ein in seinem Fette beinahe erstickendes altes Weib,

das Levkoien und Fuchsien in Töpfen aushökerte. „Hat etwa," krächzte sie weiter, „der Tagedieb helfen wollen mein Wägelchen ziehen? Dabei hab' ich dem Hungerleider Essen und wöchentlich eine Mark geboten! Was ist denn dabei? Ja, wenn man nicht außerdem noch den Hund vorgespannt hätte! Seht euch den an: ob der nicht den Wagen allein zieht? Aber nein, so'n Lump, so'n Lausekerl will lieber faulenzen. Da kommt's so weit ganz natürlicherweise, wie's kommen muß." Ein Bierkutscher, dessen Gefährt am Rande des Marktes stand, spuckte Emanuel, als dieser nahe an ihm vorüberging, mit einem „Guten Morgen, Spitzbube!" wie aus Versehen Kirschkerne ins Gesicht. Sogleich brachen alle Gemüseweiber in wildes, wüstes Gelächter aus.

Auch unter den Lauben gab es Zurufe mit „Na nu?" und „Oho" und vielen ironisch bösen Begrüßungen. Quint atmete auf, als die Stadt hinter ihm lag, obgleich es im übrigen kein Vergnügen war, in Regen und Wind barfuß am Rande der nassen Chaussee, von einer der rauschenden Pappeln zur anderen, immer rastlos weiter zu schreiten. Aber auch hier begann bald wieder das alte Martyrium. Wagen auf Wagen rollte auf der belebten Straße und strebte, das Landstädtchen zu erreichen. Die meisten der Fuhrleute, Bauern, die Holz zum Markte brachten, der Schlächtergesell, der Müllerknecht und andere, kannten Quint und brüllten ihm, da sie ihn in solcher Begleitung sahen, allerlei nicht gerade schmeichelhafte Worte zu. Nicht alle, aber doch einige, hatten von seinem tollen Streich vor der Kirche gehört, andere wußten um sein Verschwinden, und so ward er von Stimmen, die das Wagengerassel zu überschreien suchten, das eine Mal gefragt, ob er auch einen gespickten Klingelbeutel nach Hause brächte? Das andere Mal, ob er nun endlich an der Hauptkirche Pastor geworden sei?

Der arme Mensch, der in seinem Leben schon manches gelitten hatte, fragte sich nun, weshalb ihm die Mitmenschen eine so große Steigerung des Leidens bis jetzt vorbehalten

hatten, und was die Ursache ihres so allgemeinen und rätselhaften Grimmes gegen ihn sein könne, da er doch, weit entfernt davon, irgend jemandem auch nur in Gedanken wehe zu tun, nur in aller Stille den Weg des Heilands, den zu verehren sie alle vorgaben, zu gehen versucht hatte. Während sein Herz von Mitleid und Liebe überfloß und es ihn förmlich dazu hinriß, Gott, und sei es durch das Opfer des eigenen Blutes, freudig für alle hingegeben, gleichsam zu zwingen, diese Menschen in das Glück seines Geistes, seiner Gnade aufzunehmen, transportierte man ihn wie ein wildes, gefährliches Tier und überschüttete ihn, wie einen endlich gefesselten Feind, mit Verachtung und Haß.

In dieser ihm vertrauten, heimischen Gegend überfiel den armen Emanuel mehr und mehr eine fürchterliche Beängstigung. Der Gendarm, der vollkommen gleichgültig war, dachte auch nicht entfernt daran, als er sah, wie Quint seine Lippen bewegte, daß sich nur immer mit Inbrunst der eine Anruf: „mein Gott, mein Gott!" aus seinem gequälten Inneren freimachen wollte. Das Grauen aber nahm zu in der Seele Quints. Es kam ihm vor, als müsse er mit jedem Schritt, von Stufe zu Stufe, in ein unterirdisches, lichtloses Foltergewölbe hinuntersteigen, wo jede Hoffnung, jeder Glaube und alle Liebe seit Jahrmillionen erloschen ist. Es kam ihm vor, als wenn Jesus Christus dort unten vollkommen machtlos sei, und seine Seele wand sich in Zweifeln.

Sollen wir einen Augenblick bei dem eigentümlichen Zustand verweilen, der das Wesen des sonderbaren Schwärmers ergriff, beengte und gleichsam rückbildete, so sei erinnert, wie sehr die Welt der Jugend an den Kreis von Sinneseindrücken gebunden bleibt, die wir im Heimatskreise empfangen haben, und wie diese Welt, auch wenn sie lange versunken gewesen ist, durch die alten Eindrücke bis zu einem qualvollen oder, je nachdem, beseligenden Grade wieder gegenwärtig gemacht werden kann.

Emanuel war unter dem Drucke der ausgesuchten Ver-

achtung seiner Umwelt herangewachsen. Verachtung schien ihm das natürliche Erbe des Menschen zu sein. Ohne daß er jemals davon ein besonderes Wesen machte, litt er unsäglich unter allen Formen dieser Verachtung und Geringschätzung, wie sie ihm täglich, stündlich, im Hause wie außer dem Hause, entgegenkam. So stark, so furchtbar empfand er diese Herabwürdigung, daß er, im zehnten Jahre etwa, zu der festen Ansicht reifte, wie Verachtung des Nächsten eine der schwersten und furchtbarsten Sünden sei. Sie hatte bei ihm zunächst die völlige Selbstverachtung zur Folge gehabt: eine Selbstverachtung, die ihn mehr als einmal über die irdische Einsamkeit hinaus, in eine tiefere, ewige, das heißt in den Tod treiben wollte.

Und irgendwann, gerade in einem solchen gefährlichen Augenblick, hatte ihn die Gestalt des Heilands zuerst berührt und ihm den wundervollen Trost des göttlichen Menschensohnes gegeben. Er wurde von da ab des armen Verachteten einziger Freund. Was Wunder, wenn dieser sich, der Verachtete, an seinen gütigen Freund und Tröster schloß, mit verzehrender Inbrunst ohnegleichen.

Während einer Reihe von Jahren wußte nicht einmal die Mutter Emanuels von dem göttlichen Umgang, den ihr Sohn im geheimen genoß. Da es sich aber nicht um einen Menschen von Fleisch und Blut, sondern doch nur um ein Gebilde handelte, das aus einer mühsam entzifferten Schrift ein phantastisches Leben gewann, so wurde vielleicht mit dieser gewaltsam erzeugten Traumeswelt der Grund zu seiner späteren, so verhängnisvollen Torheit gelegt.

Emanuel schlief als Kind mit der kleinen zerschläterten Bibel, die er eines Tages aus der Hand eines herrnhutischen Kolporteurs zum Geschenk erhalten hatte, derselben, die er noch immer bei sich trug. Der Einband des kleinen Buchs war von den zahllosen, glühenden Küssen, die er im Laufe der Jahre immer wieder darauf gedrückt hatte, wobei er die Hände Jesu zu küssen glaubte, fast zerstört. Oft gingen die Visionen

seines Knabengehirnes so weit, daß seine Mutter, die ihn aus einem Fehltritt mit in die Ehe gebracht hatte, von Äußerungen ganz verwirrt und betroffen wurde, die er in Gegenwart der ganzen Familie tat. Es waren unverständliche Worte, die sie fürchten ließen, Emanuel könne auf dem Wege zum Wahnsinn sein.

In Wahrheit sah der Knabe oft stundenlang, gerade im Lärm der Tischlerwerkstatt, nichts als den Heiland und seinen Leidensweg. Und es kam vor, daß ihm dabei, besonders im deutlichen Anblick der entsetzlichen Martern vor und während der Kreuzigung des Gekreuzigten, ein angstvoller Schrei entfuhr. Oder er rief: „Mutter, Mutter, sie wollen ihn stechen!" was dann immer Gelächter, Spott, Püffe und andere Strafen nach sich zog, und, wie gesagt, die Sorge der Mutter um dieses Sorgen- und Schmerzenskind verdoppelte.

Das Heimatsdorf Emanuels war erreicht. Es zog sich an einem breiten Bach entlang, dessen Lauf zugleich Gruppen alter Bäume begleiteten. Das Bett und das Wasser des Bachs waren verunreinigt. Obgleich der Gendarm die große Dorfstraße jenseit des Wassers mied und sich mit Quint auf der sogenannten kleinen Seite des Dorfes hielt, war er bereits bei dem zweiten, dritten kleinen Hofe, „Stellen" wurden solche Anwesen hier genannt, bemerkt worden. Bald erkannte Emanuel, daß hinter ihm wieder jene entsetzlichen Stimmen laut wurden und sich trotz des Regengeriesels von Haustür zu Haustür verständigten, die ihn, seit er denken konnte, mit ätzendem Spott und Hohn zu peinigen pflegten. Er wollte seine Gedanken von dieser immer häßlicher drohenden Gegenwart ablenken, indem er sein Auge in die grünen Wölbungen der Ebereschen und Ahornbäume schweifen ließ, die leise im Regen rauschten und tropften, aber die Schmach und Erniedrigung ließ sich nicht aufhalten, und selbst, so schien es, der Heiland ließ ihn allein.

Zunächst waren es Kinder, die sich ihm anschlossen, später

traten dann auch hie und da müßige, schwatzende Weiber in die Gefolgschaft ein. Was Emanuel jetzt zu hören bekam, war so ziemlich die ganze Summe von meist boshaften Märchen, wie man sie nach seinem Verschwinden erfunden hatte. Auf die an ihn gerichteten Anreden antwortete er nicht, gleichviel ob sie schadenfroh, boshaft oder nur zudringlich waren, auch wenn sie, wie meist, von Bekannten ausgingen. Einer der wirklichen großen Bauern, der in Schaftstiefeln, peitschenknallend in seinem gemauerten Hoftore stand, rief ihm zu: „Na Rotscheck, hast du nun endlich die Rotznase vollgekriegt?" und indem er sich lachend mit dem Beamten begrüßte und großspurig nähertrat, zog er dem Narren in Christo im Halbspaß, nicht gerade gelind, eine mit der Peitsche über und setzte dann noch hinzu: „Na wart nur, dein Vater hat schon den Ochsenziemer zurechtgelegt."

In diesen Minuten versiegte die Menschenliebe fast ganz in der Seele Quints, aber auch der Haß, die Entrüstung, die einige Male aufbegehrte. Mit Leib und Seele widerstandslos und willenlos, schließlich kaum wissend, wie er sich vorwärts bewegte, und daß er es tat und wohin er ging, war er dem Grauen der Stunde preisgegeben und endlich vor der Tür seines an einem Abhang gelegenen Elternhauses angelangt.

Als er sich, gefolgt von der Menschenmenge, vor dem Gendarmen her, fast bewußtlos der Schwelle näherte, erschien auf ihr ein mittelgroßer, gewöhnlicher Mann, dessen magres Gesicht, von schmutziggrauem Bart umrahmt, eine unnatürliche Blässe bedeckte. Und ohne auch nur ein Wort zu sagen, schlug dieser Mann, auf eine furchtbare Weise, mehrmals, ehe man sich dessen versehen hatte, Emanuel Quint ins Angesicht.

Erst als dies geschehen war, tobte die sinnlose Wut des Stiefvaters sich in einem Hagel von Flüchen, gemeinen Worten und Schimpfreden aus.

Jetzt warf sich die Mutter des Narren dazwischen. Aber mit einem einzigen Griff hatte der Mann sie zurückgerissen und sich abermals mit den Fäusten über den Sohn herge-

macht. „Ich werde dir," sagte er, „du verfluchter Hund, du Schuft! ich will dir die zehn Gebote schon beibringen." Der Gendarm aber, der wohl der Ansicht war, daß eine väterliche Lektion wie diese im Sinne des später zu übermittelnden Auftrags sei, hatte vielleicht nicht lebhaft genug die Mißhandlung zu verhindern gesucht, immerhin aber sah man ihn eingreifen. Er zog auch endlich den sich nicht mehr kennenden Tischler gewaltsam von seinem an mehreren Stellen blutenden Opfer zurück.

Hierauf brüllte der Mann, niemand, auch nicht der Gendarm sei berechtigt, ihn an der Züchtigung dieses Lumpen, der seinen Namen trage, zu hindern. Er, nämlich der Stiefvater, habe den Bankert überhaupt erst ehrlich gemacht. Er habe ihn, trotzdem er ihn eigentlich gar nichts anginge, mit vielen Kosten mühselig durch die Jahre aufgefüttert. „Aas," schrie er, „wärst du doch tausendmal lieber krepiert." Und so fuhr er fort, den versammelten Dorfgenossen seinen Edelmut und die Schmach seines Weibes und seines Sohnes zu verkündigen.

Die Sperlinge fielen fast von den Dächern, die Tauben des Nachbarhofes flogen auf, und alle Hunde der Umgegend gerieten in Aufregung, als der wenigbeschäftigte, sehr dem Schnapse ergebene Tischlermeister Adolf Quint sein „komm du ins Haus, ich schlag dich tot!" in den grauen Regendämmer hineinheulte. Eine Drohung, die Leuten seines Schlages immer sehr locker sitzt und nur deshalb immerhin selten verwirklicht wird, weil es gar nicht so leicht ist, wie man meint, einen Menschen vom Leben zum Tode zu bringen.

Neuntes Kapitel

Von den Halbbrüdern Quints war der Jüngste, Gustav, zwölfjährig, dieser hing ihm im stillen an. In den ersten Tagen, als der Vater erzwingen wollte, daß Emanuel

in der ärmlichen und verwahrlosten Werkstelle mit dem Halbbruder August zusammenarbeite, ging er Emanuel überall an die Hand. August, der tüchtigste Arbeiter in der Familie, war ihm dagegen keineswegs freundlich gesinnt, obgleich Emanuel immer alles getan hatte, um ihm ein Verständnis zu ermöglichen, für dasjenige Fremde und Sonderbare des eigenen Wesens, woran jener sich immer aufs neue stieß.

Emanuel an der Hobelbank zu sehen, war allerdings ein Anblick von einem gewissen Widersinn, der einen nachdenksamen Beobachter stutzig machen, einen Tischlergesellen zum Lachen reizen oder empören mußte. August fand sich daher empört, und mit der Moral seiner eigenen Tüchtigkeit stand er nicht an, dem trägen und wenig geschickten Bruder von früh bis spät zu Leibe zu gehen.

Man konnte unmöglich von Wohlstand reden bei den Quints. Wenn sie jedoch noch nicht völlig verarmt waren, so verdankten sie es hauptsächlich der Mutter, die in die Häuser des Pastors, des Lehrers und einiger Gutsbesitzer waschen ging. Es war natürlich, wenn sie Emanuel, obgleich sie ihn dem Ehemann gegenüber, soweit es anging, zu verteidigen suchte, dennoch, sooft sie ihn sah, seines Verhaltens wegen mit Vorwürfen in den Ohren lag. Dazu kamen die Hänseleien des Bruders, der, trotzdem man Emanuel in Begleitung eines Gendarmen heimgesandt hatte, beinahe etwas wie Neid verriet. Der kurze und bärtige Mensch mit dem dunklen Haar, der, seiner Mutter zuliebe, nicht einmal, trotzdem er schon vierundzwanzig Jahre zählte, die übliche Wanderung angetreten hatte, fühlte sehr wohl in Emanuel irgendein geistiges Wesen, das zu begreifen ihm nicht gegeben war: ein Etwas, das er heimlich bewunderte, während er sich, es gering zu schätzen, ja zu verachten den äußeren Anschein gab.

Und er merkte auch wohl, wie es seiner Mutter in dieser Beziehung nicht anders ging. Auch sie begriff die Narrheiten ihres Sohnes nicht, aber man konnte ihr anmerken, sie war im Grunde nicht ohne einen gewissen schwankenden Respekt

vor ihm. Es war ein Respekt, der sich sogar in seltenen, unbewachten Momenten geradezu in Mutterstolz umsetzte und gelegentlich, etwa einer Nachbarin oder dem Schullehrer gegenüber, mit lebhaften Worten überraschend zutage trat.

So kam es, daß in der Seele des arbeitsamen Burschen August, der stets an die Werkstatt gefesselt war, während Emanuel immer wieder ein freies und oft müßiges Kommen und Gehen durchsetzte, sich schließlich, mit vieler Bitterkeit, die Sache so darstellte, als ob er alle Lasten zu tragen, Emanuel dagegen nur zum Vergnügen berufen sei, und es ihm schien, dieser wäre in jeder Beziehung sogar in der Liebe und Sorge der Mutter unrechtmäßig bevorzugt.

Diese Ansicht befestigte sich indessen noch, als am dritten Tage nach der Heimkehr Emanuels der junge Pastor des Ortes mit kurzem Gruß in die Werkstatt trat und, August nur auf eine flüchtige Weise beachtend, sogleich mit Emanuel freundlich zu reden begann. Es war in seinem Verhalten nichts davon zu bemerken, als ob er gekommen wäre zum Zwecke einer gehörigen Abkanzelung. Im Gegenteil zeigte eine gewisse Vorsicht im Verkehr mit Emanuel, die er August gegenüber vermissen ließ, eben dieselbe geheime Achtung, die Augusts durch Mißgunst geschärfter Blick bei allen Menschen wahrnehmen wollte, die mit seinem Bruder in Verkehr traten.

Während er, August, dem frischen und jovialen Geistlichen gegenüber in eine stumme Befangenheit hineingeriet, entging es ihm nicht, wie Emanuel gerade hier mit Wort und Gebärde eine ruhige Freiheit an den Tag legte. Vollends ganz unbegreiflich erschien ihm jedoch, was es mit einem Briefe für Bewandtnis haben sollte, den der geistliche Herr aus der Tasche zog, unter allerlei freundlichen Fragen, die er stellte, und schließlich mit einer in liebenswürdigster Form gehaltenen Einladung an Emanuel, ihn am Nachmittag — zu einer Tasse Kaffee, hatte der Bruder deutlich gehört! — zu besuchen.

Nachdem sich der Pastor, der eilig war, mit einem Händedruck von dem Narren verabschiedet hatte, hörten ihn beide Brüder noch jenseit des Flurs in die Wohnstube eintreten, wo alsbald die laute Stimme des resoluten Herrn abwechselnd mit den Stimmen von Vater und Mutter hörbar ward. Und August konnte nun erst recht nicht begreifen, warum, wie er deutlich vernahm, der Pastor den Vater mit ganz entschiedenen Worten vermahnte, er möge unbedingt gegen Emanuel nachsichtig sein und sich durchaus zu keiner rohen Züchtigung ferner hinreißen lassen.

Der alte Quint war übrigens ohnedies schon erheblich verändert. Allerlei Zeichen, die sich im Laufe der letzten drei Tage bemerkbar gemacht hatten, waren nicht ganz ohne Eindruck geblieben auf ihn. Schon vom zweiten Tage ab hatten sich nämlich Leute aus nahen Dörfern bis zu dem Häuschen der Quints hindurchgefragt. Sie erklärten dem alten verdutzten Faulenzer und Maulmacher, der einen Hobel fast nie mehr anfaßte, ganz bestimmt gehört zu haben, daß sein Sohn ein berühmter Wunderdoktor sei. Nur selten gelang es, sie abzuweisen, ohne daß vorher, vom Vater gerufen, der Sohn Emanuel selber erschien, wo sie dann meistens ein an Ehrfurcht grenzendes Wesen vorkehrten.

Was aber vor allem Mutter, Vater und Bruder Emanuels zu verblüffen geeignet gewesen war, hatte der Briefträger am Morgen des dritten Tages aus seiner Ledertasche gezogen: etwa siebzig Briefe mit der Adresse Emanuel Quint. Die Mehrzahl von diesen Briefen war infolge eines gedruckten Berichtes geschrieben worden, der in einem sozialistischen Blättchen des Kreises gestanden hatte, und darin, mit etwa vierzig kleinen Zeilen, Emanuels erste Predigt, sein Verschwinden und seine Rückkehr ironisch, aber nicht unsympathisch, behandelt war. Auch des sonderbaren Rufs eines Wundertäters, dessen er bei gewissen Leuten genoß, war gedacht worden. Unter den Briefen gelangte auch, rot angestrichen, die Nummer der Volksstimme an Emanuel, die den Bericht enthielt, und

ein Schreiben des Redakteurs, worin er seinen Besuch anmeldete.

Emanuel selber befand sich bei alledem in einem Zustand verzweifelter Bitternis. Seine Seele vermochte sich aus einem Gewirr zahlloser grauer und fester Fäden, in die sie, gleich wie die Motte in das Netz einer Spinne, geraten war, nicht loszuwinden. Als hätte er irgendein ätzendes, zauberkräftiges Gift auf die Zunge genommen, das, alles an ihm zwerghaft verkleinernd, ihn wieder in den armen und elenden Jungen verwandelt hätte, den trostlos Gottverlassenen, der er früher gewesen war.

Es war gegen vier Uhr nachmittags, als Emanuel sich nach dem Pastorhaus auf den Weg machte. Die Mutter hatte ihn, so gut es ging, mit den Stiefeln des Vaters und einem alten Rock herausgestutzt, den ihr vor vielen Jahren einmal ein Gastwirt für ihren Mann geschenkt und den sie heimlich aufbewahrt hatte.

Der Pastor empfing Emanuel freundlich. Er sagte, nachdem die Köchin an die Tür des Studierzimmers mit den Fingerknöcheln geschlagen hatte, mit lauter gemütlicher Stimme: „Nur immer herein" und hieß den Besucher freundlich Platz nehmen. Freilich hatte die Köchin für diesen Zweck einen besonderen Stuhl bereitgehalten und schob ihn eilig Emanuel unter. Hierauf stellte der Pastor, dem eine lange Tabakspfeife aus dem Munde bis fast zur Erde hing, die Frage an ihn, ob er zu rauchen gewohnt wäre? Als dies Emanuel dann verneint hatte, sagte er, daß er diesem Laster leider ergeben sei. Es stand unter Stößen von Büchern eine Kaffeemaschine auf dem Tisch, mit der der geistliche Herr höchst persönlich sich seinen Kaffee bereitete. Er meinte, er lebe hier gleichsam als Junggeselle, weil ihm das Kommen und Gehen der Frauenzimmer während der Arbeit störend sei.

Mit solchen und ähnlichen allgemeinen Bemerkungen machte der stattliche, etwa dreißigjährige Mann seine Einleitung, drehte dabei die Kaffeemaschine um, achtete auf das Durchsickern des

Getränks in die bunte Porzellankanne und goß die dampfende Brühe schließlich in zwei bereitgestellte Tassen ein. Er bot Zucker und Sahne an, trank, wartete, bis Emanuel einige Schlucke getrunken hatte, zog alsdann die Schnüre seines grauen Schlafrocks fest, kundigen Griffs eine Schleife knüpfend, und legte sich mit einem „nun also!" behaglich in seinen Lehnstuhl zurück und begann eine längere Ansprache.

„Ich glaube doch recht berichtet zu sein," sagte er: „nicht wahr, Sie sind derselbe Emanuel Quint, der sich vor einiger Zeit veranlaßt fand, auf dem Markte unsrer Kreisstadt eine öffentliche Predigt zu halten? Nun gut! wir leben in einem Staat, innerhalb dessen alles dahin geordnet ist, daß es nur gewissen, dazu berufenen Männern, wie mir zum Beispiel, erlaubt ist, das Wort Gottes zu predigen. Aber ebenfalls keineswegs etwa auf dem Markt, sondern in den eigens dafür errichteten Gotteshäusern. Nun, ich habe ferner in Erfahrung gebracht, Sie haben sich gedrungen gefühlt, Emanuel — Emanuel ist ein schöner Name und will soviel sagen als „Gott mit uns!" — also Sie haben sich gedrungen gefühlt, an verschiedenen Plätzen der böhmisch-preußischen Grenze in unserem Schlesien, sagen wir, wie eine Anzahl Ihrer Freunde sagen, ein Bekenner zu sein. Ich stehe nicht ganz auf dem gleichen Standpunkt, den mein Herr Amtsbruder drüben bei Ihrer ersten Predigt eingenommen hat. Ich will den Standpunkt der Polizeibehörde ebensowenig kritisieren, die für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung sorgen muß. Ich weiß ferner nicht, inwieweit die Behörde Grund hat, Ihnen kurpfuscherische Tendenzen und Verfehlungen vorzuwerfen. Man hat Sie vorübergehend in die Kreisirrenanstalt gebracht und beobachtet. Ich bin ferne davon, etwa gleich anzunehmen, es sei ein Zeichen von Irrsinn, wenn jemand in seiner Deutung des Bibelbuches nicht gleich durchaus das Rechte zu treffen vermag. Sie hatten gewiß die reinsten Absichten.

Ich will Ihnen nun nichts weiter verbergen: Es ist hier ein Brief an mich gelangt. Sie haben eine hohe Protektorin. Es

ist eine Dame, eine hochgestellte Frau — hochgestellt insofern, als sie von Adel ist und im Besitze von großen Reichtümern, hauptsächlich aber durch die allgemeinste Verehrung, die sie ihres echt christlichen Wandels wegen genießt! — Was sagte ich doch? Ja, diese hochgestellte, sehr einflußreiche Dame, sagte ich, wünscht Näheres über Sie zu wissen.

Ist Ihnen ein Laienprediger Nathanael Schwarz bekannt?"

Quint sagte: „Ja!" während sein blasses Antlitz noch blässer wurde.

„Also dieser Bruder Nathanael," fuhr der Geistliche fort, indem er Tabak aus einem Beutel nahm und die Pfeife stopfte ... „Dieser Bruder Nathanael hat Ihnen einen gar nicht zu unterschätzenden Dienst geleistet, ihn wieder haben, wie es scheint, zwei andere Männer dazu bewegt. Warten Sie mal, hier stehen die Namen": und er las mit einiger Mühe die Namen Martin und Anton Scharf von den Blättern des neben ihm liegenden Briefes ab.

„So liegen die Dinge also;" fuhr der Pastor in seiner Rede fort, „und ich bin also nun gebeten worden, wie die Dame schreibt, „weil besagter Emanuel doch ein Schäflein Ihrer Gemeinde ist", in Erfahrung zu bringen, wie es mit Ihnen beschaffen sei. Ich setze hinzu, daß mein fernerer Auftrag ist, Sie mit einigem Reisegeld auszustatten und Sie auf das Gut der Dame zu laden, was in der Nähe von Freiburg gelegen ist, wenn nämlich unsre Besprechung beiderseits befriedigend ausfiele.

Jetzt also bitte ich, sagen Sie mir doch mal, wenn auch nicht in zwei Worten, aber doch möglichst kurz, wenn ich bitten darf, worauf Sie eigentlich und im Grunde hinauswollen."

Lange saß Quint hierauf mit einem leisen, grüblerischen Lächeln da und sagte nichts, wobei ihn der Geistliche scharf beobachtete. Er nahm das Zögern für Schüchternheit. „Es ist," begann er Quint zu ermutigen, „begreiflicherweise nicht leicht, so aus dem Stegreif gleich auf die tiefsten Dinge zu kommen. Am Ende wird es das Beste sein, Sie betrachten

mich als einen, der anderer Ansicht ist und den Sie zu sich bekehren wollen."

Es hatte aber um das Haupt des armen Toren in Christo allbereits wieder wie Flügelrauschen aus reineren Regionen angehoben, und es strahlte ein innerer Glanz aus ihm heraus, als er langsam und ruhig den Blick erhob.

„Wenn die Dame, die hochgestellte Dame, von der Sie zu mir gesprochen haben, Herr Pastor, Christum sucht, so werde ich zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, falls sie danach Verlangen trägt, zu ihr kommen. Sucht sie mich, so sage ich: sie bedarf meiner nicht, und ebensowenig bedarf ich ihrer."

Der Pastor, auf den das plötzlich veränderte Wesen des Menschen, sowie die Gravität seiner Worte unheimlich wirkte, glaubte im ersten Augenblick, daß Emanuel sich für Christus hielte und damit das Urteil ohne weiteres über ihn schon entschieden sei. Aber Emanuel nahm die Rede von neuem auf.

„Ich bedarf ihrer nicht," sagte er, „denn ich bin an Mangel gewöhnt und bedürfnislos. Wessen ich aber allein bedarf, das ist unser Heiland Jesus Christus. Sie aber bedarf meiner nicht, denn Ihr seht selbst, was an mir ist. Ich habe niemals einen Vater gehabt, außer dem Vater Jesu Christi. Ich bin mit Recht verachtet gewesen Zeit meines Lebens. Wenn ich es manchmal bitter empfand, so war es, weil ich mir eitle Dinge angemaßt, mich über den Heiland erhoben habe. Ich sage dies alles schon ungern aus, kommt es mir doch beinahe vor wie Ruhmredigkeit. Falls es auch Ihnen so erscheint, Herr Pastor, so wird mein Bruder, mein Vater und meine Mutter ein besseres Bild dessen entwickeln, was ich eigentlich bin. Also mich braucht die Dame, von der Sie reden, nicht. Sucht sie Christum dagegen, ich suche ihn auch! und die Gemeinschaft des Geistes ist die Gemeinschaft in Jesu Christo."

„Wenn du aber, mein Sohn," der Pastor duzte Emanuel plötzlich, „eine so bescheidene Meinung von dir hast, was durchaus im christlichen Sinne ist, so begreife ich nicht, wieso du

dazu gelangen konntest, aufzutreten und in einem Lande, das voll von berufenen Dienern am Worte ist, als ob es von Gott und Christo verlassen wäre, gerade das Heil an deine eigene, schwache Person zu knüpfen. Wer wirklich bescheiden ist, der, scheint mir, richtet doch nicht auf solche Weise öffentliches Ärgernis an."

Emanuel sprach: „Herr Pastor, das Kreuz ist leider in dieser Welt noch immer und überall, wie der Apostel sagt, ein Ärgernis. Außerdem bin ich nur bescheiden im Hinblick auf mich, nicht aber auf den, der in mir ist."

„Erkläre mir, wer ist in dir, mein Sohn?" fragte hierauf mit Nachdruck der Pastor.

„Der Vater, der mich gezeugt hat," antwortete Quint.

Der Pastor versuchte ruhig zu bleiben. „Du redest da," sagte er, „etwas äußerst Sonderbares, man könnte fast sagen, Ungeheuerliches, mein lieber Emanuel. Vielleicht habe ich dich nicht recht verstanden: wer ist der Vater, der in dir ist?"

„Derselbe, durch den ich wiedergeboren bin," sagte der arme Narr in Christo.

„Du bist also deiner Ansicht nach wiedergeboren? Wieso? Womit begründest du das? Meine Demut würde mir nicht gestatten, so etwas ohne Vorbehalt etwa von mir selbst zu behaupten."

„Ich aber," sagte Emanuel ruhig, „weiß, daß ich wiedergeboren bin."

„Inwiefern, mein Sohn, bist du wiedergeboren?'

„Ich bin durch die Gnade Jesu Christi wiedergeboren, nicht im Fleisch, sondern in seinem heiligen Geist. Gebrechlich und geknechtet an meinem Leibe, bin ich im Geiste stark und frei geworden. Ich war tot, begraben in der Verachtung der Welt und bin durch den Vater lebendig geworden. Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist kein Nutze."

Der Pastor legte aus irgendeinem Grunde die Pfeife weg. „Sprecht weiter, redet nur getrost und frei, was Ihr auf dem Herzen habt. Ich habe Zeit. Ich werde Euch zuhören," sagte

er in ermunterndem Ton. „Ihr seid also in der Wiedergeburt. Ich nehme an, daß Ihr eine andere Wiedergeburt im Sinne habt als jene, die in der heiligen Taufe stattfindet und durch die wir aus Heiden Christen geworden sind und die uns ja allen gemeinsam ist. Übrigens werdet Ihr mir am Ende noch sagen, wem Ihr Euere besondere Erkenntnis verdankt, denn Ihr habt sie wohl kaum aus Euch selber gewonnen."

„Ich habe nichts von mir selbst," sagte Quint, „sondern alles von dem, der in mir ist."

Der Pastor wurde ein wenig ärgerlich. „Ich möchte dich bitten, mein Sohn," ermahnte er Quint, „mit mir in einem ganz einfachen und natürlichen Ton, ich möchte fast sagen, menschlich zu reden. Was heißt das, du habest deine Erkenntnis, deine Belehrung von dem, der in dir ist? Oder sage mir wenigstens: was glaubst du denn, wer bist du denn selber?"

Emanuel fragte dagegen: „nach der Geburt im Geist oder im Fleisch?"

„Meinethalben in beiden Geburten."

„Nach der Geburt im Fleisch," sagte Quint, „bin ich des Menschen Sohn! Nach der Geburt im Geist aber Gottessohn."

Der Pastor erhob sich entsetzt vom Stuhle. „Um Gotteswillen, was redest du da?" rief er aus. „Das allerdings ist im besten Falle eine Verstiegenheit, die in das Gebiet der Krankheit gehört. Und das muß ich natürlich der Dame berichten." Er ging in Schlafschuhen, wie er war, mit wuchtigen Schritten durch das Studierzimmer. „Mensch, weißt du denn wirklich nicht, was du redest?" sagte er dann, vor Emanuel stillstehend. „Jesus Christus war Gottessohn, empfangen von dem heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria! Sollte deine Vermessenheit sich auch nur in Wahnsinn soweit erheben, daß du behaupten wolltest, jener Hochgebenedeite zu sein, so würdest du, trotz des Wahnsinns, Todsünde auf dich laden."

Quint aber blieb still, und sein Gesicht verklärte eine tiefe, innere Heiterkeit.

„Erkläre dich mir noch einmal, und zwar ganz deutlich, und sage mir mit klaren Worten noch einmal, was und wie du's meinst." Damit machte der Pastor, wie wenn er ersticken wollte, ein Fenster auf, das durch das grüne Gewölk eines Buchenwipfels verfinstert wurde.

Emanuel sagte: „Gott ist ein Geist". Und er zog seine kleine Bibel hervor und las: „Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater, denn der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren. Wie wollen sie also den Sohn erkennen und von ihm wissen, außer wenn der Vater in ihnen ist?"

„Ich kann dir nur den Rat geben, bester Freund, deine Hand von diesen letzten und geheimnisvollsten Dingen zu lassen, glaube mir, die erlauchtesten Geister, die allergelehrtesten Köpfe haben sich schon vergeblich und oftmals zum Schaden ihrer unsterblichen Seelen daran versucht," dies sagte nicht ohne Emphase der Geistliche. „Ich möchte dir raten," fuhr er fort, „dich an die übliche Deutung zu halten, die jene Heilandsworte dahin interpretiert, daß allerdings die ganze Macht, Kraft und Tiefe des Gottessohnes nur der Vater ergründen kann, zu dem wir anderen, wir niederen Sterblichen nur durch die Liebe des Sohnes, unseres Heilands, gelangen können. Bevor wir aber unsere Besprechung beendigen, Bester, möchte ich wissen, was ich der Dame von deinen praktischen Zielen berichten soll. Gehörst du vielleicht zu denen, die an das apostolische Vermächtnis auch insofern glauben, als sie meinen, daß sie durch Gebet oder durch Handauflegen Kranke gesund zu machen imstande sind?"

„Nein!" sagte Quint. „Auch ist der Heiland nicht auf die Welt gekommen, um zu schwelgen, zu prassen und ein Diener des eigenen Leibes oder fremder Leiber zu sein. Er ist gekommen, nicht um uns die Welt gewinnen zu helfen, sondern die Welt zu überwinden."

Hiergegen wandte der Pastor ein, daß immerhin, wie ja auch Emanuel wissen müsse, von Jesu sowohl als von den Aposteln Kranke durch Handauflegen geheilt worden seien. Der Heiland habe sogar Lazarum, Jairi Töchterlein und den Jüngling zu Nain von den Toten erweckt.

Hier sah der Geistliche, wie Emanuel Quint kaum merkbar den Kopf schüttelte, und fragte ihn, warum er diese Bewegung gemacht habe.

„Warum und zu welchem Zwecke," gab jener zurück, ohne die Frage zu beantworten, „hätte der Heiland wohl den Mann, den Jüngling und das Kind in diese bejammernswürdige Welt zurückerweckt, die sie ja bereits überwunden hatten?"

Der Pastor begriff zunächst diese überraschende Frage nicht.

„Ich würde denken," fuhr der Narr in Christo zu reden fort, „er habe es als Weltenrichter getan, und um die Toten durch das erneute Leben für Sünden, die sie begangen hätten, zu strafen. Aber wer hat des Menschen Sohn zum Weltenrichter gemacht? Er kannte den Vater, der in ihm war, wie ich den Vater kenne, der in mir ist. Dieser Vater läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, und läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, wie in meinem Herzen geschrieben steht. Herr Pastor: er läßt seine Sonne aufgehen! das ist nicht etwa vor allem diese, die hier auf die Bücherregale scheint, es ist nur die geistliche Sonne des Vaters, die auch den Bösen und Ungerechten zuteil wird. Wenn ich nun aber an den glaube, der nach dem Wort des Apostel Paulus nicht die Gerechten gerecht macht, sondern die Ungerechten und Gottlosen — ja, die Gottlosen! — so frage ich mich: was wollte er Lazaro, Jairi Töchterlein und dem Jüngling zu Nain, da er sie doch nicht strafen wollte, als er sie auferweckte, tun? Nein! wahrlich ich sage Ihnen, Herr Pastor: der Gottessohn hat diese Toten nicht auferweckt, außer aber ins ewige Leben! Des Menschen Sohn aber wollte und konnte sie nicht aufwecken. Es ist dem Menschensohne nicht gegeben, Tote aufzuwecken und Kranke gesund zu machen, außer durch menschliche Arzenei.

Dem Menschensohn ist es allein gegeben zu leiden und mitzuleiden, das heißt zu lieben, das heißt barmherzig zu sein."

„Du begibst dich auf ein gefährliches Feld, mein Freund," sagte der Geistliche, indem er warnend den Finger hob, „du bist dir doch wohl bewußt, daß du im Begriff stehst, nichts Geringeres als die Wundertaten unseres Herrn Jesu zu leugnen. Du stellst dich damit zur heiligen Schrift und zur gesamten christlichen Kirche in Widerspruch."

„Der Herr hat gesagt," erwiderte Quint, mit tiefen, fieberisch glänzenden Augen, „lasset die Toten ihre Toten begraben. Er hat nicht gesagt, er wolle die leiblich Toten zum Leben im Fleisch und zum geistlichen Tode auferwecken. Was die Schrift aber anbetrifft, so ist sie von irrenden Menschenhänden niedergeschrieben. Der Buchstabe tötet, und nur der Geist ist es, der lebendig macht. Wenn nun der Geist den Buchstaben nicht lebendig macht, so bleibt er tot. Der Geist ist immer mehr als der Buchstabe. Der Buchstabe aber steht im Buch, der Geist dagegen ist in mir. Alle, die zu lesen verstehen, lesen Buchstaben, aber was wäre der Geist, sollte er in den kleinen Maßen der Buchstaben eingekerkert sein? Das Gewand des Vaters sind nicht Buchstaben, das Gewand des Sohnes sind ebensowenig Buchstaben: beider Gewand ist die Ewigkeit. Und also, Herr Pastor, meine ich: der Vater in mir, der Sohn in mir, ist das Wunder, sonst nichts. Ihr Reich ist nicht von dieser Welt. Und weltliche Wunder des Menschensohnes, was sollten sie gelten gegen das himmlische Wunder des Gottessohnes. Und wie der Sohn allein den Vater kennet, so kennet der Sohn allein den Sohn. Und auch der Vater kennet allein den Sohn und sich selber, auch hinter dem toten Vorhang, der sie verbirgt, den Worten der Schrift und ihren Buchstaben. Nur was der Vater lieset, ist wahrhaft gelesen und vom Vater erkannt, und was der Sohn lieset, ist wahrhaft vom Sohne gelesen und vom Sohne erkannt. Was nicht vom Vater und nicht vom Sohne gelesen ist, das

gleicht einem Haufen kalter Asche, den eines blinden Bettlers Krücke durcheinanderrührt."

„Nun meinethalben," sagte der Pastor, „trage diese deine verwirrten Ansichten auf dem Schlosse des Gurauer Fräuleins vor. Ich glaube nicht, daß du Anklang findest. Nach dem, was ich bis jetzt schon gehört habe, gelüstet mich nicht, mit dir noch tiefer in das Labyrinth deiner überaus sonderbaren Meinungen einzudringen. Es ist schade: du denkst, doch du denkst ohne Führung und Anleitung, was ja immer, besonders bei einem ungeschulten Kopf, gefährlich ist. Hättest du Theologie studiert, so würdest du sicher nicht in das Gestrüpp von Irrtümern dich so hoffnungslos verwickelt haben. Denn ich fürchte, du hast bei weitem nicht alles mitgeteilt, was du auf deine Weise ergründest hast. Man würde noch Wunderdinge erfahren.

Nun sage mir noch zu guter Letzt, ob du mit deinen Ansichten und Meinungen irgendwelche irdischen Ziele hast? Willst du die Lage der armen Bevölkerung aufbessern? Wartest du, wie gewisse Schichten verstiegener Schwärmer, auf den baldigen Anfang des tausendjährigen Reiches? Willst du die Kirche reformieren und gegen ihre Dogmen zu Felde ziehen? Strebst du die Gütergemeinschaft an, wie sie bei den ersten Christen üblich war? Neigst du zu den Sozialisten? was ich dir ganz besonders und dringlichst abraten möchte." — Aber zu allen diesen Fragen schüttelte Quint verneinend den Kopf. Noch einmal, mit einem stillen prüfenden Blick, betrachtete er die blonde kernige Jugendgestalt des Pastors, dann war es, als verhängte ein bleicher undurchdringlicher Vorhang sein Angesicht, und damit alle Geheimnisse seines Innern.

„Ja," seufzte der Pastor, „so wären wir nun ans Ende unserer Besprechung gelangt." Er begab sich mit diesen Worten an einen hohen, dunkelgebeizten Schrank, ein ehrwürdiges, altes Barockmöbelstück, öffnete seine Flügeltüren und nahm aus einem der vielen Schubfächer, die sichtbar wurden, einen Kassenschein. Diesen nun nachdenklich in der Hand haltend und

mit den Fingern daran herumstreichend, gab er sich, scheinbar noch unschlüssig, einer längeren Überlegung hin. „Ich muß Ihnen ehrlich sagen, Quint" — er siezte ihn wieder — „daß ich eigentlich nicht recht weiß, wie ich im Sinne der Dame recht handle: gebe ich Ihnen oder gebe ich Ihnen nicht das Geld? Wollte ich es Ihnen vorenthalten, so hätte ich allerdings anders handeln sollen von vornherein. Ich war also etwas unvorsichtig. Immerhin ist es schwer, sich etwas so Unwahrscheinliches vorzustellen, als Ihr über alle Begriffe sonderbares Bekenntnis ist. Ja, also, so gehen Sie nur in Gottes Namen getrost zu dem Gurauer Fräulein hin. Mag sich die allzu große Willfährlichkeit und Leichtgläubigkeit der edlen Dame in Sachen der Religion einmal auf diese Weise ein wenig rächen, und mag sie zur Erkenntnis gelangen, daß das von ihr geförderte Laienwesen in Sachen der Religion manchmal auch solche Früchte zeitigt."

Der Pastor hatte somit dem wunderlichen Tischlergesellen, der sich in einem Atem rühmte, des Menschen Sohn und der Sohn Gottes zu sein, mit einer entschiedenen Geste den Kassenschein entgegengestreckt, den jener indessen kopfschüttelnd ablehnte. Der Geistliche, der das zunächst nicht begreifen wollte, ward dadurch nicht wenig beschämt und stellte sich gutmütig aufgebracht. Quint aber sagte, es liege ihm fern, die Güte der Dame, die Güte des Pastors nicht dankbaren Herzens zu erkennen, aber kurz und gut, er bedürfe des Geldes, auch wenn er die Dame besuche, nicht.

Der Pastor rief, als Quint sich entfernt hatte, seine Frau zu sich ins Zimmer herein. Sie sahen den Narren durch den Vorgarten schreiten. „Siehst du den langen Menschen, Frau?" fragte er, auf Emanuel hinweisend. — „Na, ganz natürlich," sagte die Pastorin, „sehe ich ihn!" — „Sage mir mal, wie kommt er dir vor? Was würdest du nach seinem Gang und seinem Äußeren von ihm halten?" — Die Pastorin, die ein junges, gewecktes Weibchen war, sagte unwillkürlich

herauslachend: „Ich würde denken, daß es einer ist, der den Gendarm mehr fürchtet als Gott!“ — „Meine Liebe,“ gab ihr der Pfarrherr zur Antwort, „dieser stromerhaft aussehende Kerl hat mich minutenlang auf eine mir noch nicht vorgekommene Art und Weise verwirrt gemacht. Fasse nur mal meine beiden Hände!“ — „Aber Männchen,“ sagte die Frau, „sie sind ja kalt und ganz feucht!“ — „Ja, denn dieser Mensch behauptet, er sei nichts geringeres als Jesus Christus von Nazareth.“

Zehntes Kapitel

Nach einigen Tagen hatten die Brüder Scharf bei Emanuel vorgesprochen. Er deutete ihnen an, daß im Hause nicht wohl in Ruhe zu reden wäre. Daraufhin waren alle drei in ein Wirtshaus des Niederdorfes gegangen, das wirklich und wahrhaft „Emmaus Einkehr“ hieß. Hier hatten die Brüder erstlich alles das mitgeteilt, was ihnen inzwischen begegnet war, und später vereinbart, das Gurauer Fräulein zu besuchen. Ferner brachten die Brüder die Neuigkeit, daß der böhmische Josef, der Weber Schubert und Schmied John sowie der ehemalige Schneider Schwabe im Dorfe wären: sie seien gekommen, von dem lebhaften Wunsch gedrängt, Emanuel wiederzusehen.

Dieser bezeichnete nun für den folgenden Tag einen gewissen Birnbaum, der an einem Feldraine außerhalb des Dorfes stand, als das Wahrzeichen, bei dem man sich treffen wollte: übrigens erst in der Dämmerung, um jegliches Aufsehen zu vermeiden. „Denn,“ sagte Quint, „das Dorf ist meinetwegen auf eine sonderbare Weise aufgeregt. Wenigstens hat mir mein Stiefvater und mein Bruder allerlei wunderliche Reden erzählt, die geführt werden, und mir die Schuld daran beigelegt.

„Sie haben in der Tat manches um meinetwillen zu leiden," fuhr er fort und meinte die Seinigen. „Obgleich ich niemals behauptet habe, ich könne Lahme gehen, Blinde sehen, mit Aussatz behaftete Menschen rein machen, so kommen doch viele Kranke zu mir und suchen mich im Hause der Eltern. Andere wieder bekämpfen mich und verwünschen mich, eben als wenn ich ein Lügner wäre."

Am folgenden Tag in der Dämmerung, als ein flacher, grauer Nebel im beginnenden Mondschein über den Feldern hing, sammelte sich in der Stille um den Birnbaum die kleine Gemeinde der Armen und Törichten. Es waren nicht nur die Brüder Scharf, die erschienen waren, nicht Schubert, John, Schwabe und der böhmische Josef allein, sondern es hatten sich aus den Stillen im Dorfe noch etwa zwanzig Männer und Frauen angeschlossen, die von den anderen insofern in das Geheimnis gezogen waren, als man ihnen von Emanuel als von einem Manne gesprochen hatte, der vom Heiligen Geiste erleuchtet sei.

Zu diesen Leuten war aber auch ein Gerücht gedrungen, das im Pfarrhause seinen Ursprung hatte, den es in diesem Falle auch nicht verleugnete. Der Pfarrer hatte von Quint gesagt, er habe ihm rundheraus erklärt, er sei Jesus Christus, Gottes Sohn, und das Gerücht davon war wie ein Blitz in das Dorf gefahren. Der Geistliche schürte auch noch, ohne besondere Absicht, nur durch die oft wiederholte lebhafte Mitteilung die entstandene Aufregung. Er hatte über Emanuel im Laufe einiger Tage zum Küster, zum Apotheker des Ortes, zum Pächter des herrschaftlichen Dominiums und auch am Stammtisch immer wieder gesprochen, wodurch denn die Sache zum öffentlichen Ärgernis und Emanuel zu einem gefährlichen, wenn auch ausgemachten Narren gestempelt war.

Man hatte nun aber zugleich gehört, der falsche Jesus von Nazareth solle das Gurauer Fräulein besuchen, wodurch er

sogleich in aller Augen ein besonderes Gewicht erhielt: so zwar, daß jene, die sonst nur mitleidig über ihn die Achsel gezuckt haben würden, sich entrüsteten, diejenigen, die ihn kannten — wer kannte im Dorfe nicht Emanuel Quint? — und die sich zunächst vor Lachen ausschütten wollten, hernach sich heiser schrien vor Wut. Die Stillen aber, die Urteilslosen, deren Einfalt und Glaubensfreudigkeit diesem sonderbaren Fall nicht gewachsen war, fanden sich aufgestört und in allerhand hoffnungsvolle fromme Schrecken hinein verführt.

Es kam hinzu, daß alle nicht wohl gewisse heilige Schauer verbergen konnten angesichts dieser nun Ereignis gewordenen phantastischen Anmaßung, die doch von dem Vorgang, der Wiederkunft Jesu, die sie erlog, einen nicht zu verkennenden Strahlennimbus entlehnt hatte. So war denn das ganze, sich wohl eine Meile lang den Bach hinunter erstreckende Dorf auf einmal von religiösem Leben erfüllt. Im Oberdorf, das gleichsam der Kopf des Ortes war, sprach man von nichts, als von der heiligen Würde des echten und der Lächerlichkeit des falschen Jesu von Nazareth. Die Ärzte bei ihren Besuchen erörterten an den Betten der Kranken den gleichen biblischen Gegenstand und seine bejammernswürdige Nachäffung. Dienstmädchen sprachen mit Ladendienern über Heringstonnen davon. Während die armen Leute bescheiden auf teure Medikamente warteten, rief ein Provisor dem andern lustige Neuigkeiten über den Giersdorfer Heiland zu. Die Langholz-Fuhrleute fragten das ganze Dorf hinunter, neben den schweren Pferden hergehend, jeden Tagelöhner, der ihnen entgegenkam, ob sie auch wohl den neuen Herrgott schon mit Augen gesehen hätten, und setzten meistens hinzu: „da schlag doch ein Herrgottsdonnerwetter 'nein!" Im Niederdorf, wo die katholische Kirche der evangelischen jenseit der Straße gegenüberstand, ward sogar der Herr Kaplan durch die Fama beunruhigt. Alte und junge Weibchen unter den Beichtkindern trugen ihm die Tollheit des unglückseligen Narren zu. Kurz, Emanuel hatte eine dermaßen gefährliche

Popularität erlangt, daß er sich nur im Dämmerlicht aus dem Hause hervorwagen und auch dann nur auf Schleichwegen gehen durfte.

Dieser allgemeine, ungewöhnliche Zustand des Dorfes nun, das sonst ein ziemlich schläfriges Dasein führte, stellte sich den Brüdern Scharf, sobald sie hineingelangten, als eine Bestätigung ihres unausrottbaren Wahnes dar. Der Wirt von Emmaus Einkehr, ein seit Jahrzehnten im ganzen Dorfe belächelter über siebzigjähriger Sonderling, der zur „Gemeinde der Heiligen" gehörte, hatte die Brüder Scharf sogleich mit der Neuigkeit des falschen Jesus Christus begrüßt. Er hatte das Unerhörte getan und schon seit Jahrzehnten aus seinem Gasthause Wein, Bier und Kornschnaps verbannt. Er verabreichte Milch und Selterwasser, weil eben nur Milch und Selterwasser sich mit den frommen Grundsätzen seiner Brüdergemeinschaft vertrug. Er meinte, als er das schreckliche Zeichen der Zeit — ein solches war ihm die untergeordnete Narrheit des Tischlerssohnes! — den Gästen eröffnet hatte, daß eben alles darauf hindeute, wie das Schicksal dieser sündigen Welt im Begriffe sich zu vollenden sei.

Da aber waren die Brüder Scharf, und zwar beide zugleich, wie von einer Erleuchtung betroffen worden, und diese Erleuchtung hatte aus ihren Mienen und Worten hinreißend und feurig auf den Wirt von Emmaus Einkehr zurückgestrahlt.

So konnte es denn nicht anders sein, als es wirklich war: nämlich, daß die armen, ängstlich allenthalben dem Birnbaum näher schleichenden Leute Angst, Spannung und Schaudern zugleich umfing.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe sich alle in ein Häuflein zusammenwagten. Bis dahin hatte sich einer hier, der andere da, am Feldrain oder am Rande des etwa fünfzig Schritte nahen Birkengehölzes sorgfältig abwartend fern gehalten. Nun saßen sie schweigend oder flüsternd, während

der Mond, groß wie das Rad eines Wagens und wie eine Scheibe aus Eisen in voller Glut, sich zwischen den beiden Kirchen hob, und harrten mit heimlichem Grauen des Kommenden.

Anton Scharf, der mit dem Rücken gegen den Stamm des Birnbaumes lehnte, hielt den neben ihm sitzenden, zitternden Schneider Schwabe bei der Hand. Emanuel war noch nicht unter ihnen, und die Starrenden glaubten ihn bald da bald dort vom Dorfe her über die Felder nahen zu sehen. Aus den Höfen herüber drang Hundegebell. Der Schrei eines Uhus wurde im nahen Gehölze laut. Nach und nach traten am wolkenlosen Himmel mehr und mehr Sterne hervor. Der tiefblauen, kalten, östlichen Hälfte über den langen Gebäudereihen und Bäumen des Dorfes, stand die dunkle Röte des Westens, wo die Sonne versunken war, noch eine Zeitlang gegenüber. Alles war groß, still und feierlich. Fledermäuse, die aus den Scheunendächern und Kirchen herüberkamen, durchhasteten, ihren Flug in die Felder ausdehnend, in weiten Kreisen den Dämmer über den Nebelschichten und trieben sich um den Birnbaum herum. Von einem sumpfigen Teiche her, der hinter dem Holze verborgen lag, drang das Gequake vieler Frösche weithin vernehmlich durch die Luft.

Die kleine Gemeinde würde vielleicht einen frommen Choral angestimmt haben, aber sie fürchtete sich. Daß aber eine gewisse Furcht über allen lag, war nachgerade so deutlich geworden, daß Martin Scharf die Versammelten bat, näher um ihn heran zu rücken, und ihre Herzen mit leisem, doch kernhaftem Zuspruch aufzurichten nötig fand.

„Wir wissen wohl, daß geschrieben steht," sagte er: „kein Prophet ist in seinem Vaterlande angenehm. Fürchtet euch aber nicht. Sie mögen schlecht von ihm reden, sie mögen seiner spotten, ihn verhöhnen, wie sie es denn auch meistens tun: je mehr sich der Geist des Abgrunds empört gegen ihn, um so mehr ist das der Beweis, daß Gott mit ihm ist."

„Ist es wahr," sagte eine alte verkrümmte Leinewebers-Frau, „daß er zu unserm Pfarrer gesagt hat, er wäre der Heiland Jesus Christus?"

„Was er zum Pfarrer gesagt," äußerte, wie immer ein wenig überstürzt, aber ebenfalls flüsternd Anton — „was er zum Pfarrer gesagt hat, wissen wir nicht. Eins aber wissen wir ganz gewiß, was er auch immer gesagt hat zum Pfarrer, ist so wahr wie das Evangelium."

Ein junger Mensch, der Stellmacher und dabei schwindsüchtig war, wollte wissen, daß wirklich Emanuel Quint eben das gesagt hatte, er wäre Jesus Christus, des lebendigen Gottes Sohn.

Nun erzählten nacheinander der Weber Schubert, der Schneider Schwabe, Anton und Martin Scharf ihre Träume, die sie in der Zwischenzeit von Emanuel Quint geträumt hatten. Der eine hatte Nägelmale an seinen Händen und Füßen gesehen, den anderen hatte Emanuel dreimal im Traume gefragt, ob er ihn lieb habe, der Dritte hatte ihn trockenen Fußes über einen grundlosen Sumpf im Hirschberger Tale schreiten sehen. Schubert aber hatte eines Abends geradezu eine Erscheinung gehabt, die er, nach einfacher Leute Art, auf die allerlebendigste Weise erzählte. Nachdem er eines Abends seine Baude oben auf dem Gebirgskamm verlassen hatte, um hinüber zum Lehrer Stoppe zu gehen, sei er in Gedanken zu einer gewissen Stelle gelangt, wo sich der Weg nach Preußen hinunter abzweige, und plötzlich aufblickend habe er Emanuel Quint sich auf etwa zwanzig Schritte gegenübergesehen, langsam gleich ihm der Wegkreuzung zuschreitend. Nach seiner Behauptung hatte Schubert zunächst kein Glied zu rühren vermocht und sei geraume Weile wie fest gewurzelt still gestanden. Emanuel aber schritt auf ihn zu. „Nun," meinte Schubert, „ich dachte mir, das ist alles Einbildung, schritt ebenfalls vorwärts und wollte in Gottes Namen an ihm vorbei oder durch ihn durchschreiten, aber plötzlich, genau vor dem Wege, der

hinunter nach Preußen führt, prallte ich, als wär ich an einen Stein gelaufen, förmlich geradezu taumelnd, zurück. Und in diesem Augenblick, wo er noch gerade dicht an mir stand, war er verschwunden.

Nun wußte ich, was das bedeuten sollte," endete Schubert mit Feierlichkeit. „Ich ging nach Hause, sagte der Frau nur schnell, wo ich hinwollte, und schritt noch am selben Abend den Weg, von der gleichen Kreuzung aus, nach Preußen hinunter. Und darum, ihr lieben Brüder, bin ich hier."

Plötzlich schraken alle zusammen. Der eine meinte, er habe im nahen Buschwerk Knacken von Zweigen und Stimmen gehört. Der andre meinte, Quint sei gekommen. Der dritte sprang auf, es war der Stellmacher, und sagte, er habe ihn eben am Rande des Wickenfeldes heranschreiten sehen. „Ihr lieben Schwestern und Brüder, fürchtet euch nicht und habt Geduld!" beschwichtigte Martin wiederum. Und der böhmische Josef, der stets eine wilde Courage im Leibe hatte, drang mit einigen Sprüngen bis dicht an den Rand des Gehölzes vor, um nach dem Ursprung jener Geräusche zu forschen, die einen der Brüder beunruhigt hatten.

Der Kopf des böhmischen Josef war stets mit Phantastereien angefüllt und dazu überraschend intelligent und eigensinnig. Menschenfurcht kannte er eigentlich nicht, eher schon Furcht vor Gott und dem Teufel. Einst von seiner Zigeunermutter in der Nähe der Bradler Bauden ausgesetzt, hätte er in sich, als Erbschaft von seinem Stamme: Aberglauben, mystische Auffassung der Natur und Trieb zu ruhelosem Umherstreichen.

„Ihr Leute," sagte er, als er vom Rand des Gehölzes zurückkehrte, nicht ganz im gedämpften Tone der Brudergemeinde, „ich glaube, es pirscht sich ein Regiment Freiburger Jäger an": eine Übertreibung, die, verbunden mit der gemütlichen Art und Weise, wie er sich sorglos zwischen die Wartenden niederließ, bei diesen ein befreiendes, wenn auch gedämpftes Lachen auslöste.

Von jeher war der böhmische Josef religiös. Nicht selten begegnete man ihm auf Kirchhöfen. Er pflegte dann ruhig, nur von Zeit zu Zeit ein wenig mit sich murmelnd und seufzend, vor diesem und jenem Grab zu stehen. Immer zu Abenteuern neigend, ward er schnell in den Strudel um Quint hineingedrängt. Er dachte viel über sich und Gott. Nachts blickte er oft, auf dem Rücken liegend, stundenlang in den Sternenhimmel hinein und genoß, fast erdrückt und zugleich erhoben, das ganze unergründliche Wunder, wie nur ein in allen Tiefen empfindender Mensch es genießen kann. Er freute sich aller großen Geheimnisse. Er freute sich voll erhabener Bangigkeit an den heiligen Spielen der goldenen Sternschnuppen und hielt es in solchen Augenblicken für gewiß, daß er, der dies alles auffassen konnte, der arme, verlauste, häßliche Lump! ein begnadetes, ausgezeichnetes, auserlesenes Glied der göttlichen Schöpfung sei.

Diesem Menschen, man sah es seinen verweilenden, grundlos dunklen Augen an, war nichts glatthin natürlich und alles Wunder. Das Einfachste war ihm wunderbar, deshalb sträubte sich eigentlich nichts in ihm, auch in Quint, dem verlaufenen Handwerksgesellen, so einfach er schien, ein Gefäß für Rätsel und Wunder anzuerkennen. Überdies war er sich nicht zu gering, um an eine nie schlummernde göttliche Führung zu glauben, und war überzeugt, die leitende Hand aus dem Unsichtbaren habe ihn nicht umsonst und scheinbar durch Zufall mit Quint hoch oben im Knieholz zusammengeführt.

Im übrigen sahen die Scharfs in ihm noch nicht den Mann, der ohne Rückhalt der Sache ergeben und gläubig war. Zwar hatte er reichlich und mehr als die anderen der gemeinsam begründeten Kasse beigesteuert. Aber es war zunächst nicht der echte und glühende Hunger nach endlicher Erfüllung der Verheißung in ihm. Er hatte nicht nur die Bibel im Kopfe, ja sogar, wie man zuweilen vermuten konnte, wahrscheinlich herzlich wenig von ihr. Allein, hatte Quint es ihm durch

seine Persönlichkeit angetan, so war es nun die phantastische Welt der evangelischen Vorgänge, die Matthäus, Markus, Lukas und Sankt Johannes erzählen, die ihn mit gespannten Augen eines Kindes an die Lippen der Scharfs gebunden hielt. Davon konnte Josef gar nicht genug hören.

So wuchs er denn nach und nach mit Neugier in die Welt der Bibelgeschichten hinein, die ihm mit unbeirrbarer Überzeugung und Leidenschaft in feurigen Zungen gepredigt ward, und wurde mit jenem Ereignis vertraut, der Sendung des eingeborenen Sohnes Gottes selbst, um die Welt vom Sündenfluch ins verlorene Paradies zu erlösen: einem Ereignis, das für die Geschichte aller Geschichten und für die große, einzige Wendung im trüben Geschick der gesamten Menschheit gehalten wird. Und wirklich, der böhmische Josef dachte nun Tag und Nacht an den armen Jüngling und Gottessohn und seine traurigen irdischen Schicksale. Zwar waren es Juden gewesen, die ihn verfolgt und gekreuzigt hatten, aber er schüttelte immer wieder den Kopf und schämte sich seines Menschentums. Was freilich nun die beiden verbohrten Brüder Scharf damit sagen wollten: Quint wäre eben der damals Gekreuzigte! das begriff sein gesunder Verstand einstweilen noch nicht.

Immerhin war in ihm das Wartende. Er hoffte längst nicht mehr auf den kommenden Tag, aber schritt doch immer auf das irgendwann sichere, große, noch dunkle Ereignis zu. Manchmal wurde er ungeduldig: dann baute er sich auf irgend einem Sterne neue Leben und neue Ereignisse aus. Gespenstergeschichten, wie die der Erscheinung Emanuel Quints, die Schubert eben zum Besten gegeben, waren immer nach seinem Sinn, besonders bei Nacht, im Freien, am Reisigfeuer, und wenn wirkliche oder nur eingebildete Gefahr im Verzuge war, aber auch in den Bergschenken, unter der Lampe. Nichts besseres aber konnte ihm zustoßen als dies gruselige, nächtliche Warten auf den verfemten Emanuel Quint, umgeben von Rätseln, Gefahren und Ahnungen.

Plötzlich stand der Erwartete da, und alle erhoben sich von der Erde.

„Ich ersuche euch, liebe Schwestern und liebe Brüder, auseinander zu gehen," sagte Emanuel mit bewegter Stimme und gütigem Ausdruck; wobei der Mond, der inzwischen, mehr und mehr erbleichend, höher gestiegen war, ihn so beleuchtete, daß seine Gestalt und sein Antlitz wie ganz aus weißem Lichte erschien. „Ich möchte nicht," fuhr er fort, „daß ihr etwa um meinetwillen Leiden erduldet." Sie sahen alle, trotz des Dämmers, wie sehr das Antlitz des falschen Heilands von Tränen feucht und verfallen war. „Ihr müßt um meinetwillen nicht leiden, denn ich bin nichts. Mögen sie mich doch niedertreten. (Das ist es nicht! wahrlich, ich verdiene nichts Besseres! Aber ich wußte nicht, daß heut, zweitausend Jahre nach unseres Heilands Geburt in die Welt, eben dieselbe Welt noch so rasend und wütend in ihren Sünden ist.) Lieben Brüder und Schwestern, ihr seht mich bestürzt, nicht weil diese Leute da drüben gegen mich, sondern weil sie gegen Jesum Christum selber wüten."

„Wir wissen es, daß sie wider Jesum Christum selber wüten," sagte der bucklige Schneider Schwabe plötzlich und warf sich vor Quint auf das Angesicht.

Quint aber erschrak und wollte ihn aufheben. Weil er aber von so viel Bereitwilligkeit, sich dem Göttlichen hinzugeben, zugleich ergriffen war, so spürte er auch sogleich in sich eine zärtliche Liebe und inniges Mitleid für diesen Menschen aufsteigen.

Den Weinenden aufzurichten gelang ihm nicht. Er hätte nun. werden etliche meinen, sagen müssen, du betest in mir nicht Gott, sondern eher den Fürsten der Hölle an, zum mindesten einen armen Menschen, wie du einer bist, einen armen verblendeten Handwerksgesellen! Du ergibst dich, bestenfalls, einem schrecklichen Selbstbetrug! Aber dies oder etwas ähnliches auszusprechen, vermochte Emanuel Quint nicht mehr über sich.

Er konnte den Armen nicht enttäuschen. Auch setzte hier gleich wiederum seine besondere Narrheit ein, vermöge deren er sich in ein Doppelwesen zerspaltete: ein geistliches, das ihm durch und durch Gottheit schien, und ein fleischliches, nämlich das sündliche, irdische. „Lieber Bruder," sagte er, „das hast du nicht aus dir selber herausgesprochen! Du hast es auch nicht zu mir gesagt, der ich hier im Fleische vor dir stehe: der aber, zu dem dein Geist in der Stille der Nacht sich erhob und vor dem du dich niederwarfest zur Erde, nämlich der Vater, der in mir ist, hat dich gehört und zu ihm hast du gesprochen."

Hiermit wollte Emanuel nun nicht sagen, er wäre im fleischlichen Sinne der wiedergekommene Christ und Gottessohn, dennoch war unter allen, die jenem Vorgange beiwohnten, wie sich später ergab, nicht einer, Mann, Weib oder Kind, der ihn anders verstand, als daß er wirklich der Heiland sei.

Es muß in diesem ganzen, kurzen Vorgang eine verwirrende Kraft gelegen haben, die der aufgeklärte Mensch unsrer Zeit wohl schwerlich begreifen kann. So wenigstens ist man zu glauben gezwungen, wenn man die späteren Aussagen aller dieser Menschen zusammenhält. Ihr sei gewesen, sagte die mehr als sechzigjährige Webersfrau, als wäre plötzlich ein ungeheurer Regen von Sternen vom Himmel gestürzt und als hätte sie im gleichen Augenblick die Kraft zu atmen und zu schlucken eingebüßt und solle ersticken. Der Stellmacher sagte, er habe, als Quint sich zu dem weinenden Schwabe niederbeugte, deutlich gefühlt, wie unter ihm Acker und Feldrain geschwankt habe, und deutliches unterirdisches Rollen gehört. Der böhmische Josef erklärte, er wisse nicht, was das gewesen wäre, etwas Natürliches oder Zauberei: der ganze Himmel sei auf einmal wieder tageshell und blutrot geworden.

Man stellte ihm vor, wie diese Himmelserscheinung allerdings höchst wunderbar und vorläufig unerklärlich sei, je-

doch in diesem Jahre täglich und allgemein beobachtet werde: nämlich daß auf der Seite des Sonnenuntergangs, bis spät in die elfte Stunde hinein, eine helle Röte am Himmel verbreitet stand. Aber man sah es dem böhmischen Josef an, die Sache war ihm nicht auszureden.

Kurz, es brach ein augenblicklicher Wahnsinn aus. Alle, voran die Scharfs, drängten sich um die Hände des Toren und küßten sie mit einer weinenden Inbrunst und Zärtlichkeit, so daß, wer etwa diesen Vorgang unbeteiligt belauscht hätte, sich nicht würde haben erklären können, was hier geschah. Und wirklich war das Gewimmel von knienden und gebeugten Menschen, im Mondschein, um den einen, der aufrecht stand, nicht unbeobachtet. Zwar keine Freiburger Jäger, aber doch Lauscher hatten sich bis in das nahe Wäldchen angepirscht und begleiteten, was sie von dem gespenstigen Treiben sahen, bald mit Geflüster, bald mit Gekicher und auch wohl mit manchem fragenden und erstaunten Blick.

Es war dem armen Emanuel Quint bei alledem an diesem Abend unsäglich weh und trostlos ums Herz. Von allen Seiten schien ihn etwas in einen Weg der Lüge hineinzudrängen, der zugleich ein Weg der Verachtung war. Er hatte den Wunsch, von allen Menschen erlöst zu sein, so heiß, wie selten in seinem Leben, um nur allein mit Gott verbunden zu sein. Aber die Menschen umlagerten ihn: dieser bereit, ihm nachzufolgen, jener in bittrer Leibes- und Seelennot, von ihm eine solche Erlösung fordernd, die er zu geben nicht fähig war. Aber was half es, sie dauerten ihn. Er konnte sich nicht aus der Welt zurückziehen und sie, die wenigen, die ihm vertraut, enttäuschen und in Verzweiflung zurücklassen. Zwar mancher lebt und lacht und ißt und trinkt gleichgültig, hoffnungslos und mit einer kalten Verzweiflung, die nicht mehr brennt, in der Brust. Aber er konnte den Glauben nicht töten. Allzugroß war sein Mitleid und seine zärtliche Liebe, um einen solchen Mord zu begehn.

Er nahm aber doch die Scharfs beiseite und sagte immer wieder aufs dringlichste: er bitte sie innig, ihn zu verlassen. Bewahret das Geheimnis des Reichs, jedoch, lieben Brüder, verlasset mich. — Und nun kam er leider wieder in seine biblische Art zu sprechen hinein und sagte: „Der Menschensohn ist gekommen, die Leiden des Menschensohnes zu tragen! Ich bin arm! Die Dielen im Hause meines Vaters und meiner Mutter verbrennen mir meine nackten Sohlen. Ich muß fort. Des Menschen Sohn hat kein Dach über seinem Kopf, kein Bett und kein Kissen für sein Haupt, das ihm gehört. Was hofft ihr von mir? Was begehrt ihr von mir?"

„Daß du uns nicht vergessest," sagte der überstiegene Martin Scharf... „daß du uns nicht vergessest, dereinst in deiner Herrlichkeit."

Jetzt mußte Quinten wohl der furchtbare Irrtum deutlich aufgehen, der sich in den Köpfen des engeren Kreises seiner Anhänger festgesetzt hatte: deshalb verwandelte sich die erneute Wahrnehmung eines so verstiegenen Glaubens in einen heftigen Ausbruch des Zorns. „Martin," rief er, „du siehst, wer ich bin! Ich bin nicht der, für den du mich nimmst! Was willst du von mir? Wenn du teilhaben willst an meiner Herrlichkeit: du siehst, meine Herrlichkeit ist das Leiden! Ich habe keine andere irdische Herrlichkeit! Gehet und redet mit meinem Stiefvater! Gehet und redet mit meinem Bruder! Hört, was man in den Schenken und in den Häusern der Reichen von mir spricht! Und alles, was ihr dort erfahren werdet, das ist meine ganze Herrlichkeit! Wollt ihr den Rock, den ich auf den Schultern habe, nehmt ihn hin. Silber und Gold habe ich nicht und suche ich nicht! Reichtum also ist von mir, von jetzt an in alle Ewigkeit, nicht zu erwarten. Was erwartet ihr also von mir?"

Und Anton rief sogleich in berauschtem Bibelton: „Wir warten auf die Erscheinung der Herrlichkeit des seligen Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi; der sich selbst für

uns gegeben hat, auf daß er uns erlöste von aller Ungerechtigkeit, und reinigte ihm selbst ein Volk zum Eigentum, das fleißig wäre zu guten Werken."

Emanuel atmete von Grund seines Herzens qualvoll auf. Er wollte sich losreißen, aber da drängten sich alle wiederum flehend, wie hungernde Bettler, um ihn herum, und als wäre er einer, der einen Laib Brot hoch in die Luft hinaus hielte. Mitleid und Grauen kam ihn an: Mitleid mit ihrer hilflosen Leibesnot und Grauen vor der würdelosen und heimlichen Gier nach anderen als nach geistlichen Gütern. Und schließlich graute ihm auch vor dem, was in diesem Treiben ihm als eine sinnlose Lust am Unfug an sich erkenntlich ward.

Fast bewog ihn dies alles, geradezu die Flucht zu ergreifen, aber da durchblitzte ihn plötzlich wieder die ganze Kraft seines eingebildeten Lehrberufs. Und nachdem er sich mit Entschiedenheit von seinen Bedrängern frei gemacht hatte, schritt er entschlossenen Ganges den kleinen Hügel hinan, wo der Birnbaum stand, und befahl der Gemeinde, sich um ihn im Kreise niederzulassen.

„Ihr wißt," begann er, mit einer Stimme, die wiederum fest und einfach klang und darin das Beben des Herzens, das Beben einer vorgeahnten Inspiration fühlbar ward ... „ihr wißt, daß Jesus, der Heiland, zu den Seinen, wie der Evangelist berichtet, nie anders als durch Gleichnis geredet hat ..." Weiter kam Emanuel nicht, denn im nächsten Augenblick hatte sich etwas überaus Klägliches mit ihm und seiner Gemeinde ereignet.

Elftes Kapitel

Es sind nachher ihrer viele gewesen, die sich ganz und voll auf die Seite derer gestellt haben, die, wie man meinte, versucht hatten, das dörfliche Ärgernis auf ihre Art

aus der Welt zu schaffen. Es wurde gesagt, der Schlachtergeselle, der dem Schneider Schwabe durch einen Schlag mit einer Bohnenstange den linken Arm zerbrochen habe, sei zwar nicht geradezu berechtigt gewesen, dies zu tun, aber man müsse ihn aus seinem christlichen Gefühl heraus entschuldigen. Es wurde ferner allgemein eine Tat des böhmischen Josef verdammt, der einen Gastwirt aus dem Niederdorf und einen Pferdejungen des Bauers Karge buchstäblich in einen gewissen Froschteich, der ziemlich tief war, geschleudert hatte, wobei noch außerdem der Wirt sowohl als der Pferdejunge von ihm auf eine so erhebliche Weise tätlich mißhandelt worden war, daß jeder von ihnen nahezu vierzehn Tage das Bett hüten mußte. Aber Josef hatte sich in der Notwehr befunden.

Es war erwiesen, daß eine Rotte aufgeregter Menschen, worunter sich einige Schlepper aus dem nahen Kohlenrevier, ein Pferdehändler, ein Handelsmann und ein Schlachtermeister befanden, um neun Uhr abends das Wirtshaus zum Stern in angetrunkenem Zustand verlassen hatten und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, zunächst in ein anderes Gasthaus: Emmaus Einkehr, zu ziehen, dort mit den „Muckern" Händel zu suchen und, wenn man Emanuel Quint anträfe, diesen zunächst gründlich zu „vertobacken," was mit verbläuen, windelweich schlagen oder fürchterlich durchprügeln gleichbedeutend ist.

Schon als die Rotte über die Brücke und neben der Brücke durch die sogenannte „Bache" gezogen war, dem Gasthause zur Emmaus Einkehr gegenüber, hatten sie Haselnußstöcke, Steine, geflochtene Stricke und dergleichen als Waffen mit sich geführt. Der Wirt jener christlichen Herberge hatte sogleich seine Türen geschlossen. Als es späterhin zu seiner Vernehmung kam, zeigte er einen faustgroßen, sogenannten Feuerstein, der eines seiner Fenster zertrümmert hatte. Weitere Ausschreitungen geschahen vor Emmaus Einkehr nicht.

Die Ursache aber, wodurch dies vermieden worden war, bestand in einem schnöden Verrat, den die Schleußerin von Emmaus Einkehr ausübte. Sie hatte nämlich einem der Tumultuanten, der zugleich ihr Geliebter war, aus einem Fenster, das auf den Hof ging, heraus, die Zusammenkunft, draußen am Birnbaum, mitgeteilt. Es war der gleiche Schlachtergeselle, der den Arm des bedauernswerten Schneider Schwabe zertrümmert hatte.

Nachdem der tolle und wilde Haufe, in dem sich auch ein und der andere fanatische Katholik befand, den Aufenthalt des Narren in Christo und seiner Gemeinde durch den Schlachtergesellen erfahren hatte, veränderten sie ihre Taktik durchaus, und an Stelle des Lärms trat tiefe Stille.

Die Beteiligten redeten sich später ziemlich übereinstimmend auf einen mißglückten Spaß hinaus. Und wirklich war hie und da aus dem Kreise der Unfugstifter Gelächter erschollen: keinesfalls vermochte jedoch die kleine Schar um Emanuel Quint, weder die Herde noch der Hirte, als dieser Apachenhaufe schließlich über sie hereingebrochen kam, irgend etwas von Spaß zu bemerken.

Als Emanuel kaum gesagt hatte, wie Jesus, der Heiland, fast nur im Gleichnis zu seinen Jüngern geredet habe, unterbrach ihn ein weithin die Nacht durchgellender Pfiff, der aus dem nahen Gehölze hervortönte. Es war das Signal zum Angriff gewesen, das der Pferdehändler zu geben beauftragt war und das er hervorzubringen verstand, indem er je zwei seiner dicken Finger tief in das aufgedunsene Maul steckte. Der starre Schrecken, den der kannibalische Pfiff in der kleinen Gemeinde sofort hervorrief, hatte noch nicht sein erstes Wort gesagt, als auch schon dunkle Gestalten aus dem tiefen Schatten des Wäldchens in den Mondschein laufend und springend hervordrangen und gegen den Birnbaum heranstürzten. Oft durchlebte Emanuel späterhin noch diesen Vorgang im Traum. Die gleiche Mondnacht mit ihrer weiten, geräumigen Stille umgab ihn dann. Er sah das

Schwanken dunkler Waldbäume. Er hörte plötzlich den gellenden, ohrenzerreißenden Pfiff und dann, wie es ihm vorkam, ein Rudel jechender Wölfe näher keuchen. In Wirklichkeit hatten dazu noch, unvergeßlicherweise, hinter dem Wäldchen die Frösche gequakt.

Und nun, als die Angreifer näher kamen und zwar schweigend, wie sie beschlossen hatten, erhoben die überraschten Anhänger Quints ein lautes, verzweifeltes Hilfegeschrei und stoben nach allen Seiten davon. Dieses Hilfegeschrei ist später in das Bereich der Mythe gezogen worden, indem, nicht nur von den Arbeitsweibern auf dem Dominium, sondern auch von Männern und Frauen aus dem Bürgerstand erzählt und behauptet wurde, man habe diesen Hilferuf hinauf bis ins Oberdorf und wiederum in einem nach entgegengesetzter Richtung weit entlegenen herrschaftlichen Vorwerk gehört, was, selbst wenn man die Stille der Sternennacht dabei berücksichtigt, ohne daß man ein Wunder annimmt, nicht zu erklären ist.

Im ersten Augenblick sah sich Emanuel ganz allein. Nach allen Seiten waren sogleich Verfolger den Fliehenden nachgeeilt. Er wurde dann von drei keuchenden, wilden Köpfen, von unvergeßlichen, bläulichen und grimassenschneidenden Masken, umringt, und er hörte die Worte: „da ist ja das Bürschchen!" Gleichzeitig fühlte er sich von harten Fäusten vor der Brust, im Rücken und an den Armen gepackt.

Er leistete keinen Widerstand.

Es war ihm mit einemmal gewesen, als sei er gar nicht der, der er war, auch nicht an der Stelle, wo er war, sondern sei an allem, was vorging, unbeteiligt. Dies mag am Ende insofern zu seinem Vorteil ausgeschlagen sein, als man, durch Widerstand nicht gereizt, ihn zunächst nicht mißhandelt hatte.

Man packte ihn aber und rannte mit ihm, der dadurch zu einem widerwilligen Lauf unwürdig gezwungen wurde, zu

irgendeinem Endzweck über die Äcker gegen das Wäldchen hin. Dort zerrte und stieß man ihn über die Böschung und war eben bis auf wenige Schritte Entfernung an das Ufer eines kleinen, mit Schilf bedeckten Sees gelangt, als unerwartet einer von Emanuels Peinigern, von einem furchtbaren Schlag aus der Dunkelheit — es klang, als sauste ein Knüttel auf einen Stein — jählings getroffen, lautlos in die Farnkräuter niederstrauchelte.

Von den Übriggebliebenen aber wurde Emanuel weiter gegen den See geschleppt. Man wollte ihn, wie man sich vorgesetzt hatte, im Wasser des Sees auf eine besondere Weise taufen, derart zwar, daß eine Ernüchterung für ewige Zeit, wie man glaubte, unausbleiblich war. Aber zu dieser Taufe kam man nicht, oder wenigstens wurde mit Hilfe des böhmischen Josef die Absicht der Unfugstifter insofern umgekehrt, als diese selbst, und nicht ihr Opfer, die ernüchternde Taufe erdulden mußten.

Der böhmische Josef nämlich war plötzlich vor den verblüfften Rowdys in seiner erschrecklichen Häßlichkeit wie irgendein böser Dämon oder der Teufel selber, aufgetaucht und hatte mit wenigen Griffen und Faustschlägen den armen Narren von seinen Quälern befreit: freilich war dieser kaum aus der Verklammerung vieler Hände losgerissen, als er bewußtlos zu Boden sank.

Auf diese Weise hatte denn die zunächst recht harmlose, wenn auch sonderbare Zusammenkunft armer, nach Erlösung hungriger, irregeführter Seelen, ein überaus klägliches Ende genommen.

Die Sache wurde sehr viel belacht. Man nahm sie als eine Travestie des Allerheiligsten, die als solche freilich unbeabsichtigt und deshalb einigermaßen rührend war. Aber man nahm die Versammlung selbst auch, in anderen Kreisen, mit voller Entrüstung als Blasphemie: und in diesem Zusammenhang sprach man von jenem Überfall, als von einer

gesunden Reaktion der beleidigten christlichen Volksseele. Es gab aber in der nahen Kreisstadt eine gewisse Vereinigung, und zwar zählten sich einflußreiche Männer und besonders viele Frauen darunter, die auf ein tieferes religiöses Leben hinzuwirken unternahm, als es die Kirche bieten konnte: in dieser frommen Gemeinschaft aber wurden sehr bald auch Stimmen für Quint und seine Anhänger laut. Alles in allem geriet der Vorfall sehr schnell in Vergessenheit, denn damals hatten gerade der Kaiser von Rußland und der Präsident der französischen Republik, auf einem französischen Kriegsschiff, eine Zusammenkunft, wobei sie gewisse Trinksprüche ausbrachten, durch die sich die ganze europäische Welt teils freudig, teils im entgegengesetzten Sinne beunruhigt fand.

Unter diesen Verhältnissen wurde es auch wenig beachtet, was in der Folge mit Emanuel Quint geschah, den man aus einigen Wunden blutend, bewußtlos in das Haus seiner Eltern gebracht hatte. Die Mutter, die wahrhaft erschrocken war und deren mütterliche Liebe mit Weinen und Schluchzen lebhaft zutage trat, pflegte seiner mit eben der Sorgfalt und etwa ein weniger zärtlicher, als es in jenen Kreisen üblich war. Nach einigen Tagen kam ein Arzt, den das Gurauer Fräulein, das von dem Mißgeschick des armen Narren auf dem Wege über die Scharfs und Bruder Nathanael unterrichtet worden war, brieflich zu dem Besuche veranlaßt hatte. Er stellte fest, daß ungeachtet vieler Hautschürfungen auch eine Zerreißung von Blutgefäßen in der Lunge des Kranken vorhanden war, eine Verwundung, die ein heftiger Stoß oder Schlag verursacht hatte.

Nachdem der Arzt mit seiner Untersuchung fertig geworden war, riet er Emanuel und der Mutter Emanuels, die weinend neben dem ärmlichen Lager stand, eine Privatklage gegen die Täter einzureichen. Das war auch die Mutter Emanuels und sogar der Stiefvater willens zu tun: der Betroffene selbst aber weigerte sich. Er wollte von einer Klage nichts wissen.

Wiederum nach einigen Tagen holte man ihn unter dem schrägen Dach der elenden Rumpelkammer, wo er gelegen hatte, hervor, nachdem es schon dunkel geworden war, und brachte ihn in ein Schwesternhaus, das die Gurauer Dame gegründet hatte und aus eigenen Mitteln unterhielt. „Da dieser arme Mensch," so waren ihre Worte gewesen, „nun leider nicht selber zu mir kommen kann, was bleibt mir übrig, als ihn zu holen?"

Drei Diakonissinnen und eine Art Oberschwester besorgten das kleine Krankenhaus, das in einem freundlichen Garten, nicht weit vom Rande des Waldes, gelegen war. Von Zeit zu Zeit kam das Fräulein selbst in einer mit Atlas ausgeschlagenen Landkutsche aus Gurau herüber, begleitet von ihrer Gesellschafterin, um sich persönlich von dem Gedeihen ihrer Stiftung zu unterrichten. Diesmal erschien sie genau am siebenten Tage, einem Montag, nach Emanuels Einlieferung.

Sie hatte in einem für sie reservierten Raum zunächst mit dem Arzt und der Oberschwester eine längere Aussprache, wobei die etwas verwachsene, kleine Dame nicht einen Augenblick stille stand, sondern in ihrer schwarzen Seidenrobe fortwährend durch das Zimmer rauschte: von einer Wand, mit dem Stiche des Ganges nach Emmaus, zu der anderen Wand, mit dem Bilde von Christi Himmelfahrt. Schließlich wurde sie zu dem Kranken geführt, den sie zunächst mit Neugier betrachtete.

Sauber gebettet und mit einer flanellenen Jacke über den mageren Schultern, die den Ansatz des langen Halses frei ließ, lag Emanuel Quint, den Rücken durch Kissen gestützt, im Bett. Er hatte auf einem gelben Holzstuhl zwei Exemplare der Bibel neben sich liegen, von denen, bräunlich, beschmutzt und abgegriffen, das eine sein altes Eigentum und also der Quell seiner Irrtümer war, das andere dem Schwesternhause gehörte, ja sogar dem Bett, das Emanuel inne hatte; denn nach Ansicht dieser evangelischen Kreise und der Stifterin des christlichen Heims: „Herr! Hilf!" gehörte, wie

leibliche Nahrung dem Körper notwendig ist, jeglicher Seele ihr Bibelbuch.

„Hier ist nun," sagte der Arzt, „Ihre Wohltäterin."

Die Dame schüttelte aber sogleich ablehnend, zwischen den schwarzen Bändern ihres Kapotthutes, lebhaft den Kopf. „Ich bin nicht hierher gekommen," sagte sie, „um mich Ihnen als Wohltäterin präsentieren zu lassen, Herr Quint. Ich will mich nur durch den Augenschein überzeugen, ob es Ihnen einigermaßen besser geht: Was fällt Ihnen ein, Doktor?" fuhr sie fort, indem sie dem Arzt mit dem Finger drohte, wobei die lange, magere Hand mit einem Halbhandschuh aus schwarzer Spitze sichtbar ward. „Wenn wir Gutes tun, sollten Sie doch wahrhaftig wissen, als guter Christ, so haben wir gerade zur Not getan, was wir schuldig sind." Sie kehrte sich hierauf zu ihrer Gesellschafterin, um dieser sehr langen und steifen Dame, aber so, daß es alle hören konnten, zuzuflüstern: „ich finde, daß der Mann einen guten Eindruck macht."

Jetzt begann der Arzt seinen klinischen Vortrag, wobei er, was die alte Dame zu lieben schien, die verschiedenen Narben der Wundstellen zeigte. Er klopfte auch, das Hemd des Narren beiseite schiebend, jene Partie der Lunge ab, die durch den Stoß gelitten hatte, dessen Spur als dunkler, in allen Farben des Regenbogens spiegelnder Fleck, auf der weißen Haut der rechten Brusthälfte, noch zu sehen war. Alles, was die rein psychische Erkrankung des Patienten betreffen konnte, war durch den Arzt zunächst aus seiner Behandlung ausgeschaltet worden. Er hatte es überhaupt, so lange Quint unter seinen Händen war, nicht berührt.

„Meinen Sie," hatte das adlige Fräulein während jener Besprechung, die dem Krankenbesuch voranging, den Arzt gefragt, „daß es dem Menschen schaden könnte, wenn ich mit Vorsicht das Gespräch auf jene unselige Schwäche bringe, die, wie es scheint, sein Verhängnis ist?" Dieser aber, der Arzt, hatte gelacht und ihr jeden Versuch in dieser Richtung

anheim gestellt. Er hatte auch noch hinzugefügt, daß es nicht immer ganz leicht wäre, die fixe Idee und das Wahnsystem eines Paranoiakranken aufzudecken, da solche Kranken zuweilen, aus irgendeiner geheimen Ursache, mit großer Schlauheit und Intelligenz den Beobachter irre zu führen vermöchten. Er hatte sie darauf hingewiesen, wie Emanuel jetzt eben durch Preisgabe seines Wahns der Gotteskindschaft recht übel gefahren sei und vielleicht seine Überzeugung, er sei der Messias, deshalb für längere Zeit geheim halten oder leugnen werde. Nun aber sah die Dame den Arzt mit einem besonderen Blicke an, ihn und auch die Gesellschafterin, und beide entfernten sich, weiterschreitend, unauffällig zu einigen Kranken des nächstfolgenden Zimmers hinein.

Schwester Hedwig aber schob einen Korbstuhl bis auf eine abgemessene Entfernung an Emanuels Lager heran, den das alte Gurauer Fräulein ablehnte, indem sie sich aber doch zu gleicher Zeit darauf niederließ.

Die Dame erzählte später oft, und auch einige Male hohen und höchsten Herrschaften, wie Emanuel damals, bei dieser ersten Begegnung, auf sie gewirkt hatte. Sie versicherte jedesmal dabei, es sei nicht möglich gewesen, diesem sonderbaren Menschen ohne Rührung, ohne Erschütterung, ja ohne ein leises Grauen ins Auge zu sehen. Als ich zu ihm ging, sagte sie, war ich neugierig, als ich von ihm ging, wußte ich nicht, was mit meiner Seele geschehen war.

Das Gurauer Fräulein begann ihr Gespräch mit Redensarten, wie sie in ähnlichen Fällen üblich sind: „Sind Sie zufrieden mit der Verpflegung?" fragte sie. „Sind Sie mit irgend etwas unzufrieden?" fuhr sie fort, als Quint zu der ersten Frage bejahend genickt hatte. Quint schüttelte nun verneinend den Kopf. Dann trat eine kleine Stockung ein. „Es ist empörend, wie diese rohen und schlechten Menschen Sie behandelt haben," setzte sie dann ihre Rede fort. „Ich habe gehört, daß sich der Staatsanwalt bereits mit der Sache

beschäftigt hat. Man sagt mir, auch Sie, Herr Quint, wären über diese Sache bereits vernommen worden. Wir leben in einem geordneten Staat! Wo sollte das hinführen, wenn Pöbelrotten ungestraft über friedliche Menschen herfallen dürften?"

Quint, der, die Hände gefaltet auf der wollenen Bettdecke, mit scharfgerichteten, aber niedergeschlagenen Augen zugehört hatte, erhob nun, mit einem langen Blick in das Antlitz der alten Dame, den Kopf, dann begann er, in einem gemessenen Tonfall, und ohne jedwede Spur von Befangenheit:

„Was meinen Sie, wenn man die Lehre des Heilands, dazu sein Leben und Sterben recht verstanden hat, und wenn man ferner nichts Besseres und Höheres in diesem irdischen Leben kennt, als seiner Lehre, seinem Leben und Sterben nachzufolgen, kann man dann wohl mit dem Vorgehen irgendeines Gerichtes, das aus menschlichen Richtern gebildet ist, einverstanden sein, oder gar jemals ein solches anrufen?"

„Ich denke doch," gab das Fräulein zurück. „Wo Obrigkeit ist, sagt unser Heiland, so ist sie von Gott verordnet und jedermann sei ihr untertan. Diese Menschen haben sich vergangen gegen Gott und die Obrigkeit und darum müssen sie füglich bestraft werden."

„Hat nicht," sagte Emanuel, „der Heiland mitunter in einem gewissen Zusammenhange Worte gesagt, die in einem anderen Zusammenhange anders lauten und andres bedeuten? Was soll man glauben, was von drei Dingen das köstlichste ist: das von Menschenhänden niedergeschriebene Leben unseres Herrn? das irdisch gelebte Leben unseres Heilandes, oder das himmlische Leben unseres Herrn?"

Die Dame meinte: „das himmlische Leben".

„So," sagte Emanuel, „denke auch ich. Ich meine, daß in diesem Leben das schlackenlose Licht des Geistes gewesen ist; daß aber Schlacken dieses heilige Licht des Geistes in seinem

zweiten, irdischen Leben, schon verdunkelten: um wieviel mehr in diesem dritten Leben, auf den bedruckten Blättern eines Buchs, die etwas wiedergeben, was von Menschen erzählt, von Menschen erlauscht, von Menschenhänden niedergeschrieben ist. Oder sollte es Menschen geben, die da meinen, die Glorie, die den Sohn Gottes umstrahlt, stamme etwa aus diesem Buch? Es enthält vielmehr nur einen schwachen Abglanz seiner Glorie."

Die Dame fand sich ein wenig beunruhigt, weil ihr dies alles auf eine bedenkliche Weise einleuchtete, und Quint fuhr fort:

„Ich glaube, daß dieses Wort von der Obrigkeit in einem gewissen Sinne unter die Schlacken zu rechnen ist. Jedenfalls ist es für Leute bestimmt, die außerhalb der Wiedergeburt, sowohl als Herrscher, wie als Beherrschte, dem Reiche der Toten angehören. Ich aber gehöre diesem Reiche nicht an: mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Jetzt aber blickte das Fräulein plötzlich den Narren in Christo mit gespanntester Neugier an.

Sein Hemd stand offen. Die Muskeln spielten an seinem Hals. Die feinen Lippen öffneten sich unter dem rötlichen, unten gespitzten Bart und schlossen sich wieder ohne Strenge. Nicht weit vom Ansatz des Ohres pochte sichtbar ein Puls, desgleichen im zarten Geäder der bleichen Schläfe. Das Auge aber des Tischlersohnes war weit, freilich mehr nach innen, als nach außen aufgetan. Und er fuhr fort:

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt. In dieser Welt aber, wo der Lohn der Sünde zum Stachel des Todes geworden ist, ward die Kraft der Sünde zum Gesetz. Wer es fassen mag, fasse es. Ich aber stehe unter der Kraft der Sünde und also auch unter dem Gesetze nicht. Deshalb suche ich auch meine Ehre vor dem Gesetze nicht, sondern ich suche allein in mir die Ehre des, der mich gesandt hat."

So war nun auf einmal das Gurauer Fräulein Auge in Auge jenem umfassenden Wahnsystem gegenübergestellt,

an das sie nicht eigentlich recht geglaubt hatte: und da sie zunächst nicht fähig war, in die eigentümliche Art der Quintischen Dialektik einzudringen, schien dieser Wahn ihr anfangs noch ungeheuerlicher, als er tatsächlich war, zu sein. Natürlicherweise erschrak sie förmlich. Aber die heißen und kalten Schauer, die der frommen Dame gleichzeitig über den Rücken liefen, waren ihr angenehm. Ähnliche Sinneserregungen suchte sie, und fand sie in der Art ihres religiösen Lebens, so wie in ihrer philanthropischen Wirksamkeit, und ähnliche Wirkungen hatte sie oft — niemals jedoch die gleiche wie jetzt und mit solcher erschütternden Stärke! — empfunden.

Denn Emanuel Quint erschien ihr im ersten Augenblick weder lächerlich noch bedauerlich, weder ein Narr noch ein Kranker zu sein und der starke Eindruck, den er ihr machte und der sie unvorbereitet traf, konnte sich auch durch den Umstand nicht abschwächen, daß Quint sofort und ohne Umschweif auf seine religiösen Einbildungen zu sprechen kam. Es ging ihr in dieser Beziehung nicht anders, wie es vielen ergangen war, die der Irrtum des sonderbaren Schwärmers in Fesseln geschlagen hatte. Die plötzliche Anmaßung eines Menschen, kein geringerer als der Erlöser zu sein, betäubte sie, obgleich sie eben die Anmaßung ablehnte: die Illusion der Heilandsnähe ward aber zugleich in ihr auf unerhörte Weise erzeugt und durch die Bescheidenheit genährt, womit der Narr in Christo seinen Irrtum zum Ausdruck brachte.

Zwar hatte Emanuel keineswegs die runde Behauptung aufgestellt, er sei der wiedererstandene Christ! aber dies und nichts anderes war, durch die letzten Worte des armen Hospitaliten, nach Ansicht des Fräulein in vollem Umfange ausgedrückt und ihr Kapotthut begann zu zittern.

„Nicht alles, was Sie gesagt haben," erwiderte sie vorsichtig ... „nicht alles ist mir ganz verständlich, lieber Herr Quint. Ich bin eine arme, alte Frau und mein Kopf ist niemals der allerbeste gewesen. In meiner Einfalt meine ich

allerdings, daß die Obrigkeit Gewalt, zu richten, und Gewalt, zu strafen, hat. Ich kenne Sie noch zu wenig, Herr Quint. Ich kenne insonderheit die Geschichte Ihres Lebens und Ihrer Gotteserfahrungen nicht. Ich weiß wohl, daß geschrieben steht: ich habe es den Weisen verborgen, den Ungelehrten, den Kindern und Unmündigen, denen, die arm an Geist und reines Herzens sind, dagegen zu wissen getan! ich weiß das wohl. Ich bin auch ganz erfüllt von dem, was der heilige Apostel Petrus geredet hat: wir haben ein festes, prophetisches Wort und ihr tut wohl, darauf zu achten, als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe..."

„In eurem Herzen!" ergänzte Quint.

„Jawohl," fuhr sie fort, „aber es werden auch äußere Zeichen geschehen, wenn der Sohn in den Wolken zur Rechten des Vaters sitzen wird am jüngsten Tag und am jüngsten Gericht. Hüten wir uns, in Versuchung und Stricke und in verderblichen Irrtum hinein zu geraten." Dies alles sprach die alte Dame mehr und mehr erregt und mit einem bebenden Herzenston.

„Gott ist ein Geist," sagte Quint dagegen, indem er, nicht ohne eine leise begütigende Zärtlichkeit, seine Hand über die zitternden Hände der Dame gleiten ließ. „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, sollen ihn mit dem Geiste und mit der Wahrheit anbeten. Denket nach, liebe Frau: Gott ist ein Geist. Die heiligen Menschen Gottes, wie Petrus sagt — und wahrlich, mehr denn Petrus war, bin ich! — sind überall. So lange die Welt steht, haben heilige Menschen Gottes geredet, getrieben von dem heiligen Geist. Aber dasselbe Wort, gute Frau, dadurch das Licht ins Irdische scheinet, dasselbe Wort verdunkelt das Licht und soweit nicht der Geist das Wort tötet, soweit tötet das Wort den Geist. Aber wenn heilige Menschen Gottes reden, so wissen wir alsogleich, wes Geistes Kinder sie sind. Gott ist ein Geist: so wissen wir, zu wem und von wem sie Vater sagen. Der Vater ist Geist und

die da wiedergeboren sind durch den heiligen Geist, die allein werden ihn Vater nennen und werden Gotteskinder heißen. Nicht aber die leiblich Toten, leiblich Erweckten an einem jüngsten Tag oder jüngsten Gericht."

„Ihr müßt nicht glauben," fuhr Quint fort, „daß Gott ein Gott der Gestorbenen ist. Er ist, wie es der Heiland uns offenbart, ein Gott der Lebendigen, nicht der Toten! Wehe denen, die eine Sünde tun wider den Geist, die nie vergeben wird, indem sie ein Bild machen von dem Geist! indem sie einen irdischen König aus ihm machen! einen Zauberer! einen König, der in den Wolken thront, umgeben von geflügelten Geißelknechten mit feurigen Geißeln! einen Mann, der uns richtet und also weder haßt noch liebt, sondern unter dem Gesetze steht, dem aus Sünde geborenen Recht. Der uns kein Vater sein kann und sein darf, denn wo wäre je ein Vater zum Richter über Leben und Tod seiner Kinder gesetzt? Ein Vater liebt seine Kinder, denn seine Kinder sind sein Blut. Wir sind aber Gottes Blut, denn „unser Vater" beten wir. Unser Vater richtet uns nicht! Zwischen ihm und uns ist weder Gerechtigkeit, noch auch Ungerechtigkeit, sondern nur Liebe. Und keiner thront zu seiner Rechten, der mehr ist denn ich, des Menschen Sohn! Keiner thront zu seiner Linken, der mehr ist denn ich und irgendwer, der durch Jesum Christum wiedergeboren und in die Gemeinschaft des Geistes beschlossen ist. Was fürchtet ihr? Wehe denen, die da Lügen verbreiten, als wäre der Geist nicht Geist, sondern ein Kerkermeister ewiger Abgründe! Wehe allen, die da gekommen sind, die Welt zu foltern und zu martern durch den „Geist"! Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: ich habe die Pforten der Hölle aufgeriegelt, so stark ist die Kraft des Vaters in mir, es gibt keine Finsternis, in die Licht des Geistes nicht hinabdringen soll, es gibt keinen armen Schächer, den meine Liebe nicht befreit! Sie werden alle die Wahrheit erkennen, und eben die Wahrheit wird alle frei machen. Was wartet ihr auf die Zukunft Gottes? Das Geheimnis ist offenbar! Gott

ist nicht fern! Er ist nicht in einem fernen Lande! Gott ist hier! Gott ist bei uns! In mir ist Gott!"

Emanuel Quint hat diese für ihn so überaus bezeichnende Gedankenfolge späterhin oft entwickelt, und die Hartnäckigkeit, mit der er das tat, wurde als für eine bestimmte Krankheitsform seines Seelenlebens beweisend erachtet. Nicht so dachte die Geistlichkeit, die in derlei verwunderlichen Deduktionen nur die Gefahr für die Dogmen der Kirche heraus- spürte. Übrigens war diese Geistlichkeit später in zwei Lager geteilt: im ersten Lager sah man in dem Bestechenden, geradezu Einleuchtenden dieser Verstandesoperation und Betrachtungsart die Gefahr, im anderen Lager, das bei weitem zahlreicher war, nahm man sich nicht die Mühe, in die innere Logik dieser närrischen Weisheit einzudringen; oder auch, man vermochte es nicht. Hier tat man Quinten insofern unrecht, als man ihn schlankweg für einen bewußten Charlatan und Betrüger nahm, der, einfach auf seinen gemeinen Vorteil bedacht, die Leichtgläubigkeit derer, die niemals aussterben, ausnutzte und sich, ähnlich wie zuweilen Hypnotiseure, Spiritisten und andere Tausendkünstler tun, zynischerweise — was allerdings noch nie dagewesen war! — geradezu mit dem Nimbus des Heilands breit machte.

Ein Erzbetrüger dieser Art war aber der arme Narr in Christo nicht, und auch das Gurauer Fräulein hielt ihn, nachdem sich längst sein Geschick vollendet hatte, niemals dafür. Sie gehörte zu denen, die behaupteten, daß er höchstens ein irregeführter, ehrlicher Heilandssucher gewesen sei, und manchmal hat sie sogar in Gegenwart vieler die Worte gesagt: „wer weiß, er war vielleicht ein Erleuchteter, den euere neunmal kluge Theologie nicht begriffen hat."

Einstweilen griff sie jedoch nach dem Riechfläschchen! Die Worte Emanuels hatten sie ganz aus der Fassung gebracht. Sie empfand eine starke Erschütterung. Eine überaus tapfere Natur, die sie war, und mit gesunden Verstandskräften, ja sogar mit gesundem Humor begabt, hatte sie doch

in sich, besonders auf religiösem Gebiet, einen gewissen Überschwang des Gefühls zu bekämpfen, der sie oftmals etwas bereuen ließ. So war es ihr jetzt, nach den Worten Quints, als umgebe sie plötzlich ein großes Licht. Es war ihr, als seien Schleier gefallen, und ein letztes Geheimnis offenbart. Es war ihr, als habe sie bisher nur gleichsam mit tönendem Erz oder klingelnden Schellen von Heilandsliebe gehört und empfinde nun plötzlich den ganzen vollen und wahren Glanz und Sinn dieser allumfassenden Heilandsliebe. Ihr war, als habe ein Strahl aus dem Herzen dieses fremden und doch so vertrauten Menschen ihr innerstes Wesen brennend berührt. Ihr schwindelte förmlich, ihr pochte das eigene Herz atemraubend bis an den Hals hinauf, und wenn sie sich nicht gewaltsam beherrscht hätte, so würde sie tatsächlich am Bette des armen Hospitaliten weinend niedergesunken sein.

In diesem Augenblick aber rang sich ein leises Hüsteln aus der Brust Emanuel Quints hervor, und man konnte merken, wie sich ein an seinen Mund geführtes weißes Tüchelchen rot färbte. Gleichgültig schob er es zwischen Matratze und Bettstelle. Das Gurauer Fräulein erhob sich sogleich.

„Sie haben zu viel gesprochen, lieber Herr Quint," sagte sie, mit einem ehrlichen Schreck und gleichzeitig über und über, wie ein junges Mädchen, errötend. „Ich hätte Ihnen gern noch lange zugehört, leider geht es nicht und darf ich es nicht. Unser strenger Herr Doktor macht mir Vorwürfe."

Die Schwester Hedwig trat heran. Sie hatte eine Zitrone zerschnitten, die Scheiben auf einen Teller gelegt und reichte diesen Emanuel. Emanuel achtete ihrer nicht.

„So Gott will," sagte die Dame weiter, „haben wir uns nicht zum letzten Male gesehen, Herr Quint!" und somit reichte sie ihm die Hand, die jener nahm und in der seinigen ruhen ließ, wobei er die Gurauer Dame mit einem kaum merklichen Kopfnicken anblickte. Dabei fielen ihm rötliche Strähnen seines Haupthaars über das bleiche, eingesunkene,

mit Sommersprossen bedeckte Gesicht, auf das sich ein Strahl der späten Morgensonne gelegt hatte, der durch weiße Gardinen in das Zimmerchen drang.

Wiederum zwischen dem Gange nach Emmaus und der Himmelfahrt Christi im Vorzimmer auf und abrauschend, wiederholte die Dame oftmals in jenem weltlichen, resoluten Ton, für den sie bekannt war: „ich sage euch, macht mir diesen armen Menschen gesund! Es wird nichts außer acht gelassen, Doktor, was irgend für ihn geschehen kann.“ „Ich werde euch Früchte und Wein schicken, ihr Mädchen!“ so wandte sie sich an die Oberschwester und einige Diakonissinnen, die dabei standen. „Tut euer Bestes! Schont meinen Rendanten nicht!“

„So haben Sie ihn denn wirklich zum Reden gebracht, gnädigstes Fräulein?“ sagte der Arzt mit Verwunderung. „Es ist sonderbar. Er hat die ganze Woche über weder in meiner noch in der Schwestern Gegenwart irgendein religiöses Thema berührt.“ Er habe nur geschrieben und gelesen, erklärte die Oberschwester, und außer auf Fragen, die seine Pflege betrafen, kaum geantwortet, auch Anreden nur mit einem müden und guten Lächeln, leise den Kopf schüttelnd, abgelehnt.

Zwölftes Kapitel

Das Gurauer Fräulein hatte an diesem Tage im Speisesaal ihres Schlosses, das in einem großen Park alter Bäume stand, den Bruder Nathanael und einen ihrer Gutspächter, den Oberamtmann Scheibler mit seiner Gattin, zu Gast. Die Gesellschafterin hatte aber die Geladenen zu Tische geführt, weil die Dame des Hauses sich durch den Besuch im Schwesternheim verspätet hatte, und schon während die Suppe gereicht wurde, wußte die Gesellschafterin sich kaum

genug zu tun in Schilderungen des sonderbaren Eindrucks, den Quint auf die Gurauer Dame ausgeübt hatte.

Als die Dame später bei Tisch erschien, erkannten alle, daß die Gesellschafterin nicht übertrieben hatte, denn obgleich die kleine Tischgesellschaft das mit gedämpfter Stimme geführte Gespräch über Quint sogleich unterbrach, kam die Herrin des Hauses, gleich nachdem sie begrüßt worden war und alle sich wiederum niedergelassen hatten, aus freiem Stück auf Emanuel Quint zurück.

„Erzählen Sie, erzählen Sie alles, was Sie von ihm wissen, Bruder Nathanael!" damit wandte sie sich an den eifrig kauenden Apostel der inneren Mission, der seine vierschrötige Gestalt in einen saubergebürsteten, schwarzen Anzug gesteckt hatte, und Bruder Nathanael schluckte hinunter, was er gerade im Munde hatte, strich sich den wilden Bart mit der Serviette und begann.

Er erzählte von seiner Predigt in der Dorfschule, wo er Emanuel Quint zuerst gesehen und nach der Predigt gesprochen hatte. Er erinnerte sich an Einzelheiten ihres ersten Gesprächs. Er wandte sich an den Oberamtmann Scheibler und sprach davon, wie er dessen jugendlichen Neffen am Morgen danach getroffen und mit ihm gemeinsam den Gang über Feld angetreten hatte. Wie sie auf diesem Wege Emanuel Quinten fanden, als er, in der Nähe eines Strohschobers, betend auf seinen Knien lag.

In seiner weiteren Schilderung des später Vorgefallenen befliß sich Bruder Nathanael keiner besondren Genauigkeit. Weder berührte er das schwärmerische Brotbrechen, noch viel weniger aber die seltsame Taufhandlung, durch die er die Weihe einer besonderen Mission schließlich und endlich unaustilgbar in die Brust des Tischlersohnes gelegt hatte. Diese Sache hielt er geheim.

Er hatte sich zwar, als die Brüder Scharf ihn deshalb angingen, in einem Briefe bei der Gurauer Dame für Quint verwandt, war aber übrigens, um des Ärgernisses willen,

das Emanuel allenthalben erregt hatte, mit geheimer Besorgnis, Reue und Angst erfüllt.

Unähnlich seinem gewaltigen Predigerton pflegte der fromme Bruder in den Häusern und an den Tischen seiner christlichen Gastfreunde langsam und in einem verschleierten Tone der Demut zu sprechen. Er sagte, als er mit seiner Erzählung fertig war:

„Wolle Gott diesen armen Christenbruder zurück zur Wahrheit leiten, wenn er mißleitet ist, und möge er denen vergeben, die ihn mißleitet haben, und jedenfalls nicht mit Absicht mißleitet haben. Die Macht des Satans ist eben zu groß und wir dürfen nicht aufhören, täglich, ja stündlich, wider ihn auf der Hut zu sein. Denn es ist klar, daß der Satan niemand mit einem solchen Hasse hassen kann, als gerade den, der unserem Heiland bei Tag und Nacht mit heißer Glut und heißer glühender Liebe dienet."

„Ich kenne seit langen Jahren," fuhr er fort, „die Brüder Scharf. Sie gehören zu den ersten Gnadenbeweisen, die Gott mir ganz unwürdigem Diener am Wort erwiesen hat. Er wollte ihre Seelen durch mich zu Christo erwecken und Christo zuführen. Nun scheint es, hat der alte böse Feind auch mit ihnen sein Spiel getrieben."

„Ich hatte sie vor einigen Tagen zu mir beschieden," fuhr er fort. „Sie folgen diesem Verirrten nach. Ich habe ihnen einige Stunden lang alle Bedenken, alle Gefahren ihrer seltsamen Meinungen über diesen Emanuel vorgehalten! sie bleiben dabei, daß er die Kraft des Geistes Gottes in sich hat und die Gewalt über Leben und Tod."

„Ich habe aber noch mehr getan," erklärte der Laienbruder weiter. „Ich habe das getan, was in solchen Fällen und in allen Fragen des Lebens das alleinige Mittel ist, zur Wahrheit in Christo durchzudringen: ich bin mit ihnen vor Gott getreten im Gebet. Und gebe der Himmel, wie ich denn innig hoffe, daß die Macht des Irrtums nun in ihnen zerbrochen ist!"

„Sagen Sie mir, mein lieber Bruder Nathanael," begann nun der Oberamtmann, „in welchem Irrtum dieser Mann oder Jüngling, von dem Sie reden, dieser Emanuel Quant oder Quint, wie Sie ihn nennen, besonders befangen ist."

„Bester Oberamtmann, Sie haben noch nichts von dem sogenannten falschen Heiland von Giersdorf gehört?" fragte erstaunt das Gurauer Fräulein. Herr Scheibler verneinte und sie fuhr fort: „es ist ein Mensch, der sich, wie mir der Pastor Schuch aus Giersdorf hier im Briefe bestimmt versichert, für den wiedergekommenen Erlöser hält" — „und den auch," ergänzte die Gesellschafterin, „viele arme, verführte Menschen, wie es scheint, dafür halten."

„Das ist eine Sache," sagte der Oberamtmann, fast bis zur Bestürzung erstaunt, „die ja wahrhaftig nicht zu begreifen ist."

Frau Julie Scheibler, die eine temperamentvolle Christin war, fand nun für nötig, sich einzumischen.

„Das ist ja ein Unfug sondergleichen," rief sie kopfschüttelnd. „Das ist ja ein unerhörter Frevel, der, meiner Meinung nach, die allerschlimmste Lästerung des Allerhöchsten und Allerheiligsten in sich schließt. Es mag wohl vielleicht ein armer Verrückter sein, von einem entsetzlichen Dämon besessen, und man sollte da wohl am Ende alles tun, ihn aus den Krallen des Satans zu befrein."

„Das ist eben sehr merkwürdig, Frau Oberamtmann," wandte die Herrin des Hauses ein, „daß dieser Emanuel Quint keineswegs den Eindruck eines Verrückten oder eines vom Teufel Besessenen macht."

„Ja, aber wie kann er denn so etwas Ungeheueres behaupten?"

„An solchen Dingen ist deutlich zu merken, daß der Tag aller Tage nicht mehr ferne ist," sagte der Oberamtmann fast feierlich, „denn was anders soll man sagen zu einem solchen erschreckenden falschen Propheten, als: Antichrist? Es sind die Tage des Antichrists, die, wie an zahllosen, deut-

lichen Zeichen der Zeit zu erkennen ist, anheben. Wer zweifelt, daß die geistliche Babel überall in der vollsten Blüte steht?"

„Sie sagen da ein furchtbares Wort, Oberamtmann: Antichrist! Sollten wir da nicht mit einem zu großen und schrecklichen Wort vielleicht die Verirrung eines armen Schäfleins Jesu brandmarken?" sagte das Fräulein. „Man muß diesen Menschen mit Augen sehen, um jedenfalls zu erkennen, daß Antichrist ein bei weitem zu grausames Wort für ihn ist. Wenn er erst ganz gesund ist, werde ich ihn einmal zu uns bitten."

„Es ist eigentümlich," sagte Bruder Nathanael, als von den Dienern der Braten serviert wurde, „was mir ein Bruder, ein Volksschullehrer Stoppe, aus dem Riesengebirge schreibt, der Emanuel Quint bei sich im Hause gehabt und gesprochen hat. Niemals, versichert mir dieser Mann, bekenne sich Quint mit eigenem Munde zu übernatürlichen Kräften, ja er habe wiederholt erklärt, wie er nichts zu schaffen habe mit irgendwelchen Wundern und Zauberei. Er berichtet mir allerdings danach, daß unzweifelhaft, bewußt oder unbewußt, gewisse Wirkungen von ihm ausgehen, wie er selbst sich nachträglich überzeugt habe: die Heilung einer Gelähmten zum Beispiel, die Erlösung einer Greisin durch den Tod! — die nicht vereinbar sind mit bloßer, schlichter Menschenkraft. Übrigens schreibt mir Stoppe, er habe persönlich niemals Emanuel Quint sich selbst etwa als den Heiland bezeichnen hören."

„Der Pastor behauptet das unzweideutig," sagte das Gurauer Fräulein, ehe sie einen Kelch mit weißem Wein an die schmalen Lippen des schon ein wenig runzligen Mundes hob und fuhr fort, nachdem sie mit kräftigen Schlucken getrunken hatte: „und allerdings muß ich sagen, so sehr mich die ganze Erscheinung des sonderbaren Menschen zum Mitleid erregt, daß er mir gegenüber heut, zwar nicht geradezu, aber doch indirekt quasi, seinen Wahn der Gottessohnschaft bestätigt hat. Auf alle Fälle sagte er mir, es ist mir das

ohne jeden Zweifel gegenwärtig, daß er mehr als der heilge Apostel Petrus sei."

„Um Gotteswillen, dann steht es wahrhaftig schlimmer, als ich glauben konnte, mit ihm!" so rief, bis an die Nasenwurzel erblassend unter der dichten Behaarung des Gesichts, der Bruder Nathanael. „Dann habe ich mich getäuscht in dem Menschen. Ich habe nämlich, durch meine Erfahrung mit ihm und durch den Brief des Bruders Stoppe veranlaßt, immer noch an ein mögliches Mißverständnis geglaubt. Man hätte, nahm ich an, einen ernsten Versuch zu einem reinen und heiligen Wandel in Jesu Christo mißverstanden: was jetzt zu glauben nun allerdings nicht mehr möglich ist."

Der Oberamtmann Scheibler, der an sich von einer natürlichen Milde war, bereute nun, was er im ersten Schreck über Quint gedacht und gesagt hatte. „Sie haben recht, gnädiges Fräulein," wandte er sich an die nachdenklich blickende Gutsherrin: „ein armer Irregeführter ist deshalb noch lange kein Antichrist. Wir Menschen neigen zur Übereilung. Das siebenköpfige Tier der Lästerung scheint allerdings bereits in der Welt zu sein. Immerhin dürfen wir nicht über irgendeinen unserer armen Brüder den Stab brechen. Der Herr hat gesagt: ‚mein ist das Gericht'.

Ich würde es im Interesse des armen Menschen wünschen, wenn unser Freund und lieber Bruder Nathanael versuchen möchte, den Toren von seinem Irrtum abzubringen. Ich meine, er sollte zu ihm gehen und sollte ihm ernsthaft und mit der reinen und schlichten Kraft des Evangelii ins Gewissen reden. Er sollte ihm die Gefahren vorstellen, die denen drohen, die da vom rechten Wege abweichen. Er mag ihm sagen: du lehrest die anderen und lehrest dich selber nicht! Du rühmest dich Gottes und schändest Gott! Er mag mit ihm beten und diesen armen, verwirrten, falschen Heiland dem echten Heiland inbrünstig ans Herz legen, damit ihn dieser in seiner unendlichen Gnade und Liebe von seinem

mit Sommersprossen bedeckte Gesicht, auf das sich ein Strahl der späten Morgensonne gelegt hatte, der durch weiße Gardinen in das Zimmerchen drang.

Wiederum zwischen dem Gange nach Emmaus und der Himmelfahrt Christi im Vorzimmer auf und abrauschend, wiederholte die Dame oftmals in jenem weltlichen, resoluten Ton, für den sie bekannt war: „ich sage euch, macht mir diesen armen Menschen gesund! Es wird nichts außer acht gelassen, Doktor, was irgend für ihn geschehen kann." „Ich werde euch Früchte und Wein schicken, ihr Mädchen!" so wandte sie sich an die Oberschwester und einige Diakonissinnen, die dabei standen. „Tut euer Bestes! Schont meinen Rendanten nicht!"

„So haben Sie ihn denn wirklich zum Reden gebracht, gnädigstes Fräulein?" sagte der Arzt mit Verwunderung. „Es ist sonderbar. Er hat die ganze Woche über weder in meiner noch in der Schwestern Gegenwart irgendein religiöses Thema berührt." Er habe nur geschrieben und gelesen, erklärte die Oberschwester, und außer auf Fragen, die seine Pflege betrafen, kaum geantwortet, auch Anreden nur mit einem müden und guten Lächeln, leise den Kopf schüttelnd, abgelehnt.

Zwölftes Kapitel

Das Gurauer Fräulein hatte an diesem Tage im Speisesaal ihres Schlosses, das in einem großen Park alter Bäume stand, den Bruder Nathanael und einen ihrer Gutspächter, den Oberamtmann Scheibler mit seiner Gattin, zu Gast. Die Gesellschafterin hatte aber die Geladenen zu Tische geführt, weil die Dame des Hauses sich durch den Besuch im Schwesternheim verspätet hatte, und schon während die Suppe gereicht wurde, wußte die Gesellschafterin sich kaum

genug zu tun in Schilderungen des sonderbaren Eindrucks, den Quint auf die Gurauer Dame ausgeübt hatte.

Als die Dame später bei Tisch erschien, erkannten alle, daß die Gesellschafterin nicht übertrieben hatte, denn obgleich die kleine Tischgesellschaft das mit gedämpfter Stimme geführte Gespräch über Quint sogleich unterbrach, kam die Herrin des Hauses, gleich nachdem sie begrüßt worden war und alle sich wiederum niedergelassen hatten, aus freiem Stück auf Emanuel Quint zurück.

„Erzählen Sie, erzählen Sie alles, was Sie von ihm wissen, Bruder Nathanael!“ damit wandte sie sich an den eifrig kauenden Apostel der inneren Mission, der seine vierschrötige Gestalt in einen saubergebürsteten, schwarzen Anzug gesteckt hatte, und Bruder Nathanael schluckte hinunter, was er gerade im Munde hatte, strich sich den wilden Bart mit der Serviette und begann.

Er erzählte von seiner Predigt in der Dorfschule, wo er Emanuel Quint zuerst gesehen und nach der Predigt gesprochen hatte. Er erinnerte sich an Einzelheiten ihres ersten Gesprächs. Er wandte sich an den Oberamtmann Scheibler und sprach davon, wie er dessen jugendlichen Neffen am Morgen danach getroffen und mit ihm gemeinsam den Gang über Feld angetreten hatte. Wie sie auf diesem Wege Emanuel Quinten fanden, als er, in der Nähe eines Strohschobers, betend auf seinen Knien lag.

In seiner weiteren Schilderung des später Vorgefallenen befliß sich Bruder Nathanael keiner besondren Genauigkeit. Weder berührte er das schwärmerische Brotbrechen, noch viel weniger aber die seltsame Taufhandlung, durch die er die Weihe einer besonderen Mission schließlich und endlich unaustilgbar in die Brust des Tischlersohnes gelegt hatte.

Diese Sache hielt er geheim.

Er hatte sich zwar, als die Brüder Scharf ihn deshalb angingen, in einem Briefe bei der Gurauer Dame für Quint verwandt, war aber übrigens, um des Ärgernisses willen,

her zu mir, ihr Gesegneten meines Vaters', und zu den andern: ,weichet von mir, ihr Übeltäter? Die Gerechten aber werden leuchten wie die Sonne, wogegen die anderen, die Übeltäter, in den Feuerofen sollen geworfen werden, und dort wird Heulen und Zähneklappern sein'."

Der Bruder Nathanael fuhr noch längere Zeit in diesem Sinne zu reden fort, während der Duft geschorenen Grases in der Sonne herüberwehte und überall lautes Geschmetter lustiger Finkenmännchen erscholl.

Die Herrin des Hauses bemerkte dazu:

„Ich wünschte, unser eifriger Bruder Nathanael hätte heut morgen diesen Emanuel Quint über Gottes Gericht, über das Richteramt unseres Heilands und ähnliche Dinge reden gehört."

Sie begann zu grübeln und suchte sich die Worte des Narren in Christo ins Gedächtnis zurückzurufen. Dabei kam ihr plötzlich sein Wort in den Sinn: „Und keiner thronet zu seiner Rechten, der mehr ist denn ich, des Menschen Sohn! Keiner thronet zu seiner Linken, der mehr ist denn ich", und so weiter, und sie sprang aus ihrem Korbstuhl geradezu erbleichend empor und rief immer wieder, während sie die Terrasse auf- und abtrippelte: „er ist doch eine unerhörte Erscheinung, dieser Quint! — Denkt euch, er hat von sich selbst die Worte gebraucht: ich habe die Pforten der Hölle entriegelt, so stark ist die Kraft des Vaters in mir!"

Der Bruder Nathanael wollte sofort in das Schwesternheim zu dem, wie er meinte, unglückseligen Menschen hinübergehen. Allein das Gurauer Fräulein brachte ihn mit großer Entschiedenheit davon ab, indem sie zugleich erzählte, wie schon die kurze Unterhaltung mit ihr dem armen Kranken Bluthusten verursacht hatte. „Ich werde aber keine ruhige Stunde, keinen ruhigen Augenblick mehr haben fortan, bevor ich nicht diesen verblendeten Jüngling wiedergesehen und auf den rechten Weg zurückgeführt habe."

Mit diesen Worten schloß Bruder Nathanael.

Etwa vierzehn Tage waren vergangen, als es Bruder Nathanael endlich gestattet wurde, seinen heimlichen Täufling, der ihm zum Schmerzenskinde geworden war, im Schwesternhause wiederzusehen. Diesmal fand er ihn nicht, wie ihn das Guraner Fräulein gefunden hatte, im Bett, sondern, mit der blaugestreiften Kattunjacke eines Hospitaliten angetan, in einem Korbstuhl aufrecht sitzend, den man — der Morgen war warm und ein wenig regnerisch! — an eine offene Balkontüre gerückt hatte.

Emanuel ward zu Tränen gerührt.

Da sich aber der Wanderprediger entschlossen hatte, auf jeden Fall mit diesem seinem ehemaligen Bruder in Christo streng ins Gericht zu gehen, kämpfte er die Bewegung nieder, die sich seiner bei diesem Wiedersehn ebenso bemächtigen wollte und ließ sich anmerken, daß er nicht etwa dieses Wiedersehens wegen, sondern um anderer, bei weitem wichtigerer Dinge willen gekommen sei.

So begann er denn alsobald, um endlich seiner Gewissensqualen ledig zu sein, mit allerlei Vorhaltungen.

„Lieber Bruder in Christo," fing er an, „ich muß mich zuvörderst alles dessen gegen dich entledigen, was mich, Gott weiß es, um deinetwillen viele Tage und Nächte lang bekümmert hat. Ich habe es immer wieder im Gebet dem Herrn unserem Heiland vorgetragen, und er hat mir schließlich ins Herz gegeben, zu dir zu gehen und dich zu dem schlichten und reinen Geiste des Evangelii zurückzurufen. Es ist wahr, du schienest mir einer der Auserwählten zu sein," fuhr er fort, „einer von denen, die von Natur aus beschnitten sind, aber nun sehe ich, daß der Feind deinen Tritten gefolgt ist und hat dich, verzeih mir, abseits vom Wege des ewigen Heils den breiten Weg der Verdammnis geführt. Da aber eine jede Sache ohne die Kraft des Heiles ist, die nicht durch Gebet begonnen, durch Gebet beendet wird, so wollen wir, lieber Bruder, gemeinsam zu unserem Vater flehen, bevor wir unsern Streit mit dem Satan anheben, der, wie wir ja wissen, immer wieder Unkraut unter den Weizen sät."

Und Bruder Nathanael sprach das Vaterunser.

Emanuel, der nicht einmal die Hände gefaltet und, wie es schien, das Gebet des Heilands nicht mitgebetet hatte, blickte Nathanael fragend an, und dieser, mit einem gewaltigen Wölben der breiten Brust aus der Tiefe noch einmal Atem holend, rüstete sich, seine Anliegen im Zusammenhang vorzutragen.

Nachdem er alles dasjenige umständlich dargelegt hatte, was ihm über Quint teils mündlich zu Ohren gekommen, teils schriftlich mitgeteilt worden war, enthielt er sich nicht, die ganze Art einer solchen Nachfolge Jesu zunächst zu mißbilligen, wobei er auf jene heimliche Taufe zu sprechen kam, für die er, wie er sagte, verantwortlich sei, die aber einen anderen Sinn nicht gehabt haben könne, als eben den Emanuel zu einem in aller Demut getreuen Knechte Gottes zu weihen. „Nun aber,", sagte er, „bist du der Hoffart, bist du der Überhebung bis zu einem entsetzlichen Grade verfallen."

Er hielt nun Emanuel Quinten vor, er habe viele arme Seelen auf eine verhängnisvolle Weise irregeführt, wobei er als erwiesen voraussetzte, daß jener durch allerlei trügerische Wundertaten Anhänger zu erwerben gesucht, den Seelenfang mit allen erdenklichen Mitteln betrieben habe. Dann kam er, nicht ohne mehrmals erneute Anläufe, auf den allergefährlichsten Punkt zurück.

„Ich kann es nicht glauben," sagte er, „aber ich kann es ebensowenig bezweifeln, denn ich habe es gerüchtweise allenthalben gehört und es ist ja auch das, weshalb sie dich überfallen haben. Oder warum überfielen sie dich?"

„Weil ich vom Bösen gewichen bin," antwortete Quint, „und weil ich ein ganz Geringes vom Geheimnis des Reiches Gottes gelüftet habe. Weißt du nicht, lieber Bruder, daß geschrieben ist, ‚wer von der Lüge weichet, also vom Bösen, der ist jedermanns Raub'?"

Nathanael aber gab zur Antwort: „Sie sagen aber, sie seien über dich hergefallen, weil der Teufel dich bewogen hat, un-

sern Heiland im Wahnwitz zu lästern und zwar zu lästern durch einen Ausspruch, der mir nicht einmal über die Zunge geht, nämlich, indem du sagtest, daß du mehr denn Petrus wärest und nichts Geringeres als er selbst, der Herr, der Heiland und Gottes Sohn. Sage mir, bin ich recht berichtet?"

„Sage du mir zuvor, mein Bruder in Christo, Nathanael, der du mich einst mit Wasser taufstest, ob ich dich nun dafür, statt mit Wasser, mit dem heiligen Geiste taufen soll?"

Diese Worte erschreckten den armen Laienbruder aufs äußerste.

„Nein," rief er lebhaft, „nichts von Taufe! Mit deiner Taufe verschone mich. Ich werde genug zu büßen haben, um aus dem Schuldbuche meiner Sünden jenen Morgen auszutilgen, an dem ich dich, in allzu blindem Vertrauen, mit Wasser besprengt habe. Deiner Taufe begehre ich nicht!"

Emanuel Quint erbleichte bis unter die Nägel seiner langen und edeln Hand, mit bebenden Lippen ins Freie hinausblickend.

Nathanael war emporgeschnellt.

Er hatte in seinem Leben viel erfahren und mit mancherlei Kranken, auch Verrückten zu tun gehabt. Er wurde auch in viele fromme Häuser gerufen, um an den Betten erkrankter Söhne, Töchter, Mütter oder Väter zu beten und mancher Besessene ward von ihm durch unablässiges Beten zur Ruhe gebracht, hier aber schien ihn der Wahnwitz mit seiner entsetzlichsten Fratze anzugrinsen. Hier war ein Jünger, hier war ein Freund, dem sich beim ersten Anblick bereits Nathanaels Seele warm und herzlich geneigt hatte. Und fast ohne Erregung, leise und schlicht, entglitten dem Munde dieses Geliebten furchtbare Worte: Worte, deren Irrsinn grauenhaft fest und grauenhaft selbstverständlich anmutete, so hart und fest, daß Nathanael dabei an eine harte, tote Maske aus Stein oder Eisen denken mußte. Und beinahe wurde er selbst, angesichts dieser Worte, zu Stein.

„Emanuel!" rief er nun, aber nicht mehr hart, sondern

mehr von Mitleid erfüllt und flehend: „Kehre um, und sei es auch nur um meinetwillen, um meinetwillen, von dem sonst Gott am Tag der Tage deine verlorene Seele fordern wird. Du hast vom Geheimnis des Reiches gesprochen! Mir sträubt sich das Haar, Emanuel! Laß uns beten, damit Gott diesen Geist der Umnachtung von dir nimmt. Das Geheimnis des Reichs ist Gottes Sache! Der Heiland wird es denen, die ausharren, denen, die in Demut ausharren, dereinst enthüllen, wie er verheißen hat, wenn er dereinst wird wiederkehren, nicht mehr im Fleisch, sondern in aller seiner Herrlichkeit. Dann wird er uns alles offenbaren. Du aber tilge aus deiner Seele den Flecken des bösen Geistes aus, den fressenden Wurm, den Lügengeist jenes Erzlügners, der dir einbilden will, daß du das Geheimnis Gottes ergründet hast. Befreie dich von diesem deine Seele zerfressenden Wurm. Es sind ihrer viele, die solche Geheimnisse, die nur ihnen angeblich kund und zu wissen sind, mit sich herumtragen. Ich habe deren viele mit Augen gesehen und sprechen gehört. Viele von ihnen schreien und toben und reden seit langen Jahren hinter den Eisengittern des Narrenhauses davon.

Laß uns beten, Emanuel, daß Gott dieses Schicksal von dir abwende. Besinne dich, daß du Emanuel Quint, der Sohn eines armen Tischlers in Giersdorf und nichts anderes bist und der schlechteste, letzte, unwürdigste Diener deines Herrn."

Emanuel, dessen Mienen sich jetzt vollkommen beruhigt hatten, lächelte nun unter leisem Kopfschütteln.

„Komm, verstocke dich nicht, laß uns beten!" wiederholte Nathanael.

Aber der Narr in Christo sagte: „Wo einer in Gott ist, wie Gott in ihm, der betet nicht! und zu wem sollte ein solcher beten?" Der Schrecken des Bruders Nathanael erneuerte sich. Langsam gingen die schon zum Gebet gefalteten, groben Hände des ehemaligen Landarbeiters auseinander und er starrte mit blödem Ausdruck den langen,

bleichen und mageren Hospitaliten an. Hierauf griff er nach seinem Hute, einem alten, mitgenommenen Kalabreser, der in der Nähe lag, dem Anscheine nach, um sofort seiner Wege zu gehen.

Dagegen sah ihn Emanuel Quint noch immer mit einem langen Blicke und jenem früheren leisen Lächeln an, das aber allmählich mit dem Ausdruck eines bitteren Verzichtes sich mischte.

„Ich lerne," sagte er, „mehr und mehr das Gericht des Gottessohnes auf eine ganz besondere Weise verstehen und wie sich ohne sein Zutun sogleich die Welt in zwei Lager scheidet, wo er erscheint. Meine Mutter ist zu mir gekommen und hat mich mit gerungenen Händen angefleht, ich möge von meinem Wahnsinn lassen. Nun aber weiß ich, wie ich weder voll süßen Weines bin noch schwachen Verstandes oder betörten Herzens, weder hoffärtig noch betrügerisch, sondern daß ich in den Fußstapfen unseres Heilands wandle.

Fasse es, wer es fassen mag: die Spuren meiner Füße sind die Stapfen der Füße des Menschensohnes! Ich rede Worte des Gottessohnes, wie sie der Vater mir zu sagen ins Herz gegeben hat, allein ihr kommt von allen Seiten zu mir und ruft mich an und schreit: du bist wahnsinnig.

Sie haben meine Mutter zu mir gelassen," fuhr er fort, „und sie hat mir gesagt, wie sie innig hoffe, daß ich nun durch die böse Erfahrung, durch Gefängnis, Fesseln, Hohn der Menge, nächtlichen Überfall, Mißhandlungen und Zuspruch guter Menschen klüger geworden sei. Nein, ich bin nicht klüger geworden, nicht klüger als der Vater, der in mir ist.

Ich bete nicht! auch meines Bruders Jesu Jünger, die Jünger des Menschensohnes, beteten nicht. Sie aber sprachen zu ihm: warum fasten Johannes' Jünger so oft und beten so viel und deine Jünger essen und trinken? Und sie drangen in ihn, obgleich er gesagt hatte: ‚euer Vater weiß, wes ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet'. Sie drangen in ihn,

daß er sie dennoch beten lehre, bis er ihnen das Vaterunser gab, ein Gebet, das nicht sowohl ein Gebet, als ein Quell lebendigen Wassers ist.

Weil ich dir von dem Lichte unter dem Scheffel, von dem verborgenen Senfkorn, von dem Schatz im Acker, kurz, vom Geheimnis des Reiches Gottes gesprochen habe, so meinest du, meine Seele sei verfinstert vom bösen Geist. Aber ich sage dir, ich habe den Schatz im Acker gefunden, den Schatz, der verborgen war, und wenn ich etwas habe oder besitze, so will ich es alles hingeben, darum, daß ich nur diesen Acker für mich gewinne und behalte, darin der Schatz, den ich gefunden habe, verborgen ist. Ich will es alles hingeben, Bruder Nathanael, denn ich war ein Kaufmann, der ausging, gute Perlen zu kaufen. Und als ich die beste der Perlen in jenem verborgenen Schatze fand, die köstlichste, wußte ich, daß ich alles, was ich habe, gerne hingeben will, um die Perle des Schatzes im Acker zu behalten. Verstehe mich wohl, Bruder Nathanael, ich müßte alles dafür ohne Bedenken mit Freuden hingeben, denn wenn ich dich und die ganze Welt gewönne, was hülfe es mir, so ich diese Perle des verborgenen Schatzes im Acker dafür verlieren müßte? Und alles will ich freudig dafür hingeben, sogar mein Leben, Bruder Nathanael."

Der Bruder Nathanael faßte sich hilflos verwirrt an die Stirn, glotzte, wie wenn er den Satan erblickt hätte, in die ruhig, deutlich und langsam dozierenden Mienen Emanuel Quints, zerquetschte den Hut mit beiden Fäusten und rannte, als wie gepeitscht, davon.

Dreizehntes Kapitel

Am Tage jenes unglückseligen Überfalls, genauer gesagt, in der Nacht jenes Überfalls auf Emanuel Quint und seine Anhänger waren die meisten von diesen

auseinander gesprengt und zerstreut worden. Der Schneider Schwabe lag mit seinem gebrochenen Arm im Kreiskrankenhaus. Der böhmische Josef besuchte ihn nach einigen Tagen dort, als er es in Erfahrung gebracht hatte. Schwabe fragte den böhmischen Josef, wo Emanuel wäre, ob es ihm auch so übel wie ihm selber ergangen sei, und erfuhr, daß Quint im Elternhause daniederliege.

Der Schneider und Schmuggler Schwabe, dessen Nase von einer grotesken Länge war, hatte, seit er im Krankenhause lag, Tag und Nacht von Emanuel Quint phantasiert. Obgleich seine Fieberzustände anfangs nur leicht gewesen waren, sich auch nach wenigen Tagen gänzlich verloren hatten, blieb doch seine Seele infolge jenes nächtlichen Überfalls nach wie vor aufgeregt, so daß ihn der Krankenpfleger oft in einem halbwachen Zustande Rufe und Gebetsworte ausstoßen hörte.

Schwabe liebte, seit er ihn zum ersten Male im Hause der Greisin gesehen und beobachtet hatte, den Narren in Christo, Emanuel Quint. Er wäre ihm auch dann persönlich mit Leib und Seele ergeben gewesen, wenn seine Phantasie nicht entzündet und zu Einbildungen religiöser Natur mißleitet und mißbraucht worden wäre. Der böhmische Josef hatte eine vielleicht nicht minder starke Neigung zu dem eigensinnigen Schwärmer in Christo gefaßt, aber einstweilen überwog noch immer seinen schwankenden Glauben die Neugier, was wohl aus alledem noch werden wolle, und angeborene Abenteuerlust.

„Schwabe, was meinst du, wollen wir nun nicht wieder in unser Gebirge gehen?" hatte der böhmische Josef gefragt, aber Schwabe hatte nur heftig den Kopf geschüttelt. Und auf den Zigeuner hatte es keinen geringen Eindruck gemacht, wie er den alten, lustigen Kamerad wiederfand: nämlich mit einem Kruzifix zur Seite und mit einer aufgeschlagenen Bibel, aus der er buchstabierte, im Schoß.

Vor allem aber bemerkte er an ihm eine unbegreifliche Wesensveränderung.

Der Schneider nämlich hatte ihn, den böhmischen Josef, mit dringenden Worten zur Umkehr, zur Einkehr und zur Buße gemahnt, wobei er selbst, mit einer verzückten Miene des Glücks, sich als auf dem Wege zur Vergebung der Sünden bezeichnete. Er sagte, daß er durch und durch reuig sei und zu einem reinen Wandel in Christo entschlossen. Mit dem Schmuggeln und jedem üblen Gewerbe sei es vorbei. „Versprich mir, Josef, daß auch du deine arme Seele nicht mehr durch ungerechtes Gut und unerlaubten Handel beflecken und wohl gar verderben willst. Sieh, ich bin so glückselig, sage ich dir, seit Gott mir diesen neuen gewissen Geist und diese Prüfung mit dem gebrochenen Arm gesandt, mich ihrer für würdig gehalten hat. Obgleich ich hier fest und ruhig in einen Gipsverband steifgebunden liege, hüpft, sage ich dir, mein Herz vor übergroßer Glückseligkeit!"

Und als der böhmische Josef nicht recht gewußt hatte, was er darauf erwidern sollte, hatte Schwabe seine Rede etwa folgendermaßen fortgesetzt:

„Du sollst mir aufs Wort glauben, Josef, daß du, wenn du nicht ganz verblendet bist, wirst solcher Dinge teilhaftig werden, wie ihrer kaum ein Mensch je teilhaftig geworden ist. Glaube es oder glaube es nicht, aber ich, der ich hier liege, sage dir: der, um dessenwillen ich hier mit gebrochenem Arm liege, ist niemand anders, als er, dessen Wiederkunft uns verheißen ist."

Josef wagte sich nun hervor und erzählte verschwiegenermaßen, was er für Quint mit seinen Fäusten verrichtet hatte.

„Das wird dir im Himmel," bemerkte der Schneider, „weiß Gott nicht vergessen werden!" Und dann erzählte er immer und immer wieder neue, lebhafte Träume, die er geträumt hatte von Emanuel Quint, bis er schließlich allerlei unverstandene Worte aus der Offenbarung Sankt Johannis einmischte, die er, teils von den Brüdern Scharf, teils durch eigenes Lesen erfahren hatte.

Man weiß, wie gefährlich das Lesen dieser Offenbarung,

die viel weniger das, nämlich eine Offenbarung, als eine Verhüllung ist, zuweilen den Köpfen einfältiger Menschen werden kann. Es würde nicht ohne Interesse sein, diesen verhängnisvollen Einfluß auf die Köpfe der Menschen in der Geschichte des Christianismus nachzuweisen. Erinnert sei einstweilen nur an das große Münsterische Delirium, wo man das neue Jerusalem in einer Wolke der allgemeinsten Raserei errichten zu können vermeinte: eine Raserei, in der die Wiedertäufer-Bewegung zugleich kulminierte und unterging.

Der Schneider Schwabe sprach bereits von dem Sohne Gottes, den er mit Augen wie Feuerflammen und Füßen aus Messing in seinen Träumen gesehen hatte und der kein anderes Antlitz als dasjenige Quintens trug. Er sprach dazwischen von einem verborgenen Manna, das er gegessen habe, wobei er nicht ohne Geheimtuerei zu verstehen gab, wie er zu denen gehöre, die um jenes Geheimnis wüßten, das Emanuel Quint verbarg. „Wer Ohren hat zu hören," wiederholte er oft ohne rechten Sinn, indem er dazu mit dem Finger drohte. Er ahmte in dieser Beziehung einen ekstatischen Ausbruch Anton Scharfs, des Leinwebers, nach, der jenen, wie sie meinten, mit der Kraft des heiligen Geistes überkommen hatte. „Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geist den Gemeinen sagt."

„Und ich sah und sehe ein weißes Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen; und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus zu überwinden, und daß er siegte": solche und ähnliche Stellen wirbelte Schwabe durcheinander, so lange, bis endlich der Krankenwärter mit groben Worten dazwischen fuhr und Josef aus dem Schlafsaal trieb.

Nun hatte dieser das Gesehene und Gehörte, in einem Kornfeld versteckt und ausgestreckt, unter einem blauen Dache voll Lerchengetriller, bei sich erwogen und alledem nachgehangen, was im Wesen des Kameraden fremd, ja unbegreiflich erschien, und dabei hatte er auch nicht unterlassen

können, sich ganz insgeheim die Frage zu stellen, ob mit dem Freunde denn im Kopfe wirklich noch alles recht richtig sei.

Da aber Geheimnis und Verheißung und das Jagen nach einer Illusion auch jeder gesunden Seele natürlich sind, ebensowohl als der Wunsch, den immer vorhandenen, unbestimmten Glauben auf einen bestimmten Gegenstand richten zu können, um diesen Glauben womöglich davon zu ernähren, daran groß wachsen zu lassen, so steigerte sich trotz aller Bedenken die Neigung des böhmischen Josef, göttliche Einwirkung als Grund des verwandelten Wesens seines Freundes anzunehmen, und gleichzeitig auch die Sehnsucht, Emanuel wiederzusehn.

Als er sich aber später in der Dunkelheit vor dem Hause der Quints hatte blicken lassen, ward ihm zum Lohne dafür, daß er Emanuel tatkräftig unterstützt und von seinen Feinden befreit hatte, von dessen Vater und Bruder, statt eines Dankes, ein Hagel von Schmähungen und von Steinen zuteil.

Der böhmische Josef war nicht empört gewesen. Er seufzte nur und blieb lange Zeit unschlüssig, nachdem er sich aus dem Bereiche der Worte und Steine gezogen hatte. Es war ihm hart angekommen, härter als er geglaubt hatte, auf eine Begegnung mit Emanuel verzichten zu müssen, und während er dies zu Gemüte nahm, erkannte er plötzlich, daß er durch unsichtbare Bande an diesen Menschen gebunden war.

Inmitten solcher Erwägungen fiel ihm ein, wenigstens jenen Stellmachergesellen aufzusuchen, der Quinten am Abend des Überfalls gesehen hatte, um jedenfalls von ihm reden zu können und vielleicht zu erfahren, was aus Schubert und John und aus den Gebrüdern Scharf geworden sei.

Der böhmische Josef hatte sich aber, gewitzigt gemacht, in die Stellmacherei nicht hinein gewagt, sondern eine alte Frau angesprochen, die in der Nähe vorüberhumpelte, und diese nach dem Gesellen gefragt, den leider der Meister, jenes nächtlichen Vorfalles wegen, Hals über Kopf aus dem Hause gejagt hatte.

Nun hatte der böhmische Josef irgendeinen Strohschober im freien Felde aufgesucht, um darin zu nächtigen, und am nächsten Morgen in aller Gottesfrühe den Wirt von Emmaus Einkehr, den er beim Futtermachen, das heißt beim Grasmähen in seinem Obstgarten hinter dem Gasthause traf, nach Martin und Anton Scharf gefragt.

Der Wirt, indem er ein buntgesticktes Käppchen ein wenig von seinem kahlen Scheitel hob, berichtete ihm, er habe aus einer gewissen Talmühle, die einsam an einem lebhaften Flüßchen lag, ein briefliches Lebenszeichen von Martin Scharf erhalten, worin man ihn aufgefordert hätte, an den Gebets- und Andachtsübungen teilzunehmen, die man dort in allem Frieden abhalten könne.

Nach dieser Talmühle hatte sich Josef, durch Brot, Butter und dünnen Kaffee hinreichend gestärkt, sogleich auf den Weg gemacht.

Erst gegen Abend war er dort angekommen. Schon als er sich dem einsamen Hause näherte, vernahm er, durch das Plätschern und Rauschen des Rades, frommen Hallelujagesang. In einem Stübchen, dessen Fenster über dem Rade und abgeleiteten Bette des Mühlbaches lag, fand er die Brüder beieinander. Zu Anton und Martin Scharf hatten sich wieder die beiden Weber Schubert und John gesellt, dazu hatte sich seltsamerweise Martha Schubert angefunden, auch waren außerdem gegenwärtig der hagere Wassermüller und jener fortgejagte Stellmachergesell, den Josef am Abend vorher vergeblich gesucht hatte. Der böhmische Josef war während seines ganzes Lebens noch nie mit einem solchen Rausche der Freude wie hier begrüßt und empfangen worden. Man achtete weder auf die dicke, eingefressene Schmutzschicht, die sein häßliches, plattgeschlagenes, braunes Gesicht überzog, noch fürchtete man das Ungeziefer auf seinem verfilzten, schwarzen Schädel, sondern umarmte und küßte ihn brüderlich und als ob er der sehnlichst Erwartete und ein von den Toten Erstandener wäre.

Als der erste Taumel des Wiedersehens vorüber war, wurde „Nun danket alle Gott!“ aus begeisterten Herzen angestimmt.

Das Treiben in der versteckten Talmühle, wie es durch Wochen, ja durch Monate damals fortgesetzt wurde, ist später auf jede Weise verdächtigt worden. Es hieß, der Müller, ein fünfunddreißigjähriger Witwer, der lange Zeit in Brasilien gelebt hatte, wäre anrüchig. Er sollte in irgendeine phantastische Mordgeschichte in der Nähe von Breslau verwickelt gewesen sein, ohne daß man ihm aber schließlich und endlich während der langen Untersuchungshaft etwas nachweisen konnte. Er hatte mit seinem verstorbenen Weibe schlecht gelebt und wirklich hatte man es eines Tages tot im Mühlteiche schwimmend aufgefunden. Nachgewiesenermaßen aber litt diese Frau an einer stuporösen, schweren Melancholie, die sie aus dem Leben getrieben hatte. Jedenfalls war der Müller Straube ein Sonderling, der Bücher las, die Menschen im allgemeinen wenig zu lieben schien, sich schweigsam und mißtrauisch gegen sie zeigte und eine tiefgegrabene, bittere Falte des Kummers von den Nasenflügeln herunter zum Mund im Antlitz trug: anderer Eigenschaften bedarf es wohl nicht, um in allerlei üblen Leumund zu bringen.

Man sagte, es seien in jenen Versammlungen unter den Anhängern Quints in der Talmühle wüste und orgiastische Dinge vorgefallen, Vorgänge jener besonderen Art, wie sie von Zeit zu Zeit unter christlichen Sekten immer wieder zutage treten! und es hätten dabei eine Anzahl liederliche Weibspersonen mitgewirkt. Im großen ganzen täuschte man sich. Niemals war einer der Versammelten in der Talmühle auch nur entfernt auf den Gedanken gekommen, etwa plötzlich das Licht zu löschen und dabei den unsichtbar im Dunkel tappenden Brüdern und Schwestern zuzurufen: seid fruchtbar und mehret euch!

Die Versammelten nannten sich auf den Vorschlag des

Müllers hin die Talbrüder. Sie hatten die Gütergemeinschaft eingeführt — der allerdings die Weibergemeinschaft in bedenkliche Nähe tritt! — und lebten aus einer gemeinsamen Kasse, die Martin Scharf übergeben war.

Sie hatten sich gegenseitig im Rausch der Einfalt, im Rausch der Beschränktheit, im Rausch der Nöte, Ängste und Kümmernisse, im Rausch der Sündenbefleckung und Reinigung, im Rausch des Kampfes, der ungewöhnlichen Tat, des Aufbegehrens aus Niedrigkeit, im Rausche des Suchens, des Wartens, der Heiligung, im Rausche des Blutopfers Jesu, vor allem aber im Liebesrausch, davon überzeugt, daß der Heiland erschienen und das neue Jerusalem vor der Türe wäre. Sie waren die Kunden! Sie waren die Wissenden! Und das brachte den neuen Rausch der Heimlichkeit.

Diese Leute alle für Narren zu erklären und zu beweisen, daß sie es wirklich gewesen sind, ist von einem gewissen überlegenen Standpunkt aus gewiß nicht schwer: ebensowenig, als es schwer ist, zu behaupten und nachzuweisen, daß sie beschränkt und ohne Bildung gewesen sind. Aber hier soll nicht verurteilt, sondern so weit wie möglich begriffen und ganz verziehen werden.

Diese Menschen fanden in ihrem gegenseitigen Anblick allerdings nichts Merkwürdiges. Ein Beobachter von reifem und überlegenem Geiste und Blicke jedoch würde in ihnen eine Versammlung von wahrhaft Enterbten dieser Erde erkannt haben und er hätte in ihnen jenes gefährliche Fieber bemerkt, das mit wechselnden, bald abgründischen, bald himmlischen Phantasien entweder Genesung oder Tod erzwingt.

Das bewußte Geistesleben dieser Leute wurde beherrscht von Lebensgier und einem jahrzehntelangen Harren und Hoffen in einer unsäglichen Alltagsmonotonie. Auf eine endliche Erfüllung aller zurückgestellten, leidenschaftlichen Wünsche, Neigungen und Bedürfnisse zu warten, mangelte plötzlich die Geduld. Man erinnere sich etwa an müde und

verdurstete Wüstenwanderer und an die bekannte Wirkung der Luftspiegelung: worin dann plötzlich weite Seen und schattige Wälder verlockend erscheinen und alle resignierenden Lebenskräfte zu neuer wütender Sehnsucht und Hoffnung anstacheln.

Sonderbar bleibt nun der Glaube an Emanuel Quint.

Ein Glaube ist freilich nicht zu begreifen, außer dadurch, daß man ihn mit den Gläubigen teilt. Wir müssen uns also mit der Annahme dieser verkehrten Gläubigkeit als einer absurden Tatsache abfinden. Es wird aber stets zu bemerken sein, wie auch bei höher gearteten Menschen immer ein höher gearteter Mensch, und nur immer ein Mensch! Vertreter und Mittler des Göttlichen ist. Gott bleibt uns stumm, er spricht denn aus Menschen.

Die Geschichte der Religionen beweist, daß niemals die Gottheit anders als im Gottmenschen zu uns herniedergestiegen ist, und was ein solcher Gottmensch von der Gottheit zu fassen fähig ist, das allein ist es, was wir als göttliche Erbschaft besitzen.

Kein Mensch will immer und ewig ohne Antwort bleiben, wenn er zu einem Wesen spricht. Man hat zu seinem eigenen Vater gebetet, bevor man zu Gott gebetet hat, den man schon mit dem Worte Vater vermenschlicht, aber die Menge des katholischen Volkes betet am liebsten zu Heiligen, weil diese Heiligen wieder vergötterte Menschen sind. Sie betet zur Mutter des Heilandes aus gleichem Grunde und weil sie die Schmerzen jeder irdischen Mutter am eigenen Leibe empfunden hat und also das volle, naive Vertrauen der leidenden Mütter und Kinder von Müttern auf sich vereinigt. Und auch der evangelische Christ betet mit größerer Wärme zu Jesus, dem Heiland, als er zu Gott betet, weil dieser ihm unerreichlich fern, jener dagegen menschlich nahe ist.

Man fürchtet vielleicht einen unsichtbaren Gott, aber man liebt ihn nicht. Dagegen liebt man den menschlichen Mittler und die unsägliche Liebe, die Jesus auf sich vereinigt, strahlt

auch in das kalte Dunkel des Unsichtbaren, erwärmt im Anhauch das fremde Göttliche und schließt, indem sie sich selbst als einen Abglanz Gottes erklärt, ein Versprechen unendlicher Liebe ein.

Nun war allerdings der Glaube dieser Talbrüder an Emanuel Quint weder zweifelsfrei noch bei allen in gleicher Stärke vorhanden. Martin Scharf ging im Glauben voran. Dieser stille, mitunter finstere Mensch sprach oft, in sich gesunken dasitzend, stunden-, ja tagelang kein Wort: wenn er jedoch zu reden begann, so kam es heraus: er hatte über den tiefen Sinn irgendeines Wortes aus Emanuels Munde nachgegrübelt. Anton Scharf war meist von leidenschaftlicher Gläubigkeit, fiel aber zuweilen in schweren Zweifel. Schubert schüttelte öfters den Kopf, als ob er gewisse Bedenken hätte. Bis zu welchem Grade der Müller an Quint glaubte, wußte man nicht. Der Müller war sozialistischen Utopien und genossenschaftlichen Experimenten geneigt. Übrigens stammte er aus einer streng bigotten Familie, und sein Vater, der ebenfalls Müller war, beschloß seine Tage im Irrenhaus. Der Hufschmied John stand in Bezug auf Quint unter einer gewaltigen Suggestion, jedoch stellte er öfters schüchterne Fragen, durch die er verriet, daß er nicht frei von Gewissensnöten war.

Die Kraft irgend eines Dinges und so auch die Kraft einer Seele, eines Irrtums, eines Wahnes entwickelt sich an seinem Widerstand. Die Männer der Talmühle, unter denen nur hie und da eine Frau erschien, waren sich dessen recht wohl bewußt, daß ihre kleine Gemeinschaft von dem feindlichen Ozeane der Welt umgeben war. Ein solches Bewußtsein steigerte aber ihr Selbstgefühl, das in der traditionellen Demut christlicher Sekten, die sie anstrebten, keineswegs unterging. Das lutherische Wort von der „Seligkeit allein durch den Glauben" mußte unter den Talbrüdern dazu dienen, Augenblicke der Schwäche im Glauben an Quint und seine göttliche Sendung zu überwinden. Das Treiben

der Brüder der Talmühle dauerte wochen-, ja, alles in allem, monatelang. Der Schneider Schwabe hatte sich wieder angefunden, ebenso sein Schwager, der Weber Zumpt. Einer der regsten und tätigsten Brüder war jener Hufschmied John, der im Hause Zumpts die Betstunde leitete, als Martin und Anton Scharf, begleitet von Schwabe und dem böhmischen Josef, erschienen und ihnen schließlich den Heiland verkündeten. Den ersten Schritten zu fester Gemeinschaft, die im Hause des Zumpt durch die Begründung von einer Art Gotteskasten getan worden waren, wurden in der Talmühle weitere angefügt. Quint und sein Wahn wurden tatsächlich hier im voraus auf rührende Weise finanziert. Die Brüder Scharf legten den Rest ihrer ganzen Barschaft in den Gotteskasten. Der Hufschmied John hatte seine Schmiede verkauft und einen Teil des Erlöses in die Kasse gelegt. Das Vermögen der Talbrüder, das von Martin verwaltet wurde, hatte bereits eine für geringe Leute gewaltige Summe erreicht und blieb durch den Zufluß vieler geringer Beiträge ständig im Wachsen.

Unter den Brüdern befand sich auch ein ehemaliges Mitglied der Heilsarmee: ein sehr dürftig gekleideter „Leutnant", der aus der Gegend von Bromberg gebürtig war und noch die verblichenen Abzeichen seiner Würde an sich trug. Der Mann, wegen Betrügereien mehrfach bestraft, war dann durch weibliche Offiziere der Heilsarmee erweckt und gerettet worden. Gutmütig, über dreißig Jahre alt, gehörte Dibietz jener von den Psychiatern als minderwertig bezeichneten Menschenklasse an. Eines Tages war er erschienen und hatte, wie gewöhnlich, auch in der Talmühle jene gelinde Form der Bettelei ausgeübt, die im Angebot und Verkauf des „Kriegsrufs" besteht. Bei dieser Gelegenheit war er von der Versammlung zum Anhänger gemacht worden. Dibietz war den Brüdern sehr nützlich. Er brachte ihnen nicht nur den systematischen Orgiasmus der Heilsarmee, ihre Lieder und ihre Schlagworte mit, sondern auch manchen Rat für

eine zukünftige Organisation. Er war im Dienste der Heilsarmee in den verschiedensten Teilen Deutschlands verwendet worden und indem er davon erzählte und von der Menge derer, Männlein und Weiblein, die er kannte und die alle dem Rufe „Christ ist erstanden!“ entgegenwarteten, gab er der Enge ihres Gesichtskreises eine gewaltige Erweiterung. Unter den Talbrüdern gewann er sich bald eine Art praktischer Führerschaft, obgleich sie sich ganz entschieden gegen die Kindereien des Heilssoldatenspiels abschlossen und sogar den Rock mit den Abzeichen, den er an sich trug, eines Tages hinter der Mühle verbrannten.

Will man sich von der geistigen Atmosphäre, in der die Talbrüder lebten, einen Begriff machen, so muß man sich in eine Zeit zurückversetzen, wo Freizügigkeit und Eisenbahn noch nicht vorhanden und der vlämische Fuhrmann sowie die Postkutsche den Verkehr in die Ferne und aus der Ferne vermittelten: denn, obwohl Eisenbahn und Telegraph bereits bestanden, waren doch unter den Talbrüdern ganz wenige, die ein Leben außerhalb des narkotischen Brodems ihrer Heimatscholle kennen gelernt hatten. Nun ist lange noch nicht genügend erkannt, welche Bedeutung die Phantasie im Leben jedes und ganz besonders des einfachen Menschen hat. Die Phantasie ist des Menschen Mantel. Die Phantasie ist das, was der Geist erzeugt und wovon sich die Seele des Menschen nährt. Die Seele auch des verknöchertsten Mannes nährt sich aus den Schätzen der Phantasie, trotzdem er sie bekämpft und gering schätzt, wie die Lunge von Luft: und sofern es dem Manne gelänge, eben die Phantasie zu ersticken, so stürbe sein Geist: — und auch seine Seele, sowie sein Körper, verfiele unrettbar dem Erstickungstod. In dem Bereiche der Phantasie wohnt dem Menschen der Mensch, Welt und Gott! Dem Manne das Weib! Dem Weibe der Mann! den Eltern das Kind! Dem Kinde die Eltern! In eben demselben Bereiche schweben und weben Hölle und Paradies. Der Einzelmensch ist in eine bunte, gebärende Wolke eingeschlossen, eine

Wolke, die jeder nur um sich selber, nicht aber an seinem Nebenmenschen sieht, der in Wirklichkeit von einer ähnlichen, gebärenden Phantasmagorie umgeben ist.

Das größte soziale Bindemittel ideeller Natur ist immer ein gemeinsames Gebilde der Phantasie. Das wissen diejenigen sehr genau, die aus einer Vielheit von Menschen eine gefügige Einheit herstellen wollen. Solche staatenbildende Unterjocher und Herrschernaturen bedienen sich jener Männer, die, mit fanatischer Phantasie begabt, den Glauben an ihre Träume besitzen, fordern und durchsetzen, wodurch denn bei der Masse das gemeinsame Heiligtum errichtet wird, für dessen Erhaltung ihr bald, während langer Zeitperioden, kein Opfer zu kostbar ist.

Aber das Geistesleben gebildeter Völker gleicht, wie gesagt, einem ungeheuren Quellgebiet der Phantasie, das von den Wassern des Himmels, keineswegs aber nur aus der einen, gleichsam offiziellen Quelle Nahrung erhält. Es leidet an ewigen Überschwemmungen. Große Menschenmengen, geschart um das eine phantastische Heiligtum, bilden doch unter sich zahllose Sekten um ihre besonderen Tempel, Götter und sonstige Werke der Phantasie: wie denn Sektengründung, Sektenkampf, Sektenglaube und Sektenfortschritt das Abzeichen des modernen kulturellen Lebens ist.

Die Sekte der Talbrüder mit dem phantastischen Wahne des nahen tausendjährigen Reiches, einer zweitausend Jahre lebendigen Vorstellung als Untergrund, mit Quint als dem heimlich wiedererstandenen Heiland, glich jenen, wie sie während des langen Mittelalters in zahlloser Menge entstanden sind. Es hat noch im jüngst beschlossenen Jahrhundert Sekten gegeben, deren Keim ein weit wilderer Irrtum im Bunde mit dem Betruge eines hysterischen Menschen gewesen ist, und die sich zu glänzender Blüte entfalteten: man denke an die Brille „Urim und Thummim" des Joseph Smith und an seinen Fund der Mormonenbibel. Die mormonische Sekte war allerdings nur möglich in dem nüchternsten und

zugleich abenteuerlichsten aller Weltteile, Amerika. Aber die Talbrüder waren dafür auch reiner und tiefer im alten christlich-europäischen Glaubensboden verwurzelt. Man weiß, daß Wahnsinn ganze Völker ergreifen kann, um wie viel mehr solche kleine Gemeinden. Es ist ein psychisches Fieber, das sich fortwährend steigert durch Ansteckung. Kindlein, liebet euch untereinander: gemeinsamer Glaube, gemeinsamer Irrtum, gemeinsamer Wahn nähren eine gemeinsame Liebesflamme, die, je nachdem, leuchtend, wärmend oder auch fressend ist und in deren Glut mitunter auch Götze und Tempel verbrennen. Die Brüder beteten, hatten Gesichte, deuteten Träume, legten Sündenbekenntnisse ab. Es kamen auch Kranke, denen sie durch Handauflegen zu helfen glaubten. Herrnhutische Büchelchen, Losungen und Lehrtexte fanden den Weg in ihren Kreis: aus ihnen, sowie aus der Bibel, stachen sie Stellen und orakelten. Natürlich liefen auch einige mit, die mehr freiwillig, als aus innerer Notwendigkeit in diesen Wahnsinn hineinwuchsen, der ihnen eine ungeahnte Erhöhung ihres Daseins gab, andere wurden betört durch den Reiz der Heimlichkeit.

Dibietz, Anton und Martin Scharf, sowie Schmied John und der Müller Straube bildeten einen engeren Ausschuß und zogen sich öfters, zu besonderer Beratung, in ein Hinterzimmer der Mühle zurück. Hier, über dem Rauschen des Mühlenrades, nahm der Wahn seine festesten Formen an, obgleich der Müller später bei seinem Verhör das Bekenntnis ablegte: er habe eigentlich seltsamerweise alles immer zugleich geglaubt und auch nicht geglaubt. Es wurde späterhin durch Gerichtspersonen, die Haussuchung hielten, in der Schublade des Beratungstisches im Hinterzimmer ein liegengebliebenes Schriftstück entdeckt, das, in der Handschrift des Dibietz, das Glaubensbekenntnis der Talbrüder darstellte. Es wich von dem allgemeinen protestantischen Glaubensbekenntnis nur in wenigen Punkten ab und zwar in Artikel sieben bis zehn. Der siebente lautete: „Wir glauben an die

Kräfte und Gaben des ewigen Evangeliums, das heißt, an die Gabe des Glaubens, der Erkenntnis von Geistern, der Prophezeiung, der Offenbarung, der Gesichte, der Heilkraft, der Zungen und der Verdolmetschung der Zungen, der Weisheit, der Barmherzigkeit, der Bruderliebe." — Folgender war der achte Artikel: „Wir glauben, daß das Geheimnis vom Reiche Gottes bis heut noch nicht offenbart ist. Wir glauben und wissen aber: die Stunde der Offenbarung ist nahe. Gott hat seinen Sohn in die Welt gesandt. Fürwahr, er trägt weder Gestalt noch Schöne, sie aber halten ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert wäre. Es sind solche unter uns, denen der Geist gegeben hat, ihn mit leiblichen Augen zu sehen. Dieser wird das Geheimnis verkündigen. Er ist der Verachtesten einer unter den Menschen, wir aber loben seinen Namen: Emanuel." Wichtig ist noch der neunte Artikel: „Wir glauben an die Aufrichtung Zions und die tausendjährige Herrschaft Christi auf Erden in paradiesischer Herrlichkeit. Und wir glauben, daß wir, die mit Wachen und Beten hier Versammelten, den leiblichen Tod nicht sterben werden, bevor der Herr seine Verheißung wahr macht."

Die Brüder vergruben sich in die Bibel. Wer lesen konnte, nahm je nachdem die Evangelien, die Epistel oder die Offenbarung des Johannes vor. Sie forschten im Neuen Testament, sie forschten im Alten und alles natürlich gliederte sich in betörender, überraschender Weise zur Bestätigung ihres Irrwahns ein. Sie beteten um das Licht der Erkenntnis bei ihren Forschungen, und der Satan gab ihren Deutungen meist fälschlich den sicheren Frieden der Wahrheit. Nach der Meinung der Brüder war ihr verborgenes Leben ein wahrhaft evangelisches Dasein der täglichen Heiligung. Sie verrichteten, wie gesagt werden muß, täglich die Zeremonie des Brotbrechens, und jedesmal, wenn sie zu tafeln begannen, tranken sie aus einem bestimmten Becher den Erinnerungswein des Abendmahls. Diese Tatsache erregte, als sie später bekannt wurde, sicherlich nicht mit Unrecht, ganz besonderes

Ärgernis. Allein man wird als mildernden Umstand gelten lassen, daß es in wahrer Ekstase und in jener wundergläubigen, legendären Einfalt geschah, die eine törichte Glaubenshandlung der Armen im Geist zuweilen zu einer Gott wohlgefälligen Handlung umbildet und Gnade vor seinen Augen finden läßt.

Wenn jemand die Talbrüder in ihren Andachten beobachtet hätte, er würde zuweilen Eindrücke aufgenommen haben, verbunden mit einer wahrhaft frommen Erschütterung, wie sie uns etwa aus den plastischen Werken der deutschen Gotik oder aus den Reliefs im Naumburger Dome zuteil werden. Maler und Plastiker der kirchlichen Kunst hätten sich vor einer Sammlung alter, wundervoller Modelle gesehen, aus niederem Stande, derb und treuherzig, wodurch ihnen vielleicht etwas von jener frommen Einfalt und Kraft wieder zuteil geworden wäre, die in den deutschen Werken des Mittelalters so unwiderstehlich wahr und erhebend ist.

Im Kreise der Brüder wurde natürlich das Geheimnis des Reiches auch vielfach vermutungsweise ausgestaltet. Die tätige, unverbrauchte Phantasie der versammelten Gläubigen ließ ein geduldiges Harren auf die Erfüllung ihrer glühenden Hoffnung nicht zu. Sie hatten, ohne es sich einzugestehen, auf diese Erfüllung, wie auf eine Karte, ihr ganzes Vermögen gesetzt, und wußten, sie würden es einbüßen, sofern das Spiel, das sie spielten, verloren ging: — und so mußte es kommen, daß mit Bezug auf dies Anlagekapital Sorgen und Kümmernisse, Fragen und Antworten laut wurden. Das Herz der Besitzer hing noch daran, und es wurde nicht selten durch die Anwartschaft des tausendjährigen Himmels auf Erden beschwichtigt.

In rührender Weise regte sich nun unter diesen Leuten, die sich alle für Auserwählte hielten, Eifersucht. War doch vorerst das Paradies nichts weiter, im ersten Jahrtausend seligen Daseins, das ihnen bevorstand, als die von Mängeln befreite alte, geliebte Erdenwelt, wo endlich die Ersten die

Letzten und die Letzten die Ersten sein würden, nach der Verheißung. Deshalb genießt wohl hauptsächlich die Idee des tausendjährigen Reichs bei den Enterbten und Entsagenden dieser Welt ihre besondere Popularität. Statt ihrer gezwungenen Entsagung und Enterbung setzen sie eine Art Freiwilligkeit, für die sie sich dann die Erbschaft und die Fülle sinnlichen Lebens, auf die sie verzichtet zu haben behaupten, hundertfältig, und wenn auch nur in der Einbildung, und zwar in gangbarer, irdischer Münze zurückerstatten ließen. Da wollte nun natürlich insgeheim jeder dieser armen Schlucker der Erste und nicht der Letzte sein.

Die Mitglieder der Gemeinschaft der Talbrüder hatten den Schritt ins Außergewöhnliche nun einmal getan. Der Gang der Gewohnheit ihres täglichen Lebens war nicht mehr und konnte ihr Dasein nicht mehr ordnen. Sie feuerten sich zudem mit schlecht verstandenen Bibelworten wie diesen an: „Wer die Hand an den Pflug leget und schauet zurück, ein solcher ist nicht vom Reiche Gottes." Sie waren entwurzelt und der fast immer irgendwo in der Mühle zum Rauschen des Wassers hörbare Kirchengesang tat natürlich das Seinige, um die Füße der Schwärmer mehr und mehr vom Boden und von jeder irdischen Möglichkeit loszulösen.

Besonders oft intonierten sie ein gewisses Tränenlied, eine wahrhafte Schwelgerei in zehn endlosen Strophen voller Tränen und Tränen. Es nimmt sich wie ein tropfender, träufelnder, alles durchnässender, grauer, alles schmelzender Regen aus:

„Tränen, Tränen, lauter Tränen
Ist der Christen Leben hier.
Die sich nach dem Himmel sehnen,
Gehn in Tränen für und für,
Tränen-Speise, Tränen-Trank,
Tränen unser Leben lang.
Wer der Menschen will erwähnen,
Der muß sagen: Tränen! Tränen!"

Und so ging es fort.

Der letzte der Verse aber lautete:

„Tränen, o ihr lieben Tränen!
Nun es sei der Schluß gemacht,
Ich will euer nur erwähnen,
Als des schönsten Christen-Pracht.
Wer hier Tränen säen will,
Erntet dort der Tränen viel.
Denn die Tränen dieser Erden
Müssen dort zu Thronen werden."

Nach solchen Tränen kam dann der Aufschwung.

„Seele, mach dich heilig auf, Jesum zu begleiten, gen Jerusalem hinauf, tritt ihm an die Seiten," sangen die Talbrüder. Oder sie sangen: „Seele, raffe dich zusammen, flügele dich mit reinen Flammen, fleug in Jesu Wunden ein." Ein Lied, das sie dann ebenfalls mit Vorliebe erschallen ließen und das besonders oft vom Ruf des Pirols, vom Schmätzen des Rotkehlchens und vom Gepiepse der Finken und Meisen in den Büschen und Baumgruppen um die Talmühle begleitet wurde, war die Numero Fünfhundertzweiundvierzig eines evangelischen Gesangbuches, gedruckt zu Breslau siebzehnhundertundneunzig durch Gottlieb Korn, cum privilegio regio privativo. Und es kamen darin diese Verse vor: „Sehet, welch ein Mensch ist Gott! Sehet Gottes Klagen! Sehet seiner Seele Not! Seht sein Zittern, Zagen! Seht, wie Gott so kläglich tut: Seht sein Herze klopfen." So ging es fort mit der Wiederholung „Sehet, welch ein Mensch ist Gott!" gesungene Worte, die geeignet waren, gerade mittelst des inbrünstig schwebenden Gefühlselements und durch die derbe Realität, die sie aussagten, Illusion und Realität, Himmel und Welt zu vermischen und den Glauben an Quint zu stärken — „sehet, welch ein Mensch ist Gott!" — der den berauschten Schwärmern tatsächlich so ersehnte Gottmensch ward.

Vierzehntes Kapitel

Gleichsam zur Nachkur hatte das Gurauer Fräulein Emanuel Quint in der Gärtnerei ihrer Herrschaft Miltzsch untergebracht. Gern und gelassen war durch Emanuel ihr Vorschlag, der seine neue Unterkunft betraf, angehört und befolgt worden. Der Schloßgärtner, der übrigens alle Gärtnereien und Parkanlagen auf den Besitzungen des Gurauer Fräuleins unter sich hatte, hieß Heidebrand. Er war, wie alle Angestellten des Fräuleins, ein protestantischer, gottesfürchtiger Mann, der zudem über die mit Rosen be- sponnene Haustür die Bibelworte: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“ gesetzt hatte.

Das altertümliche Gärtnerhaus war früher das Schloß der Herrschaft gewesen und ein idyllischer Aufenthalt. Dick- stämmiger Efeu bedeckte die Mauern mit zweierlei Blättern und langte mit winzigen Kinderhändchen junger Schosse in das freundliche Giebelzimmerchen Quints hinein. Eine Zentifolienzüchterei, darin immer mehrere Burschen ar- beiteten, war im Vorgarten untergebracht. Es gab einige endlose Reihen von Glasfenstern. Die Wege waren mit Stachelbeersträuchern und Johannisbeersträuchern gesäumt. Auf weiten Plantagen wuchs die Erdbeere. Natürlich wurde zu ihrer Zeit auch die Himbeere unter der hinteren Garten- mauer in verschwenderisch üppiger Fülle reif.

Der Pfirsich war zum Teil schon geerntet worden oder hing noch, reif, am Spalier, als Quint sein neues Quartier bezog. Herr Heidebrand hatte sich sogleich seines neuen Schützlings, mit der ihm eigenen Güte, angenommen. Er hatte ihn durch das ganze ihm unterstellte Bereich geführt und ihm eigentlich freiesten Genuß aller Früchte des Gartens anempfohlen. Er sah in Quint einen im Grunde auf den Wegen Gottes wandelnden jungen Mann, den der Satan zum Irrtum verleiten wollte, der aber sicherlich nicht verloren war.

Vom ersten Augenblick an übernahm Herr Heidebrand

Quint in eine ihm gleichsam von Gott übertragene Vormundschaft: denn es ist Überzeugung solcher Leute, immer mit einem persönlichen Gott in Verbindung zu sein und in seinem besonderen Auftrag zu handeln. So wurde Quint der Familie Heidebrand allerdings durch einen Willensentschluß des Gurauer Fräuleins, aber mehr noch durch Gottes Schickung zugeführt.

Quint hatte vom ersten Augenblick an ein Gefühl der Geborgenheit. Bald aber überkam ihn mitten unter dem Dufte des sommerlich warmen Blüten- und Fruchtgartens ein zarter, neuer, paradiesisch irdischer Hauch, der nichts an Duft und Wärme verlor, als die kleine Ruth Heidebrand, die fünfzehnjährige Tochter des Schloßgärtners, die ihm eine Karaffe frischen Wassers gebracht und nach seinen Wünschen gefragt hatte, nicht mehr im Zimmer war. Bald wurde Emanuel Quint von Mutter und Tochter Heidebrand auf eine Weise versorgt und gepflegt, als ob er im Hause Sohn und Bruder wäre.

Es ist nicht leicht, den reichen und harmonischen Inhalt jenes idyllischen Jahres wiederzugeben, das für den armen Narren in Christo nun begann: denn ungefähr von der Mitte des Sommers bis zum Herbst des nächstfolgenden Jahres hinaus, gelang es ihm, sich verborgen zu halten. Nicht ganz allerdings, aber doch so weit, daß jene Lawine des Köhlerglaubens, die er verursacht hatte, zunächst nicht wieder ins Rollen kam.

Durch die hintere Gartenmauer trat man an den Rand unendlicher, ebener Felder hinaus, zwischen denen sich einsame Pfade schlängelten, ein Gebiet, das für Meditationen eines grübelnden Sonderlings durchaus geschaffen war. Mehrere Pforten der vorderen Mauer verbanden die Gärtnerei mit dem Park, der sich mit englischen Rasenflächen und alten Bäumen um einen Wasserspiegel ausbreitete, auf dem ein ruderndes Schwanenpaar und der Widerschein der weißen Fassade des Schlosses zu sehen war. Dieses Schloß

war meist unbewohnt. Es wurde aber auf Befehl der Gurauer Dame in bewohnbarem Zustand erhalten. Ihr Bruder, der bei einer Durchquerung Afrikas sein Leben einbüßte, hatte es seinerzeit gern bewohnt und eine Bibliothek darin angelegt, die seither aus Pietät durch die Schwester sorgsam gepflegt und bereichert wurde. Bibliothekar war jeweilen der Pastor des Dorfes Krug in der Nachbarschaft, das zum Patronat des Fräuleins gehörte.

Am fünften Tage nach der Ankunft Emanuel Quints hatte sich das Gurauer Fräulein eingefunden. Sie war in die Gärtnerei gekommen und hatte persönlich den armen Tischlerssohn ins Schloß herüber geholt. Wenn sie mitunter auf eine so überraschende Weise in einem ihrer Schlösser erschien, so pflegten ihre Beamten zu sagen: sie hat ihren resoluten Tag. Dann sprach sie niemals von Religion, sondern es wurden praktische Dinge mit trockenen Worten ins Werk gesetzt, feste Entschlüsse, die das Fräulein mit Gottes Hilfe und mit Hilfe ihres scharfen Verstandes und geraden Herzens bei sich in stillen Stunden gefaßt hatte.

Was sie mit Emanuel durchgesprochen hatte, als sie mit ihren trippelnden Füßen und ohne ihre Gesellschafterin neben Emanuel durch den Park und durch die Räume des Schlosses schritt, wußte man nicht. Nur hatte sie ganz besonders lange mit ihm in der Bibliothek geweilt, und der Schlüssel dazu ward dem unglückseligen, falschen Propheten, später, in ihrer Gegenwart, feierlich durch den Kastellan des Schlosses eingehändigt. Abends hatte sie Quint und den alten Herrn Heidebrand zu Tisch. Der Obergärtner erfuhr bei dieser Gelegenheit, was sie mit jenem für Absichten hatte: sie waren entschlossen und generös, ebenso eigensinnig und unwidersprechbar, wie es in ähnlichen Fällen von ihr nicht anders erwartet wurde. Sie sagte: „Emanuel, betrachten Sie sich bis auf weiteres als mein Pflegekind. Ich habe dabei den Gedanken, daß Sie ein Mensch sind, der Gelegenheit finden muß, sorglos an seiner Bildung zu arbeiten. Ich lege Ihnen

jedoch, die Art betreffend, wie Sie das anfangen wollen, nicht die geringste Beschränkung auf. Bis Sie gesund sind, sollen Sie hier bleiben. Wünschen Sie dann in irgendeine Schule zu irgendeinem Lehrer zu gehn, dies oder jenes zu studieren, so biete ich Ihnen zu alledem jetzt schon im vorhinein alle Mittel an. Mein Bruder war auch ein Sonderling. Und wenn ich es nicht selber wüßte, so hätte ich es doch von ihm im Ohr, daß gewissen Naturen mit Zwang und Drill und Programm nicht geholfen ist. Sie werden den Weg zum Guten schon selbst finden. Aber lernen Sie, lernen Sie, lernen Sie! In Ihren Augen, mein lieber Quint" — sie mußte bei diesen Worten wegblicken! — „liegt etwas, das mich mit einem gewissen Geist erfüllt. Vielleicht werden Sie für die Menschheit, mit dem, was Sie in sich tragen, noch einmal von bedeutungsvollem und segensreichem Einfluß sein. Doch eh dies sein kann, tut es not, daß man das Getriebe der Welt und der Menschen kennen lernt.

Sie brauchen deswegen nicht Missionar zu werden! Gott mag Sie führen. Wie gesagt, ich denke in Ihrem Fall nicht im entferntesten an äußeren oder inneren Zwang. Sie würden uns auch sehr schnell entgleiten, wie ich ja weiß. Besuchen Sie mich, wenn Sie mit mir sprechen wollen, oder sehen Sie sich nach anderem Umgang um. Pastoren oder auch nicht Pastoren. Hauptsache bleibt, daß einer mit Leuten umgeht, von denen er lernen kann."

Mit ruhigem Ernste, der von einer fast beängstigenden Klarheit war, hatte Quint den freundlich resoluten Reden der Dame zugehört und mit einem sinnenden Frieden, in den ein leises Lächeln gewoben war, begab er sich mit Heidebrand unter das gastliche Dach des Gärtnerhäuschens zurück.

Er hatte schon aus dem Krankenhause gewisse bessere Lebensgewohnheiten mitgebracht, die sich in dem bürgerlich gutgeführten Heidebrandschen Hause noch mehr verfeinerten. Die Mittagsmahlzeit nahm er meist am Fa-

milientisch, wobei ihm ein gesittetes Betragen durchaus natürlich war. Übrigens begann man nach alter, christlicher Sitte, stehend mit dem lauten Gebet: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!“ wodurch sich der Mahlzeit überhaupt ein schlichter und reiner Anstand aufprägte. „Wißt Ihr denn,“ sagte Quint eines Tages bei dieser Gelegenheit, nachdem der Obergärtner, dessen Gattin, die Tochter Ruth und er selbst sich nach dem Gebete niedergelassen hatten, „wißt Ihr denn, daß wirklich Jesus so gerufen, jedesmal unter euch zu Gaste ist?“ — Und er hatte in folgender Weise fortgefahren:

„Mit diesem Gebet zu Beginn wird eigentlich jede Mahlzeit zu nichts geringerem, als zum heiligen Abendmahl. Entweder Jesus ist auf eure Bitte hin unter euch getreten, und dann vollzieht sich hier das Sakrament des heiligen Abendmahls! oder er ist trotz eures Rufes ferne geblieben, und dann habt ihr nicht im rechten Geiste gebetet und seid ihm so fern, wie er fern von euch ist! Wer aber unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selbst das Gericht.“

Der bärtige Hausherr und Vormund suchte solche Gespräche meist abzulenken. Er war zu sehr ein Mann der häuslichen Frömmigkeit, deren Grenzen nicht sehr weit außerhalb des Gartenzaunes gezogen waren. Auch nahm er an und war auch hinlänglich in dieser Beziehung vorbereitet worden, daß in Quintens Geist eine morbide Stelle sei, die verheilen müßte, ehe von ihm etwas wahrhaft Nützliches für das Reich Gottes zu erwarten war. Ihn trat, so oft der Narr in Christo von der Gegenwart Jesu redete, immer ein leiser Schauder an. Viel eher als Jesus schien ihm in einem solchen Augenblick der Versucher, der Fürst des Abgrunds, gegenwärtig zu sein.

Die Gattin des Gärtners wußte sich dem eigentümlichen Wesen Emanuels gegenüber nicht in so klarer Weise zu fassen. Sie schwankte, so oft es krankhaft aufflackerte, zwischen Schrecken und einer Art Gläubigkeit. Ruth hörte die Eltern oft bis tief in die Nacht im Schlafzimmer ihre Ansichten friedlich gegeneinander setzen und aus dem, was

durch die dünnen Wände des alten Fachwerkbaues vernehmlich ward, sowie aus vielen Gesprächen, die sie selbst mit der Mutter geführt hatte, wußte sie, wie diese, im Hinblick auf Quint, in ernsten Gewissensnöten war.

Die kleine Ruth war ein liebliches Kind, das in jenen Wochen, wo Quint im Hause der Eltern Wohnung nahm, sich zur Jungfrau umbildete. Also durchlebte sie jene gefährliche Frühlingszeit, wo Knospe und Blüte sich hervorwagen und alles duftige, blühendzarte sich dem Wechsel von Eis und Glut, von paradiesischer Wonne, wilden Stürmen und Hagelschauern unschuldiggläubig entgegensetzt. Ein junger, zwanzigjähriger Arzt, ein Pfarrerssohn aus der Nachbarschaft — einziges Kind des verwitweten Pastors Beleites von Krug, desselben, der die Bibliothek auf dem Schlosse verwaltete! — kannte das Mädchen von Kindheit an und hielt sein Auge auf es gerichtet. Die Eltern sahen gern, wenn der stille und strebsame junge Mann sie besuchen kam. Sie fühlten wohl, worauf er hinaus wollte und daß er in seiner standhaften Treue innerlich mit dem Umstande rechnete, nach einer Reihe von Jahren, gerade dann im Besitze einer gesicherten Existenz zu sein, wenn Ruth die volle, weibliche Reife erlangt haben würde. Dies tat ihnen wohl und sie sahen in ihm bereits einen Sohn.

In jenen Tagen durchlebte der junge Arzt nach bestandenem Staatsexamen beim Vater eine längere Ferienzeit und da er die Bibliothek benutzte, kam es, daß er fast täglich für längere oder kürzere Zeit im Gärtnerhause bei Ruth erschien. Er, als der erste, bemerkte im Wesen des Mädchens eine tiefe Veränderung. Der arme Junge, der die Kleine immer nur als ein unschuldig offenherziges Wesen gekannt hatte, fand sie nun oft in einem Zustand dumpfer Befangenheit. Er erklärte sich das im Anfang aus ihrem kritischen Alter, mit Hilfe seiner neugewonnenen, ärztlichen Wissenschaft, aber da er ein gesunder und kräftiger Jüngling war und in der Vorfreude auf die seiner wartende Ferienzeit eigentlich mit

den ersten Zeichen erwachender Glut gerechnet hatte, mußte er sich nun doch im Gegenteil, deutlich spürbar, ein Erkalten eingestehen.

Zwischen den Rosenkulturen bemerkte er in den ersten Tagen einen sonderbaren Gärtnergehilfen, den er dann auch am dritten, vierten Tage, am Tisch des Hauses, zu seinem Erstaunen, wiederfand. Als er nach Tisch mit der dunkeläugigen, schlanken Ruth, die ein bleiches Aussehen hatte, im Park, am Ufer des Sees, die weißen Schwäne mit trockener Semmel fütterte, suchte er einige Auskunft über den Neuling zu erhalten: ein Unterfangen, womit er bei Ruth durchaus nicht zum Ziele kam. Am Abend nach Hause zurückgekehrt, sprach er mit seinem Vater davon.

Pastor Beleites war, trotz seiner fünfundsechzig Jahre, ein kerniger und robuster Mann, der in allem, was sich nicht auf das Dogma bezog, einen höchst gesunden Verstand entwickelte. Er lachte, als ihm sein Sohn von dem Pensionär in der Gärtnerei zu erzählen begann und meinte, daß es ein Unglück für die „beati possidentes" wäre und so auch für seine geehrte Kirchenpatronin, ohne Bedenken jede Marotte durchsetzen zu können. Dann erzählte er ihm die sonderbare Geschichte Quints, so weit ihm diese bekannt geworden war, und vergaß im Bewußtsein der theologischen Bildung, die er selber genossen hatte, und während er die Ereignisse um Quint als einen ärgerlichen Unfug bezeichnete, welche Verheißung den Armen und Schwachen im Geist durch Jesum selber geworden war.

Der junge Beleites hatte psychiatrische Kurse durchgemacht. Er stellte fest, Quint sei mit degenerativen Zeichen behaftet. Es war ihm sogleich, als er ihn zwischen den Rosen sah, aufgefallen. Er habe außerdem zweifellos einen Wasserkopf. Der junge Arzt hatte noch einen Rest der, von den Eltern stammenden, Rechtgläubigkeit, immerhin war der ehemalige Besitz daran, während der Studienjahre, beträchtlich zusammengeschmolzen. Deshalb betonte er jetzt die Gefahr,

die für den gesunden Geist eines religiösen Hauses durch die Gegenwart eines Menschen gegeben sei, der an religiösem Wahnsinn leide. „Mache du etwas," sagte der Vater, „gegen diesen Geist einer mißverstandenen Wohltätigkeit."

Und wirklich versuchte Hans Beleites schon bei nächster Gelegenheit etwas auf seine Weise dagegen zu tun. Er ließ sich zunächst von der kleinen Ruth, nicht ohne, um sie sicher zu machen, Glauben zu heucheln, die Abenteuer des Fremdlings bestätigen. Sie tat das mit einer großen, kindlich naiven Begeisterung. Es war am Rande eines Feldwegs hinter dem Garten, unter den wogenden Halmen eines Weizenfeldes, das kurz vor der Ernte stand. Ruth schwärmte. Sie zog ein winziges Neues Testament der britisch ausländischen Bibelgesellschaft hervor und bekam große hektische Flecken am Halse. Hans Beleites hielt ihr ein medizinisches Privatissimum. „Höre," begann er, und nahm ihr unerwartet zunächst das Neue Testament aus der Hand, „so kann es mit uns nicht weiter gehn. Erstens nimmst du, nach einem Rezept, das ich schreiben werde, Eisen, mein Kind. Was du brauchst, das sind rote Blutkörperchen. Ferner verbiete ich dir für die nächsten Monate, irgend etwas, ja selbst die Bibel zu lesen. Du bist immer ein bißchen überspannt gewesen und kommst in ein Alter, wo Überspanntheit doppelt gefährlich ist. Ich werde mit deiner Mutter sprechen und sie bitten, daß man dich von jetzt an möglichst mit Kirchengehen, Kirchhofsbesuchen, Kirchenlieder absingen und ähnlichen Dingen verschonen möge. Der oft durchlaufene Vorstellungskreis vom Ölberg über die Geißelungen und Verspottungen zum Kreuzestod und Begräbnis des Heilands könnte für dich und dein Gemüt von verhängnisvoller Wirkung sein. Laß uns von unserer Zukunft reden, Ruth. Sei heiter. Du bist es früher gewesen . . ."

Aber sie sah ihn mit aufgerissenen Augen an und verstand ihn nicht.

Er griff nun direkt die allzu große Willfährigkeit ihres

Vaters an, weil dieser Quint bei sich aufgenommen hatte. Er gehöre ins Diesdorfer Rettungshaus. Er nannte ihn einen kretinhaften Menschen, dessen schwachsinniger Wahn immerhin in der Nachbarschaft jugendlich unreifer Menschen möglicherweise ansteckend sei. Es seien, sagte er, in der Schweiz und in Frankreich jüngst Fälle eines Wahnsinns zu zweien, zu dreien und zu vieren bekannt geworden. Die weiteren Äußerungen des jungen Beleites über Quint steigerten sich in einen natürlichen Ärger hinein und ließen an Offenheit nichts zu wünschen. Sie troffen gleichsam von eigener Überhebung und von Geringschätzung für Emanuel Quint.

Er hätte noch lange kein Ende gefunden, aber er sah sich plötzlich allein. Ruth war entflohen und so blieb dem Jüngling nichts weiter übrig, als einigermaßen beschämt davonzugehn.

Am folgenden Tage suchte er mit Frau Heidebrand das gleiche Gespräch wieder aufzunehmen. Es gelang ihm auch: aber der Erfolg, den er bei der immer ein wenig sorgenvollen Mutter mit seiner Ansicht von Quint und seinen Warnungen hatte, enthüllte ihm, wie sehr der Einfluß des närrischen Menschen auch hier im Wachsen war. Sie sagte: „Es kann wohl sein, daß Sie recht haben, guter Hans. So viel ist gewiß: Sie hätten Ruth gegenüber zurückhalten sollen. Sie haben das Mädchen, durch Ihre vielleicht etwas harten Worte über unseren Pflegling, kopfschen gemacht. Das Kind ist mir förmlich krank geworden. Ich rate Ihnen, wenn Ihre alte Kameradschaft nicht leiden soll, reden Sie mit Ruth niemals mehr ein Wort über Quint."

„Sie müssen nicht denken, lieber Hans," fuhr die Frau Obergärtnerin fort, „daß über Emanuel Quint bestimmt zu urteilen eine leichte Sache ist. Gehen Sie, treten Sie ihm gegenüber. Ich bin überzeugt, Sie finden einen schlichten, bescheidenen Menschen, ohne alle Überspanntheit an ihm. Papa hat ihm einiges in der Gärtnerei beigebracht: das Oku-

lieren von Zentifolien. Sie können ihn auch mit der Heckenschere und mit dem Grabscheit sehn. Aber ohne daß er eigentlich sich irgendwem annähert, merkt man es den Gärtnerburschen und Arbeitern an, auch vielen Leuten drüben vom Gut: sie wollen gern alle in seiner Nähe sein. Sie müssen mal kommen, wenn Feierabend ist. Da sitzt er mitunter hinten im Feld, wo der Grenzstein ist und hat vierzig bis fünfzig Kinder um sich, denen er unermüdlich kleine hübsche Geschichten erzählt. Man kann sich nämlich da ganz ruhig hinzusetzen und kann ihm zuhören. Es stört ihn nicht. Und wenn Sie da irgendetwas finden, lieber Hans, was auf Irrsinn oder auf Schwachsinn oder auf eine überhebliche fixe Idee deutet, so sollte mir das verwunderlich sein."

Schon am nächsten Abend wurde der Vorschlag der Frau Obergärtnerin ausgeführt.

Die Unke rief. Die Grillen feilten und schrien im Roggstoppel. Durch die hohen Wipfel des nahen Parkes ging ein warmer, nächtiger Abendwind. Am blassen Himmel stand rund der Mond. Noch herrschte des Tages Helligkeit, aber die Sonne, der Quell des Lichts, war untergesunken. Quint hatte den größten Teil des Tages mit dem Schäfer des Guts bei den Schafherden draußen auf den Feldern zugebracht. Als er an der Spitze einer nach hunderten zählenden Herde in der Nähe des Gutes erschien, hatten die Kinder ihn schon erwartet. Er schritt aber weiter, der Herde voran, und geleitete die trippelnde, trappelnde Masse durch den Torweg in den Hof und, begleitet vom Schäferhunde, durchs offene Tor in den Schafstall hinein.

Der Schäfer selbst folgte mit einer zweiten Schafherde. Er rief der Frau Obergärtner zu, die mit Ruth und Hans bei den Kindern stand: er habe nun einen Schäferknecht, mit dem er sehr zufrieden sein könne. Man weiß, daß gute Schäfer gute Tierärzte und Chirurgen sind, und dieser würdige und erfahrene alte Mann, allgemein nur unter dem Namen der Miltzscher Schäfer bekannt, hatte schon manchen Knecht

und manche Magd, die Schaden erlitten hatten, verbunden und manches gebrochene Bein kunstgerecht angeheilt.

Als Quint vorüberkam, hielt sich Ruth, mit merkbaren Zeichen der Erregung, voll Leidenschaft an die Mutter geklammert.

Hans gestand sich, daß der Eindruck des vorüberschreitenden seltsamen Hirten an der Spitze der Herde von außergewöhnlichem Eindruck gewesen war. Es fehlte nicht viel, so hätte der junge Arzt, getroffen von der biblischen Glorie, die das bukolische Bild umgab, respektvoll den Strohhut vom Kopf genommen. Natürlich suchte er sogleich nach Symptomen, die eine bereits vorausgesetzte Diagnose bestätigen konnten, fand jedoch, daß der jesusähnliche Eindruck, den Emanuel machte, nicht leicht auf gekünstelte Äußerlichkeit zurückzuführen war. Die Sucht, sich von den Mitmenschen zu unterscheiden, äußerlich aufzufallen, sieht nämlich der Psychiater als krankhaft an. Emanuel trug einen spitzen Bart am Kinn, der mit einem leichten Bartflaum über der Oberlippe verbunden war. Seine Nase war spitz und lang. Er hatte gewölbte, buschige Brauen. Sein Auge blickte groß, aber gütig und ohne erstaunt zu sein. Vielleicht lag in dem etwas zu lang gewachsenen Haupthaar eine gewisse Absichtlichkeit. Der Bart dagegen war kurz und gepflegt und ebensowenig konnte das offene Hemd, das kurze Beinkleid, der Umstand, daß Quint einen langen Stab in der Rechten trug und barfuß ging, als absichtlich gedeutet werden. Auch der andere Hirt trug einen Hirtenstab und hatte, wie Quint, die ausgezogene Jacke über die linke Schulter gehängt. In die Gewohnheit, barfuß zu gehen, fiel Quint mit vollem Bewußtsein mitunter zurück. Er sagte, er wolle mit den Kräften der Muttererde verbunden bleiben.

Man konnte nun sehen, wie sich der neue Hirt im Hofe, am laufenden Brunnen, mit Sorgfalt Hände und Antlitz wusch, worauf er kam und lächelnd Frau Heidebrand, Ruth und dem jungen Doktor die Hand reichte. Die Kinder drängten sich

um ihn heran. Die Art, wie er diesem Flachskopf durchs Haar, jenem über den Nacken fuhr, dieser hübschen Elfjährigen seine Hand reichte, jenes Kleine vom Arm der älteren Schwester nahm, um es nieder ins Gras zu setzen: alles das war, wie wenn ein erfahrener Hirt Ordnung, Friede und Schutz unter seine Herde bringt. „Setzt euch", hieß es dann: „Wie lange haben wir heute noch Zeit bis zum Abendbrot, Frau Heidebrand?" Die Antwort erfolgte und er begann, selber auf einem Grenzstein Platz nehmend.

„Liebe kleine Mitmenschen," sagte er, „Menschensöhne und Menschentöchter, der zu euch spricht und der bei euch ist, ist des Menschen Sohn. Lasset die Kindlein zu mir kommen, spricht er, und wehret ihnen nicht, denn solcher, sagt er, ist das Reich Gottes. Ihr Kleinen, ihr habt das Gottesreich, ihr Kinder habt es und sollt es verbreiten. Alle eure Augen, lieben Kinder, sind wie ein himmlischer Quell für mich. Zwar auch Böses habt ihr in eurem Innern, denn irgendwo, irgendwann ward in die reine Schöpfung des lieben Herrgotts Unkraut unter den Weizen gesät." Und Quint erzählte das Heilands-Gleichnis unter allgemeiner Spannung der Kinderherzen, vom bösen Feind, der das Unkraut unter den Weizen gesät hatte. „Ich halte euch eine Kinderpredigt," fuhr er fort, „allein ich gebe euch Worte, während ihr mir den Quell eures Schweigens, den Quell eures Wartens, den Quell eurer Kindheit gebt. Wenn ich aus diesem Quell in das Gefäß meiner Seele schöpfe, so schöpfe ich Klares in Getrübtes hinein." Und er nahm eins der kleinen Knäbchen auf seinen Schoß. „Es ist gesagt, wer sein Kind lieb hat, der züchtige es. Ich aber sage euch, wer ein Kind züchtigt, der ist gezüchtigt. Des Menschen Sohn erhebt seine Hand nicht wider euch, außer um euch zu heilen oder zu streicheln. Das aber ist die heilende Kraft des Menschensohns, daß er die Keime des Bösen in euch ausrottet, damit sie nicht mit dem Himmelreich wachsen, das in euch gegründet ist. Wahrlich, wenn ihr nicht werdet wie dieses Kind" — er hatte die Hand

auf dem Scheitel des Knaben, der ihm auf den Knien saß, und blickte gegen Frau Heidebrand, Ruth und den jungen Beleites hin —, „so bleibt ihr ferne vom Himmelreich." Im weiteren war es, als ob er seine Worte gegen die Gruppe der Erwachsenen richtete, zu der nun noch Herr Heidebrand und der Schloßkastellan hinzutraten.

„Kindlein, liebet euch untereinander." Emanuel sprach in jenem schlichten, natürlichen Ton, der in keiner Weise an die Pathetik der Kanzel erinnerte. Er entwickelte nun, wie es in bezug auf das, was die Kinderseele ausmache, verschiedene Phasen in der Entwickelung eines Menschen geben könne. Die erste Phase schließe die wirkliche, körperliche Kindheit ein. Aber schon diese äußerlich unbezweifelbare Kindheit verbürge nicht immer die wahre Kindheit der Seele. Wo sie vorhanden wäre, ginge sie aber im natürlichen Lauf des Wachstums auch wieder verloren, in jenem Alter, wo das schmerzensreiche Wesen der Welt sich dem Jüngling aufschließe. Diese Zeit mit ihren Erfahrungen mache manchen für immer alt und raube ihm so für immer das Himmelreich. So verknöcherte Leute könne man denn allenthalben mit bittrer und harter Miene an ihr Tagewerk schreiten sehen. In einem dritten Stadium, behauptet Quint, werde die Kindschaft derer, die Gott lieb hätte, wieder gewonnen. Und wo sie nun wieder erblühe, blühe sie schöner und reicher auf. Dies sei die Kindheit jenes Jüngers Johannes, der das Geheimnis des Reiches Gottes unwissend in seiner Seele trug, und den der Heiland besonders lieb hatte.

Der junge Beleites wußte nicht recht, was er aus dem Eindruck, den er empfangen hatte, machen sollte. Freilich war der Umstand dieser Kinderpredigt an sich etwas sonderbar, davon aber abgesehen, ergab sich nichts, was der Arzt für irgendein Krankheitsbild verwerten konnte. Allerdings war es ungewöhnlich, daß ein Mensch aus niederem Stande von schlechtem und bleichem Aussehen, der nur eine Dorfschule besucht hatte, solche Worte fand: aber er sprach sie ohne

jedwede Exaltation, und was sie ausdrückten, gab zu denken. Wäre die kleine Ruth nicht gewesen, vielleicht hätte sich Hans Beleites an den eigentümlichen Menschen herangemacht: so aber erbitterte und erschreckte ihn die merkbare Abhängigkeit, darin Ruth zu stehen schien und die den Narren zum Gegenstand seiner Eifersucht, zum Rivalen machte.

Eines Tages traf er ihn in der Bibliothek. Von der Erlaubnis, diese ganz nach Belieben zu benutzen, hatte Emanuel in ausgiebiger Weise Gebrauch gemacht. Er saß gewöhnlich mehrere Stunden am heißen Nachmittag in dem kirchenschiffartigen Raume, dessen Wände unter Bücherrücken versteckt waren, las, oder ging gedankenvoll auf und ab, irgendein offenes Buch in der Hand. Der Miltzscher Schäfer hatte damals grade eine Kur gemacht, jener fast wunderbaren Art, die von der großen Zunft der approbierten Ärzte meist mit Unglauben und Verachtung aufgenommen wird. Der bäurische Gutsbesitzer Fritsch aus der Nachbarschaft war von einer Fliege gestochen worden. Man hatte ihn mit seinem bis zur Schulter blau geschwollenen Arm in die chirurgische Klinik eines berühmten Arztes in Breslau gebracht, der Amputation des vergifteten Gliedes für die einzige Rettung erachtete. Einen Arm aber, wenn auch nur seinen linken, verlieren, wollte der eigensinnige Bauer indessen nicht: er ließ sich zum Miltzscher Schäfer bringen, und diesem gelang es in der Tat, trotz der hoffnungslosen Prognose des Stadtarztes, ihm das Leben zu erhalten und zwar mit samt seinem, einstweilen nur noch ein wenig steifen Arm.

An diese Geschichte glaubte der junge Beleites nicht. Er benutzte sie deshalb als Anknüpfungspunkt. Wobei seine instinktive Absicht darin bestand, Gegensätze hervorzurufen.

Seine Äußerungen über den Schäfer strotzten von jugendlicher Hitze und Überheblichkeit. Indem er, ohne daß es jemand herausforderte, den Stab über die gesamte Kurpfuscherei des Schäfers brach, gelang es ihm doch nicht,

einen Gegner in Quint zu finden. Dieser meinte: der Breslauer Arzt, sowie der Miltzscher Schäfer hätten beide nach bestem Wissen Gutes tun wollen und Gutes getan, aber das Beste stünde bei Gott. Im übrigen sagte Quint, der den jungen Beleites mit schlichter Wärme begrüßt hatte, daß nach seiner Ansicht von allen Berufen der Beruf des Arztes der edelste wäre. Er schloß: „Ich beneide Sie um den Weg, den Sie vor sich haben, den Lebensweg der Barmherzigkeit". Von dieser Seite hatte der junge Beleites, der immer nur hausbacken bürgerlich auf eine auskömmliche Existenz hinarbeitete, seinen Beruf noch nicht aufgefaßt. Quint aber entwickelte ihm in der Bibliothek, wie der wahre Arzt des Körpers auch immer ein Arzt der Seele wäre.

Dann sprach er weiter, indem er auf biblische Dinge überging und dabei die Gebiete des Körperlichen und Geistigen dermaßen durcheinander mengte, daß es dem jungen Arzte der Inbegriff überstiegner Verwirrung schien. Dabei waren, deutlich hörbar, absurdeste Dinge mit unterlaufen. Zum Beispiel: wer nicht Tote erwecken könne, sei kein Arzt: Ein Wort, wodurch für den jungen Beleites die Grenze der Gesundheit zum Wahnwitz überschritten war.

Dem jungen Menschen gelang es nicht, das Ehepaar Heidebrand von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Schwärmer aus dem Hause zu schaffen. Selbst der würdige Obergärtner meinte nur immer: er finde beim besten Willen nichts Übles an ihm. In der Tat konnte niemand gefunden werden, der unauffälliger als Quint in jenen Zeiten sein Dasein hinbrachte. Seine Lebensgewohnheiten gestalteten sich im Hause der Heidebrands mehr und mehr nach der Seite der Bürgerlichkeit. An ein sauberes Zimmer und Bette gewöhnt, hatte er auch durch die sorgende Güte des Gurauer Fräuleins die Annehmlichkeiten sauberer Wäsche und guter Kleider kennen gelernt. Wusch er sich schon über dem Wassertrog seines Elternhauses mit beinahe priesterlichen Gefühlen der Reinigung: jetzt fiel ihn ein wahrer Reinlichkeitsfanatis-

mus an. In einer seiner Gepflogenheiten lag indessen wohl etwas, was ihn bei dem Landvolk in den Geruch eines Menschen bringen half, mit dem es nicht ganz geheuer wäre.

In der vierten Stunde des Morgens geht während des Monats August die Sonne auf. Wenn sie heraufkam, erblickte sie Dörfer im tiefen Schlaf und den nackten Körper Emanuel Quints, der bereits am Ufer des Sees aus dem Bade stieg. Der Ort, der Seearm, wo dieses geschah, atmete tiefe Verlassenheit und Verschwiegenheit, nur daß in den Wipfeln der riesigen Parkbäume in den letzten Minuten vor Aufgang der Sonne, aus vielen Kehlen begeisterter Singvögel, die übliche Huldigung für das Tagesgestirn begann, jener einsam jubelnde Gottesdienst, der immer den Aufgang der Sonne begleitet. Dies Bad war für Emanuel ein erhabenes Glück, eine paradiesische Seligkeit. Es war noch mehr: es war eine Feier! Und die bezaubernde Andacht dieser Minuten heiligten seinen ganzen Tag.

Eines Tages trat ein Ereignis ein, wodurch der Friede des Gärtnerhauses eine Unterbrechung erfuhr, ein Ereignis, wodurch das Ehepaar Heidebrand sich in der Folge zu langen, ernsten Gesprächen bewogen fand, die Emanuel Quint und die Frage zum Gegenstand hatten, ob man es in Rücksicht auf Ruth ferner verantworten könne, ihn zu beherbergen. Die kleine Ruth nämlich fiel eines Sonntags, als man kaum in der alten Landkutsche, die der Gutshof stellte, aus dem Kirchdorf und aus der Kirche des Pastors Beleites nach Hause gekommen war, in einen gleichsam magnetischen Schlaf. Das fünfzehnjährige Mädchen lag bei verhangenen Fenstern und beim Fliegengesumm des Spätsommertages auf einem alten, geblümten Sofa ausgestreckt, von den beiden erschrockenen Eltern beobachtet, die, der seltsamen Reden wegen, die es im Schlafe zu führen begann, die Tür des Zimmers geschlossen hatten. Ruth war im Leben ein schweigsames Kind, nun aber gehorchte sie, wie es schien, einer inne-

ren Einwirkung und redete mit geschlossenen Augen, stoßweise, lange, zusammenhängende Reden, die keineswegs von ihr stammen konnten, und die sie nur nachzusprechen schien. Die beiden Eltern sahen einen Zustand wie den ihres Kindes allerdings nicht zum erstenmal. Vor noch nicht Jahresfrist war eine sogenannte Somnambule mit ihrem Begleiter auf den Gütern umhergereist und der Obergärtner und seine Frau hatten im Hause des Oberamtmann Scheibler einer Séance mit diesem Medium beigewohnt. Es war natürlich inzwischen zuweilen im Gärtnerhause und in Ruths Gegenwart von den wunderbaren Ereignissen jener Sitzung die Rede gewesen.

Darin hatte der junge Beleites recht, daß er sich für das Nervenleiden der hübschen Gärtnerstochter besorgt zeigte. Freilich war die Atmosphäre auch ohne Quint hinreichend ungesund: wurden doch in den Kreisen der Heidebrands fast eben dieselben Dinge fortgesetzt diskutiert, die seinerzeit Anton und Martin Scharf in gefährliche Bahnen gedrängt hatten. Die Bibel anerkannte die Gabe der Weissagung. Es ward verheißen, diejenigen sollten mit Zungen reden und das Geheimnis des Reiches Gottes verkündigen, auf die der heilige Geist herniedersank. Überdies leugnete die Schrift eine Möglichkeit der Auferstehung von den Toten nicht und endlich bildete die Offenbarung St. Johannis auch in diesen Kreisen einen ständig flackernden Fieberherd, der hier und da eine Seele ansteckte. Als nun die kleine Ruth in diesen Schlaf der Verzückung verfallen war, stand für den naiven Geist ihrer Eltern eigentlich nur in Frage, ob sie ein Werkzeug böser oder guter Geister geworden sei: mit diesen und ihrem Meister, Gott, oder mit jenen und Satan in Rapport stünde. Schließlich im Zuhören faßte sie Schreck und beinahe Ernüchterung. Sie gedachten den Arzt zu rufen.

Die kleine Ruth war nämlich mit niemand geringerem, als dem Heiland selbst in Rapport, wenn man ihrem Gebaren trauen wollte. Mit diesem Gebaren würde sie etwa als

spanische Nonne Gegenstand allgemeiner Verehrung, ja, nach und nach unzweifelhaft eine Heilige geworden sein. Sie sah den Heiland. Sie antwortete ihm. Er stand in einer Glorie reinsten Lichtes. Er richtete klare Befehle an sie, die sie mit kindlich beglücktem Gehorsam befolgen wollte.

Als sie erwachte, fand sie sich lange nicht in die enge Umgebung zurück. Die Eltern sagten ihr, daß sie krank wäre und die Mutter wollte, sie solle zu Bett und sprach ihr von Flieder- und Fencheltee. Aber sie war ganz außer sich und kämpfte mit der Unmöglichkeit ihrer Mutter etwas begreiflich zu machen: einen Glanz, ein Erlebnis, eine Erfahrung, die außerhalb jedes menschlichen Ausdrucksvermögens war. Sie rief immer wieder: „Ich bin nicht krank! Wie könnt ihr nur glauben, ich wäre krank, und habt doch ganz nahe hier bei mir gestanden. Wie ist denn das möglich, wie könnt ihr nicht wissen, welche himmlische Gnade mir widerfahren ist." Herr Heidebrand suchte zu beruhigen, die Mutter dagegen brach in angstvolle Tränen aus. „Mutter," rief Ruth, „wie kannst du nur weinen, da doch der Bräutigam nahe, ganz nahe, Mutter, hier unter unserem Dache, und die Hochzeit bereitet ist."

Die Gärtnersleute erwogen nur, wen man zu Hilfe rufen, wem man den Vorfall eröffnen sollte. Aus einem gewissen Instinkt heraus widersprachen sie zunächst der Tochter nicht: ein Verhalten, das insofern nicht ungünstig wirkte, als sich das junge Mädchen äußerlich und innerlich zu beruhigen schien. Die Eltern konnten zu keinem Entschluß kommen. Erstlich waren sie immerhin abhängig und das Fräulein hatte den Sonderling Quint unter ihren Schutz gestellt. Im übrigen waren sie schlichte Leute, die Aufsehen zu vermeiden wünschten. Endlich wußten sie für ihren Fall nicht den rechten Arzt. Es gab in der Nähe einen Landdoktor, allein er war ein alter, wenig vertrauenerweckender Mann, der mit einigen Mitteln, die jeder kannte, auch jenen Übeln beikommen wollte, deren Wurzel der Böse gepflanzt hatte. Seine An-

schauungen über das Leben des Gemüts, diesen Verklärungen und Zerknirschungen, waren denen der gläubigen Kreise ganz entgegengesetzt. Eher schon hofften die Gärtnersleute auf die heilende Kraft des Gebets.

Und als sie am Abend im Zimmer allein waren, nachdem sie noch an Tür und Wand den ruhigen Atemzügen der kleinen geliebten Somnambule gelauscht hatten, gingen sie in der Stille Gott um Aufschluß und Hilfe an. Gott aber gab ihnen sonderbarerweise allmählich den festen Entschluß ins Herz, Emanuel Quint ins Vertrauen zu ziehen.

Die nächstfolgenden Tage widmeten sie der Beobachtung. Da war denn nun allerdings zu spüren, wie Quint ihre Tochter an unsichtbaren Banden und Ketten hielt. Ruth folgte dem Narren auf Steinwurfs Weite. Er trat aus dem Hause und ob sie nun Wäsche gelegt, oder ihrer Mutter in der Küche geholfen hatte, bald darauf mußte sie ebenfalls draußen im Freien sein.

Sprach Quint sie an, so überströmte das wächserne Antlitz eine purpurne Seligkeit. Oft schritt sie neben ihm durch die Treibhäuser. Aus weiter Ferne las sie ihm Wünsche, nicht immer richtig, von den hellbewimperten, blauen Augen ab und brachte ihm etwa ein Grabscheit, den eisernen Rechen oder ein anderes Gartengerät. Mit jener Maschine, die man vor sich herschiebt, mähte Emanuel manchmal Teile der englischen Rasenflächen des Parkes ab: dann rechte die kleine Ruth Heidebrand ernst und versonnen um ihn herum das Gras zusammen. Niemals aber berührte sie ihn: wie denn auch keiner in Gärtnerei und Dominium je bemerkt hatte, daß Emanuels Hand etwa mit ihrer Hand, ihrer Schulter, ihrem Scheitel in Berührung kam.

Als eines Tages Frau Heidebrand ihrem seltsamen Pflegling mit merkbarer Sorge den mystischen Vorfall des krankhaften Schlafs und Traumes ihrer Tochter erzählt hatte, äußerte Quint ein schlichtes und ernstliches Mit-

gefühl; aber es war an ihm, auch als der Herr Obergärtner selbst mit ihm redete, nicht der leiseste Schatten eines Schuldbewußtseins oder davon etwas zu merken, daß etwa zwischen dem Seelenzustand der kleinen Ruth und seiner geheimen Narrheit ein Zusammenhang sei. Auch wagte man nicht, eine solche Vermutung anzudeuten. So ging nach diesem Gespräch Emanuel Quint wie bisher seinen stillen Geschäften nach, jenen inneren, die seiner Umgebung verborgen waren und anderen äußeren, die man mit Augen sah und die er sich nach Gefallen auswählte. Und da die kleine Ruth in der Folge zunächst nicht rückfällig ward, sondern eher mit einer stillen, inneren Heiterkeit ihre Tage hinlebte, geriet ihr prophetischer Schlaf sehr bald in Vergessenheit.

Fünfzehntes Kapitel

Eines Tages besuchte Quint im Gärtnerhause Schwester Hedwig, jene evangelische Pflegerin, die ihn im Krankenhause Bethesda gepflegt hatte. Er begab sich mit ihr in die kleine Hütte des Schäfers hinüber, die dem Schafstalle gegenüber lag und wo, da es Sonntag nachmittags war, sich etwa zwanzig Landleute mit irgendwelchen Gebresten eingefunden hatten, die den Rat des Miltzschen Schäfers beanspruchten. Die angeketteten Schäferhunde unterbrachen ihr wildes Gebell, als der Narr mit der Schwester vorüberkam. Beide begaben sich zu dem Schäfer hinein, der das gebrochene Bein eines Erntearbeiters schiente, den zwei Männer auf seinem Bette gebracht hatten. Sie begrüßten den Schäfer, er hieß sie willkommen und stellte die beiden sogleich als Gehilfen an.

Schwester Hedwig ging dem Schäfer kunstgerecht an die Hand, während Quint mit einigen Frauen redete, die ihm die Art ihrer Leiden eröffneten. Dabei schielte der Schäfer zu ihm hin und richtete Blicke auf die Schwester, die sie auf

Quints Betragen hinwiesen: dieses schien für den Schäfer ein Gegenstand geheimen, bewundernden Staunens zu sein.

Während der Schäfer eifrig arbeitete, schrie er laut zur Schwester hinüber durch den vom Massengeblök des nahen Schafstalls erfüllten Raum: „Sie verlassen mich alle und wollen zu ihm!" worauf die Schwester bemerken konnte, wie sogar auch jener Patient, der eben unter den Händen des Schäfers war, zu Emanuel Quint hinüberlugte. Der Schwester war die Geduld bekannt, deren Emanuel fähig war, da sie ihn ja als Kranken gepflegt hatte. Er hatte sein Leiden hingenommen, gelassen und heiter, wie etwas, das ein guter Geist zu seinem besten ersonnen hatte. Sie war ergriffen und an ihn gefesselt durch die wortlose Wärme seiner Seele, die sie empfand wie reinste Dankbarkeit; aber sie hatte zugleich, ein suchendes, junges Weib, das sie war, etwas an sich wie eine heilende und beglückende Kraft seines Herzens gespürt. Sie wußte, was über ihn an Gerüchten in Umlauf stand. Allein, da sie aus seinem Munde niemals ähnlich überspannte Dinge vernommen hatte, als sie deren in ihren eigenen Kreisen und Konventikeln fast täglich zu hören bekam, dagegen aber eine unbestimmbare Macht aus seiner Person in sich wirken fühlte, nahm das Gerücht, das über ihn ging, mitunter in ihrem Geist den Hauch einer überirdischen Ahnung an.

Sie war beglückt, als Emanuel, gern bereit, sie, wohl anderthalb Stunden weit, über Land, in das Haus ihrer Eltern begleitete. Schweigend schritt er neben ihr zwischen den Stoppelfeldern hin, auf denen sich Tauben und Krähen tummelten. Es wäre vielleicht mit größerem Fug zu sagen: die Schwester schritt neben ihm. Als beide in den Hof einer romantisch unter alten Linden gelegenen Dorfschule einbogen, die der Vater des Mädchens schon seit dreißig Jahren verwaltete, schlug ihr das Herz gewaltig gegen den Hals hinauf. Aber Emanuel wurde von ihrem Vater und ihrer Mutter mit herzlicher Freude aufgenommen.

Lehrer Krause war ein dreiundfünfzigjähriger, jugendlich frischer Mann, der etwas über seinen Stand hinaus Freies und Genialisches an sich hatte. Sein Weibchen glich einer dicken Fettkugel. Mitten im Wohnzimmer war ein altertümlicher Flügel, an der Wand ein Harmonium aufgestellt. Herr Krause, ein gesticktes Käppchen auf dem Scheitel, erhob sich aus der Ecke des geblümten Sofas, als seine Tochter mit Quint erschien. Mit lauten Worten der Bewillkommnung streckte er diesem die Hände hin. Der Rauch eines Knasters erfüllte die Stube, den Krause aus einer mannshohen Pfeife gesogen hatte; das Möbel war neben dem Sofa abgestellt.

Schon nach wenigen Augenblicken schien Emanuel Quint in dieser Umgebung heimisch zu sein. Hedwig hatte ihr Schwesternhäubchen heruntergenommen, war in die Küche hinausgegangen und sorgte, mit fleißigen Händen der Mutter zuvorkommend, für das Abendbrot. Marie, ihre jüngere Schwester, kam in hellem Kleid mit Strohhut und Buch von ihrem Lieblingsplätzchen hinter der alten Kirchhofsmauer zurück, wo sie unter Grillengezirp die letzte Wärme des Tages genossen hatte. Noch vor dem Abendbrot nahm der Lehrer am Flügel Platz und das volle und stattliche Mädchen Marie mußte neben ihn hintreten, vor das Notenblatt, um begleitet von den spinettartigen Tönen des alten Musikinstruments einfache Volkslieder vorzutragen, was sie mit einer schönen, etwas zarten Altstimme, ohne sich im geringsten zu zieren, tat.

Frau Oberamtmann Scheibler fiel sozusagen ins Abendbrot. Sie hatte sich durch ihren Neffen Kurt Simon in der Stille des Abends, von ihrem nahen Pachtgute her begleiten lassen. Kurt Simon, der Emanuel Quint im Hause des Lehrers, seit seiner Begegnung mit ihm, zum erstenmal wiedersah, begrüßte ihn, ohne ihn zu erkennen. Es mußte eine geraume Zeit vergehen, bevor es ihm klar wurde, daß der reinlich gekleidete Mensch derselbe war, den er, halb nackt,

auf dem Gange mit Bruder Nathanael, im Anbruch des Morgens betend getroffen hatte. Frau Scheibler erschrak, als sie Namen und Herkunft Quints durch den Lehrer erfuhr. Sie war noch immer von allerhand übertriebenen Gerüchten seines früheren Wandels erfüllt, obgleich sie, und zwar durch die Heidebrands, inzwischen über Wesen und Wandel des Narren in einem milderen Sinne beeinflußt war. Sie betrachtete ihn mit Neugier und Grauen: denn, da sie neuerlich wieder mit Pastor Schuch auf einem Missionsfest zusammengetroffen war, und dieser die alte Behauptung aufrecht erhalten hatte, Emanuel habe sich selbst Jesus Christus, der Gesalbte, genannt, so hatte ihr Urteil nur die Wahl, ihn entweder als armen Kranken, oder als einen vom Satan Besessenen aufzufassen. Ganz im Sinne des Pastors Schuch bekundete sie Herrn Krause gegenüber, sobald sie mit ihm allein war, Bedenklichkeit. Indessen, während sie danach forschte, durch welche Umstände dieser Emanuel Quint in der Familie Krause Eingang gefunden habe und die Gefahren andeutete, die darin lagen, ihn zu beherbergen, ging der Lehrer in seiner temperamentvoll gütigen Weise über alle Bedenken hinweg, beiläufig Quinten das Zeugnis eines schlichten, bescheidenen Menschen ausstellend.

Frau Scheibler hatte allerlei Eßbares aus den Vorratskammern ihres Pachtgutes mitgebracht. Es entsprach ihrer resoluten und werktätigen Art, bei jeder Gelegenheit den Tisch der ihr innig befreundeten Lehrersfamilie aufzubessern. Es war in ihrer Natur, neben allerlei ideellen Humoren eine nicht gerade derbe, aber gesunde Sinnlichkeit. Die Krause's sahen in ihr, zugleich mit Bewunderung, eine Wohltäterin. Obgleich eine Blutsverwandtschaft nicht vorhanden war, hatte man das vertrauliche Du im Verkehr der Familien eingeführt, was allerdings mit großer Freiheit, aber doch stets mit respektvollem Anstand gebraucht wurde. Für die Mädchen, Hedwig und Maria Krause, sorgte Frau Scheibler in Mütterlichkeit, und diese, wie viele junge Mädchen

der Umgegend, waren ihr manches schuldig geworden: sie war eine eifrige Gärtnerin. Selbst mit einer klangvollen Stimme begabt, die allerdings unter den harten und rauhen Lauten ihrer Sprache verborgen lag, ward sie nicht müde, die etwas hilflosen Gutstöchter zu Musik und Gesang anzuhalten. Sie lehrte ihnen nützliche Künste: nicht nur, wie man sich in Gesellschaft bewegen, wie man sich einen Hut garnieren, wie man sich kleiden, sondern auch, wie man sich gelegentlich tüchtig mit Wasser und Seife waschen soll.

In ihrer Jugend war Frau Scheibler auf Bällen eine berühmte Tänzerin. Sie würde die Mädchen das Tanzen gelehrt haben, wenn nicht ihr Leben durch den frühen Tod ihres einzigen Knaben mitten im Wuchse geknickt worden wäre. Früher von einer heiteren Religiosität und vertrauenden Weltfreude, hatte sie seit der Zeit zwischen sich und der Welt eine Kluft gemacht. Sie lebte in Feindschaft mit der Welt und zwar aus dem Grunde, weil diese sie im Laufe des Lebens um jede, auch um die letzte Hoffnung, betrogen hatte. Ihr Hoffen war nun auf Christum gestellt! Und wenn die Welt sie um die nahen Erfüllungen einer heißen Jugendliebe geprellt, später der Mutter ihr Letztes und Liebstes genommen hatte, so hing ihres innersten Herzens Blick nun an dem himmlischen Jesuskinde und an dem himmlischen Bräutigam, mit denen sie, mystisch vermählt, zur traumwandelnden Einheit im Jenseits wurde. In diesem Betracht kam sie bei Quintens Anblick Entrüstung und Abscheu an, dessen Behauptung, er sei der Heiland, verbunden mit seiner platten, gewöhnlichen Gegenwart, ihr eine freche Verhöhnung der göttlichen Glorie ihrer qualvollen Träume schien.

Sie sagte zu Hedwig: „Wie kommst du dazu, weshalb hast du dir diesen entsetzlichen Menschen mitgebracht?"

Der kleine Scheibler war auf dem alten Kirchhof in Dronsdorf begraben, der, außer bei Todesfällen in der Familie des Kirchenpatrons, nicht mehr gebraucht wurde. Er war verschlossen, und der rostige Schlüssel zu seinem alten, schmiede-

eisernen Gittertor, sowie ein zweiter, größerer, mit dem man das Eingangsportal eines verwitterten Kirchleins, das die Gräber bewachte, öffnen konnte, wurden im Schulhaus aufbewahrt. Fast immer, so oft Frau Scheibler die Lehrersleute besuchen kam, geschah es, um auch das Grab zu besuchen. Die Nähe der Stätte, wo die Frucht ihres Leibes begraben war und in einem metallenen Sarge ruhte, erfüllte die Mutter mit jenem schmerzlichen Glück, das in der trockenen Wüste ihres Daseins allein die quellende Insel bildete. Man hätte ihr nochmals den Sohn und hätte ihr mehr als den Sohn geraubt, wenn man sie aus der Nähe des efeuumsponnenen Hügels hinweggezwungen, oder sie an ihren fast täglichen Gängen zum Grabe gehindert hätte. Alles, was in ihrem Innern noch blühend war, hätte man so in Asche gelegt.

Alle Krauses, nur nicht die schwerbewegliche, freundliche Mutter, gaben ihr, nach genossenem Abendbrot, zum Grabe des Sohnes das Geleit. Quint hatte sich ihnen angeschlossen. Frau Scheibler, die mit männlichem Schritt voran, neben Krause ging, schien Quint geflissentlich nicht zu beachten. Des Lehrers laute Stimme erscholl, als sie den kleinen Kirchhügel aufwärts kletterten, und hallte, in der lauen Stille der sinkenden Nacht, von den Mond-beschienenen Giebeln der Kätnerhäuschen, sowie von der weißen Rückwand des Kirchleins zurück. Die Schwestern Krause stiegen langsamen Schrittes hinterdrein, die eine rechts, die andere links neben Quint. Je ferner die Stimme des Vaters verhallte, um so lauter und ausschließlicher war die Luft vom Bacchantengeschmetter der Grillen erfüllt.

Quint erfuhr nun Frau Scheiblers Schicksal. Hedwig vor allem erzählte ihm, mit welchem Glanz, mit welcher allgemeinen Teilnahme der kleine Lorenz Scheibler zur Erde bestattet worden sei. Man hatte den Sarg vor den Altar gestellt, von dessen Stufen fünf oder sechs Pastoren nacheinander Worte der Liebe, Worte des Glaubens, Worte der

Mahnung und Worte des Trostes über ihn ausschütteten. Den Segen am Schluß erteilte ein noch amtierender, neunzigjähriger Greis, dessen tiefe Inbrunst, dessen edles, verklärtes Antlitz und silberweißes, bis zur Schulter wallendes Haar auf die damals noch kindlichen Schwestern einen erhabenen Eindruck gemacht hatte.

Maria übertraf ihre Schwester Hedwig an Frömmigkeit, obgleich diese das Kleid der Diakonissinnen trug und ihr an Werktätigkeit überlegen war. Im Wesen Hedwigs lag etwas Suchendes, während das in sich beruhende Wesen Mariens einer inneren Harmonie zu lauschen schien. Beide waren von einer großen Verehrung für Frau Scheibler erfüllt, deren beinahe abweisend festes Verhalten Quint gegenüber sie merkbar beunruhigte: deshalb und weil sie nicht ohne Grund annahmen, Quinten sei die lieblose Art der Frau Scheibler ihm gegenüber bemerkbar geworden, sprachen sie sehr viel Gutes von ihr und suchten sie mit dem Schmerze um den toten Sohn zu entschuldigen.

Allein Emanuel schien durch die Gegenwart der Frau Scheibler nur eigentlich in bezug auf sie selbst berührt und widmete dem Bericht ihres schweren Schicksals eine ruhige Aufmerksamkeit. Allerdings gebot er oben am Hügel, an der offenen Kirchhofspforte angelangt, den Schwestern, mit einer unwillkürlichen Aufwärtsbewegung der Rechten, Stillschweigen, und zwar gebannt durch den abendlich nächtlichen Zauber, der in der Natur zu walten schien.

Hedwig Krause, die Diakonissin, stand im vierundzwanzigsten Jahr, während Maria das zwanzigste noch nicht erreicht hatte. Maria war von einer blonden Anmut und bereits von einer vollen, weibhaften Lieblichkeit, deren Reiz durch die kindliche Anmut eines ovalen Gesichtchens gesteigert wurde: es atmete Unschuld und Jungfräulichkeit. Hedwigs Züge waren durch die Strenge ihres entbehrungsreichen Berufs bereits geprägt worden. Es war nicht schwer zu entziffern, was darin von bitteren Erfahrungen aller Art zu

lesen stand. Immerhin war auch sie noch in einer schönen Blüte der Jugendlichkeit, und die beiden Dronsdorfer Lehrerstöchter wurden, jede in ihrer Art, zu den hübschesten Mädchen der Gegend gezählt.

Indessen war Frau Scheibler mit Vater Krause am Grabe gewesen und ihre Stimmen näherten sich. Ein großer Schlüssel wurde hörbar in das rostige Schloß des Kapellenportales gesteckt, und man vernahm, wie die Türe sich öffnete. Im tiefen, flüsternden Schatten der tausendjährigen Lindenbäume fanden sich bald darauf Quint und die Mädchen vor der dunklen Tiefe des Kirchenschiffes, neben Kurt Simon, der auf irgendeinem anderen Wege gekommen war. Im Innern des Kirchleins zuckte ein Licht, und vom Orchelchor fing es leise zu summen, stärker zu brummen und schließlich stark und harmonisch zu tönen an.

Die Orgel schwieg und Kurt Simon wurde von Krause mit leiser Stimme hinaufgerufen. Kurt verstand sich aufs Balkentreten, und als er nun diese Tätigkeit im Dunkeln ausübte, begann Krause ernstlich zu präludieren. Endlich erfüllte über den niedergedämpften Klängen schwebend ein klarer, ergreifender Ton den Raum, der Quint und den Schwestern vom Himmel zu kommen schien und dem sie gebannt und ergriffen lauschten. Zuweilen geschah es, daß Frau Scheibler, wie jetzt, in der Kirche sang, mitunter mit dem Lehrer und einem balkentretenden Bauernjungen allein, gelegentlich, wenn der Wunsch sie zu hören bei einigen Freunden wieder besonders rege wurde.

O Jesu, süßes Licht,
nun ist die Nacht vergangen.
Nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Während des Liedes stieg Emanuel Quinten, der zwischen den Schwestern auf einer der alten Kirchenbänke Platz gesucht hatte, das Bild der armen von Krämpfen geschüttelten Marta Schubert auf, die eben das gleiche Lied, aber mit

einem kunstlosen und kindlichen Stimmklang gesungen hatte. Er fühlte wohl, der Ton, wie er sich hier durch die menschliche Kehle rang, war von einer tiefen Begnadung erfüllt. Er war von Schmerz und Inbrunst geheiligt und niemals, so weit Emanuel sich erinnern konnte, war der verehrte Name des Heilands, der Name Jesus, wie hier, auf so vollen, reinen und zärtlichen Liebeswellen zu seinem Ohr herabgeschwebt.

Der Narr in Christo hatte, seit er im Hause des Gärtners wohnte, ein stilles und heiteres Wesen angenommen, dessen Äußerungen, zumeist ohne jeden werbenden Zug, von nichts anderem zeugten, als von menschlich herzlicher Einfachheit. Die gewonnene Einsicht, die Sicherheit des umfriedeten Daseins, hatte den Sonderling mit einer heiteren, inneren Harmonie erfüllt. Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln auch nicht in ihre Scheuern. Der Geist des Heilandswortes schien wirklich in ihm beglückend lebendig zu sein. Nun aber stieg es gleich dunklen Schatten aus tiefen Abgründen seiner Seele auf, als die triumphierenden Klänge des Liedes, durch die Erinnerung an eine häßliche Kinderstimme entstellt, die Hölle des Weber-Schubertschen Hauses vor das innere Auge des Jünglings emporhoben. Ihn durchzuckte ein Schmerz, der nur zum Teil aus der Brust der klagenden Mutter stammte und der einer schwarzen Flamme gleich, brennend und fressend in ihm aufloderte. Emanuel wußte, daß es sein alter Begleiter aus den Tagen seines erwachenden Daseins war, der sich wieder ankündigte: und zwar ein Begleiter von anderem Schlag, als der Schmerz der Mutter um ihren Sohn. Emanuel dachte an seine Mutter, aber der feuchte Glanz seiner Augen, den der gleißende Mond durch die Kirchenfenster traf, galt ihr nicht. Er mußte der Mutter des Heilands gedenken und sich gestehen, daß diese ihm selber hart begegnende Frau, die er singen hörte, Marien am Kreuze nicht unähnlich war.

einen Gegner in Quint zu finden. Dieser meinte: der Breslauer Arzt, sowie der Miltzscher Schäfer hätten beide nach bestem Wissen Gutes tun wollen und Gutes getan, aber das Beste stünde bei Gott. Im übrigen sagte Quint, der den jungen Beleites mit schlichter Wärme begrüßt hatte, daß nach seiner Ansicht von allen Berufen der Beruf des Arztes der edelste wäre. Er schloß: „Ich beneide Sie um den Weg, den Sie vor sich haben, den Lebensweg der Barmherzigkeit". Von dieser Seite hatte der junge Beleites, der immer nur hausbacken bürgerlich auf eine auskömmliche Existenz hinarbeitete, seinen Beruf noch nicht aufgefaßt. Quint aber entwickelte ihm in der Bibliothek, wie der wahre Arzt des Körpers auch immer ein Arzt der Seele wäre.

Dann sprach er weiter, indem er auf biblische Dinge überging und dabei die Gebiete des Körperlichen und Geistigen dermaßen durcheinander mengte, daß es dem jungen Arzte der Inbegriff überstiegner Verwirrung schien. Dabei waren, deutlich hörbar, absurdeste Dinge mit unterlaufen. Zum Beispiel: wer nicht Tote erwecken könne, sei kein Arzt: Ein Wort, wodurch für den jungen Beleites die Grenze der Gesundheit zum Wahnwitz überschritten war.

Dem jungen Menschen gelang es nicht, das Ehepaar Heidebrand von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Schwärmer aus dem Hause zu schaffen. Selbst der würdige Obergärtner meinte nur immer: er finde beim besten Willen nichts Übles an ihm. In der Tat konnte niemand gefunden werden, der unauffälliger als Quint in jenen Zeiten sein Dasein hinbrachte. Seine Lebensgewohnheiten gestalteten sich im Hause der Heidebrands mehr und mehr nach der Seite der Bürgerlichkeit. An ein sauberes Zimmer und Bette gewöhnt, hatte er auch durch die sorgende Güte des Gurauer Fräuleins die Annehmlichkeiten sauberer Wäsche und guter Kleider kennen gelernt. Wusch er sich schon über dem Wassertrog seines Elternhauses mit beinahe priesterlichen Gefühlen der Reinigung: jetzt fiel ihn ein wahrer Reinlichkeitsfanatis-

mus an. In einer seiner Gepflogenheiten lag indessen wohl etwas, was ihn bei dem Landvolk in den Geruch eines Menschen bringen half, mit dem es nicht ganz geheuer wäre.

In der vierten Stunde des Morgens geht während des Monats August die Sonne auf. Wenn sie heraufkam, erblickte sie Dörfer im tiefen Schlaf und den nackten Körper Emanuel Quints, der bereits am Ufer des Sees aus dem Bade stieg. Der Ort, der Seearm, wo dieses geschah, atmete tiefe Verlassenheit und Verschwiegenheit, nur daß in den Wipfeln der riesigen Parkbäume in den letzten Minuten vor Aufgang der Sonne, aus vielen Kehlen begeisterter Singvögel, die übliche Huldigung für das Tagesgestirn begann, jener einsam jubelnde Gottesdienst, der immer den Aufgang der Sonne begleitet. Dies Bad war für Emanuel ein erhabenes Glück, eine paradiesische Seligkeit. Es war noch mehr: es war eine Feier! Und die bezaubernde Andacht dieser Minuten heiligten seinen ganzen Tag.

Eines Tages trat ein Ereignis ein, wodurch der Friede des Gärtnerhauses eine Unterbrechung erfuhr, ein Ereignis, wodurch das Ehepaar Heidebrand sich in der Folge zu langen, ernsten Gesprächen bewogen fand, die Emanuel Quint und die Frage zum Gegenstand hatten, ob man es in Rücksicht auf Ruth ferner verantworten könne, ihn zu beherbergen. Die kleine Ruth nämlich fiel eines Sonntags, als man kaum in der alten Landkutsche, die der Gutshof stellte, aus dem Kirchdorf und aus der Kirche des Pastors Beleites nach Hause gekommen war, in einen gleichsam magnetischen Schlaf. Das fünfzehnjährige Mädchen lag bei verhangenen Fenstern und beim Fliegengesumm des Spätsommertages auf einem alten, geblümten Sofa ausgestreckt, von den beiden erschrockenen Eltern beobachtet, die, der seltsamen Reden wegen, die es im Schlafe zu führen begann, die Tür des Zimmers geschlossen hatten. Ruth war im Leben ein schweigsames Kind, nun aber gehorchte sie, wie es schien, einer inne-

ren Einwirkung und redete mit geschlossenen Augen, stoßweise, lange, zusammenhängende Reden, die keineswegs von ihr stammen konnten, und die sie nur nachzusprechen schien. Die beiden Eltern sahen einen Zustand wie den ihres Kindes allerdings nicht zum erstenmal. Vor noch nicht Jahresfrist war eine sogenannte Somnambule mit ihrem Begleiter auf den Gütern umhergereist und der Obergärtner und seine Frau hatten im Hause des Oberamtmann Scheibler einer Séance mit diesem Medium beigewohnt. Es war natürlich inzwischen zuweilen im Gärtnerhause und in Ruths Gegenwart von den wunderbaren Ereignissen jener Sitzung die Rede gewesen.

Darin hatte der junge Beleites recht, daß er sich für das Nervenleiden der hübschen Gärtnerstochter besorgt zeigte. Freilich war die Atmosphäre auch ohne Quint hinreichend ungesund: wurden doch in den Kreisen der Heidebrands fast eben dieselben Dinge fortgesetzt diskutiert, die seinerzeit Anton und Martin Scharf in gefährliche Bahnen gedrängt hatten. Die Bibel anerkannte die Gabe der Weissagung. Es ward verheißen, diejenigen sollten mit Zungen reden und das Geheimnis des Reiches Gottes verkündigen, auf die der heilige Geist herniedersank. Überdies leugnete die Schrift eine Möglichkeit der Auferstehung von den Toten nicht und endlich bildete die Offenbarung St. Johannis auch in diesen Kreisen einen ständig flackernden Fieberherd, der hier und da eine Seele ansteckte. Als nun die kleine Ruth in diesen Schlaf der Verzückung verfallen war, stand für den naiven Geist ihrer Eltern eigentlich nur in Frage, ob sie ein Werkzeug böser oder guter Geister geworden sei: mit diesen und ihrem Meister, Gott, oder mit jenen und Satan in Rapport stünde. Schließlich im Zuhören faßte sie Schreck und beinahe Ernüchterung. Sie gedachten den Arzt zu rufen.

Die kleine Ruth war nämlich mit niemand geringerem, als dem Heiland selbst in Rapport, wenn man ihrem Gebaren trauen wollte. Mit diesem Gebaren würde sie etwa als

spanische Nonne Gegenstand allgemeiner Verehrung, ja, nach und nach unzweifelhaft eine Heilige geworden sein. Sie sah den Heiland. Sie antwortete ihm. Er stand in einer Glorie reinsten Lichtes. Er richtete klare Befehle an sie, die sie mit kindlich beglücktem Gehorsam befolgen wollte.

Als sie erwachte, fand sie sich lange nicht in die enge Umgebung zurück. Die Eltern sagten ihr, daß sie krank wäre und die Mutter wollte, sie solle zu Bett und sprach ihr von Flieder- und Fencheltee. Aber sie war ganz außer sich und kämpfte mit der Unmöglichkeit ihrer Mutter etwas begreiflich zu machen: einen Glanz, ein Erlebnis, eine Erfahrung, die außerhalb jedes menschlichen Ausdrucksvermögens war. Sie rief immer wieder: „Ich bin nicht krank! Wie könnt ihr nur glauben, ich wäre krank, und habt doch ganz nahe hier bei mir gestanden. Wie ist denn das möglich, wie könnt ihr nicht wissen, welche himmlische Gnade mir widerfahren ist." Herr Heidebrand suchte zu beruhigen, die Mutter dagegen brach in angstvolle Tränen aus. „Mutter," rief Ruth, „wie kannst du nur weinen, da doch der Bräutigam nahe, ganz nahe, Mutter, hier unter unserem Dache, und die Hochzeit bereitet ist."

Die Gärtnersleute erwogen nur, wen man zu Hilfe rufen, wem man den Vorfall eröffnen sollte. Aus einem gewissen Instinkt heraus widersprachen sie zunächst der Tochter nicht: ein Verhalten, das insofern nicht ungünstig wirkte, als sich das junge Mädchen äußerlich und innerlich zu beruhigen schien. Die Eltern konnten zu keinem Entschluß kommen. Erstlich waren sie immerhin abhängig und das Fräulein hatte den Sonderling Quint unter ihren Schutz gestellt. Im übrigen waren sie schlichte Leute, die Aufsehen zu vermeiden wünschten. Endlich wußten sie für ihren Fall nicht den rechten Arzt. Es gab in der Nähe einen Landdoktor, allein er war ein alter, wenig vertrauenerweckender Mann, der mit einigen Mitteln, die jeder kannte, auch jenen Übeln beikommen wollte, deren Wurzel der Böse gepflanzt hatte. Seine An-

schauungen über das Leben des Gemüts, diesen Verklärungen und Zerknirschungen, waren denen der gläubigen Kreise ganz entgegengesetzt. Eher schon hofften die Gärtnersleute auf die heilende Kraft des Gebets.

Und als sie am Abend im Zimmer allein waren, nachdem sie noch an Tür und Wand den ruhigen Atemzügen der kleinen geliebten Somnambule gelauscht hatten, gingen sie in der Stille Gott um Aufschluß und Hilfe an. Gott aber gab ihnen sonderbarerweise allmählich den festen Entschluß ins Herz, Emanuel Quint ins Vertrauen zu ziehen.

Die nächstfolgenden Tage widmeten sie der Beobachtung. Da war denn nun allerdings zu spüren, wie Quint ihre Tochter an unsichtbaren Banden und Ketten hielt. Ruth folgte dem Narren auf Steinwurfs Weite. Er trat aus dem Hause und ob sie nun Wäsche gelegt, oder ihrer Mutter in der Küche geholfen hatte, bald darauf mußte sie ebenfalls draußen im Freien sein.

Sprach Quint sie an, so überströmte das wächserne Antlitz eine purpurne Seligkeit. Oft schritt sie neben ihm durch die Treibhäuser. Aus weiter Ferne las sie ihm Wünsche, nicht immer richtig, von den hellbewimperten, blauen Augen ab und brachte ihm etwa ein Grabscheit, den eisernen Rechen oder ein anderes Gartengerät. Mit jener Maschine, die man vor sich herschiebt, mähte Emanuel manchmal Teile der englischen Rasenflächen des Parkes ab: dann rechte die kleine Ruth Heidebrand ernst und versonnen um ihn herum das Gras zusammen. Niemals aber berührte sie ihn: wie denn auch keiner in Gärtnerei und Dominium je bemerkt hatte, daß Emanuels Hand etwa mit ihrer Hand, ihrer Schulter, ihrem Scheitel in Berührung kam.

Als eines Tages Frau Heidebrand ihrem seltsamen Pflegling mit merkbarer Sorge den mystischen Vorfall des krankhaften Schlafs und Traumes ihrer Tochter erzählt hatte, äußerte Quint ein schlichtes und ernstliches Mit-

gefühl; aber es war an ihm, auch als der Herr Obergärtner selbst mit ihm redete, nicht der leiseste Schatten eines Schuldbewußtseins oder davon etwas zu merken, daß etwa zwischen dem Seelenzustand der kleinen Ruth und seiner geheimen Narrheit ein Zusammenhang sei. Auch wagte man nicht, eine solche Vermutung anzudeuten. So ging nach diesem Gespräch Emanuel Quint wie bisher seinen stillen Geschäften nach, jenen inneren, die seiner Umgebung verborgen waren und anderen äußeren, die man mit Augen sah und die er sich nach Gefallen auswählte. Und da die kleine Ruth in der Folge zunächst nicht rückfällig ward, sondern eher mit einer stillen, inneren Heiterkeit ihre Tage hinlebte, geriet ihr prophetischer Schlaf sehr bald in Vergessenheit.

Fünfzehntes Kapitel

Eines Tages besuchte Quint im Gärtnerhause Schwester Hedwig, jene evangelische Pflegerin, die ihn im Krankenhause Bethesda gepflegt hatte. Er begab sich mit ihr in die kleine Hütte des Schäfers hinüber, die dem Schafstalle gegenüber lag und wo, da es Sonntag nachmittags war, sich etwa zwanzig Landleute mit irgendwelchen Gebresten eingefunden hatten, die den Rat des Miltzschen Schäfers beanspruchten. Die angeketteten Schäferhunde unterbrachen ihr wildes Gebell, als der Narr mit der Schwester vorüberkam. Beide begaben sich zu dem Schäfer hinein, der das gebrochene Bein eines Erntearbeiters schiente, den zwei Männer auf seinem Bette gebracht hatten. Sie begrüßten den Schäfer, er hieß sie willkommen und stellte die beiden sogleich als Gehilfen an.

Schwester Hedwig ging dem Schäfer kunstgerecht an die Hand, während Quint mit einigen Frauen redete, die ihm die Art ihrer Leiden eröffneten. Dabei schielte der Schäfer zu ihm hin und richtete Blicke auf die Schwester, die sie auf

Emanuel ahnte die Gerüchte und Machenschaften, die gegen ihn im Umlauf waren, in ihrem ganzen Umfange nicht. Sein Gefühl, in einem Versteck von der Welt getrennt und vor ihr geborgen zu sein, erfuhr indessen einige Störungen. Es war gegen Ende Februar, als ihm zum ersten Male, auf einem Gange nach Dronsdorf, Zeichen eines unter der Oberfläche schwelenden Volksunwillens bemerkbar wurden und zwar mitten in einer Wolke sogenannter Kirchleute, die ihm, es war Sonntag und gegen die Mittagszeit, entgegenkam.

Es wurden ihm Schimpfworte nachgerufen, ja Hohn, Wut und Gelächter waren bald allgemein.

Als erste hatte ein altes Weib hinter ihm drein gelacht. Ein Bauer im schwarzen Begräbnisrock und Zylinder hatte: „Achtung paßt auf" geschrien, mehrere Stimmen durcheinander: der „Miltzscher Narr" und der „Giersdorfer Heiland" gebrüllt. Es war ein milder Vorfrühlingstag. Das Gelärm der Spatzen in den nackten und nassen Pappeln, die in Reih und Glied die Straße begleiteten, mischte sich mit dem Glockengeläute der Dorfkirchen: wozu das gehässige Rufen der Menschen den schneidendsten Mißton gab. Quintens Seele verstummte in schmerzlicher Bitterkeit. Es war ein Gram ohnegleichen, der ihn anwandelte, als er das Rudel hinter sich ließ und die Beleidigungen nochmals durchkostete, womit ihn die fromme Gemeinde bedacht hatte. Hatte sich nicht schon einmal jemand, dem er den Frieden bringen wollte und dann gebracht hatte, der alte Scharf, als sähe er Satan selber, abgewandt? und womit konnte er es verdient haben, daß ihm von jungen Burschen heiß ins Gesicht der Name des „Gottseibeiuns" gebrüllt wurde.

„Das ist der Teufel! der Gottseibeiuns! Ihr Leute, ihr Leute, nehmt euch in acht!" und einige Tagelöhnerweiber, die sich besonders hervortun wollten, wiesen mit Fingern auf ihn hin und kreischten: „er hat einen Pferdefuß". Es war aber damit noch nicht genug. Quint glaubte schon mit seiner

Bestürzung, mit seinem Gram allein und dem Pöbel entronnen zu sein, als er von irgend etwas hinterrücks gewaltsam getroffen, für einen Augenblick die Besinnung verlor und zu taumeln begann. Ein Triumphgejohl und andere Zeichen belehrten ihn, daß man ihm mit voller Wucht eine harte Erdscholle, untermischt mit Gestein, gleichsam zum Abschied, nach, und gegen den Nacken geschleudert hatte.

Die Ursache dieses Ausbruchs stand mit vielen unsichtbaren Gegnern Quints im Zusammenhang: Gegnern, die zumeist nur durch das Anderssein Emanuels ihm erwachsen, zum Teil aber auch durch den Neid auf die Gunst des Gurauer Fräuleins bewegt waren. Er ging indessen vor allem auf die eine und andere Predigt des Pastors Beleites zurück, unter dessen Kanzel auch jene Gemeindemitglieder soeben erst das Wort Gottes genossen hatten, denen der Narr zu seiner bittren Belehrung begegnet war.

Am gleichen Tage, als Emanuel vor Marien auf sein Erlebnis zu sprechen kam, konnte er recht wohl merken, wie durch seine Erzählung ein gewisser, lange verschwiegener Kummer in der Brust des Mädchens geweckt wurde. In ihrem Grame verriet sie sich. Die still und reichlich fließenden Tränen, die von einigen bitter schmerzlichen Worten begleitet wurden, machten es Quinten plötzlich klar, daß man ihr den Umgang mit ihm zum Vorwurf gemacht hatte.

Wirklich hatte der Lehrer Krause, allein, und mehrere Male sogar in Mariens Gegenwart, scharfe Verhöre, Emanuels wegen, zu bestehen gehabt. Wie ein von Gewissensängsten gejagter Geist erschien eines Tages in der Schule Bruder Nathanael und füllte das winterlich warme, behagliche Zimmer der Lehrersleute stundenlang, gleichsam bis an den Rand, mit seinen leidenschaftlichen Reden an, in denen das Ärgernis, zu dem Emanuel Quint den Anlaß gegeben hatte, aufgebauscht und verurteilt ward. Der Bruder schien von Dämonen gejagt. Der Glaube von ehemals, den er dem

armen Toren entgegengebracht, die heilige Handlung der Taufe, die er an ihm vollzogen hatte: beides lastete jetzt wie Verbrechen auf ihm! Er sah den Jünger und Meister von einst als einen von Gott Verworfenen und vom Teufel Verführten an und war überzeugt, durch allerlei angstvolle Träume beunruhigt, der Richter der Welt, zur Rechten des Vaters, werde die Seele dieses Verirrten von ihm fordern am Jüngsten Tag.

Krause versuchte ihn zu beruhigen. Nicht nur gegenüber Bruder Nathanael, sondern auch Pastor Beleites, ja sogar gegenüber dem eigenen Kirchenpatron, stand er entschieden bei dieser Meinung: daß Emanuel Quint ein Mensch ohne Arg und nichts als ein schlichter Bekenner des Heilandes sei.

Aber die Stimmen der Gegner, derer, die sich in ihrem Glauben verletzt fühlen, derer, die sich in ihrem Standesbewußtsein gekränkt, über das „Glück" des Narren ärgerten — und vieler anderer, mehrten sich. Die Protektion des Gurauer Fräuleins erweckte den Neid. Man schreckte durchaus nicht davor zurück, sie nicht allein unbegreiflich zu finden, sondern man näherte die Gunst der Dame eigner Fassungskraft dadurch einigermaßen an, daß man Quint zum Betrüger stempelte.

Alle diese feindlichen Stimmen widerlegte und bekämpfte Lehrer Krause mit dem schlichten Freimut seiner Natur, immer unentwegt, mitunter gelassen, mitunter heftig.

Von alledem erfuhr nun Quint und schloß daraus, wie sein im ganzen eingezogenes Leben, niemand zulieb, niemand zuleid, ihn vor den gehässigen Mächten der Welt nicht bewahren konnte. Sogar die Autorität des Gurauer Fräuleins schützte seinen stillen und wortkargen Wandel nicht. Das schöne Asyl, das ihm die Dame bereitet hatte, erschien ihm plötzlich von bösen, lauernden Mächten umstellt, die er auf eine, ihm selber nicht bewußte Art und Weise beleidigt hatte. Man gönnte ihm auch das andere Asyl in der Familie des Lehrers Krause nicht. Hier, noch mehr als in der Familie

Heidebrand, hatte Emanuel die Harmonie eines klugen und sonnigen Christentums durch Wochen und Monate eines schönen Herbstes und Winters hindurch kennen gelernt. Hier war der Glaube etwas Lebendiges, das eher den blühenden Astern im Garten, dem Geschmetter des Harzer Kanarienvogels im Fenster, als einem auf Gebot des strengsten Lehrers eingeprägten und hergeleierten Pensum glich. Der Lehrer Krause pflegte zu sagen: jede Religion ist falsch, die den Menschen finster macht. Er sagte, man könne dem Teufel vielleicht aus Zwang, aber Gott nur aus freiem und frohem Herzen dienen. Deshalb herrschten am Krauseschen Herde meist fröhliche Laune und Gesang. Die Liebe des Lehrers zu seinem Beruf war aus der Liebe zu Kindern entstanden. Krause selbst war ein großes Kind, dessen lustige Blicke und schalkhafte Worte von dem frischen Behagen Zeugnis ablegten, das ihm, durch die Güte Gottes, schon hier auf Erden beschieden war.

Obgleich nun Krause im weiten Umkreis bei hoch und niedrig respektiert wurde, fiel man ihm doch, Emanuels wegen, immer wiederum mit der Tür ins Haus. Er mußte allerlei Dinge erfahren, von denen gleichermaßen seine unantastbare Berufstreue wie seine starke Persönlichkeit ihn bisher bewahrt hatten. Niemals hatte zum Beispiel Pastor Beleites, der die Schulaufsicht führte — und überdies sich mit Krause duzte! — bis zu dem Zeitpunkt irgend etwas zu rügen gehabt, wo er es ganz entschieden tadelte, daß der Lehrer den gefährlichen Narren Emanuel zuweilen während des Unterrichts im Schulraum geduldet hatte. Fest und energisch, wie er war, hatte Krause der Mahnung des vorgesetzten Duzbruders zwar seinen lachenden Eigensinn gegenübergestellt, aber dadurch den verletzenden Strom zudringlicher Ratschläge nicht aufgehalten. Vielmehr hatte der Pastor den Umgang Quints und Mariens wie eine schwere Gefahr berührt und damit die alte Freundschaft beinahe jählings zum Bruch gebracht, die ihn mit dem Lehrer verband.

An jenem schneelosen Nachmittage im Februar, als dem Narren in Christo alles dieses, durch Marien, bei einem Spaziergang über Feld, auf entlegenen Pfaden eröffnet wurde, tat er, ohne daß man ergründen konnte, was in ihm vorging, diese Aussprüche: „Wenn sie sich jetzt schon an mir ärgern, wie erst werden sich diese Menschen in der Zukunft an mir ärgern!" Dann sagte er: „Gott ist bei mir und ich bin bei Gott!" und außerdem: „ich habe gepredigt, wie Johannes und zur Buße gerufen öffentlich! Wenn sie mich deshalb verfolgt haben, will ich nicht klagen. Daß sie mich aber jetzt verfolgen, wo Licht und Leuchter unter dem Scheffel verborgen ist, wer will dies deuten?". Vor sich hinstarrend sagte er mehrmals gedankenvoll: „Vergib ihnen, Herr, sie wissen nicht, was sie tun". Er seufzte mehrmals: „Schweigen heißt sündigen". Dann wieder erklärte er: „es ist Zeit" und fügte nach mehreren Seufzern an: „des Menschen Sohn muß ein Pilger bleiben auf dieser Welt und der uns voranschritt, hatte auf ihr keine bleibende Stätte, es heißt von ihm, er hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte auf dieser Welt".

Marie Krause war mit Quint um die Vesperzeit in die Schule zurückgekehrt. Während Emanuel einige Bücher durchblätternd im Wohnzimmer saß, hatte sie ihrem Vater berichtet, was Emanuel widerfahren war und was er gesagt hatte. Krause begab sich, betroffen und erregt, stehenden Fußes zu Quint hinein.

In einer nun sich entspinnenden, durch einige Stunden währenden Aussprache hatte Krause mit vielen klaren und klugen Worten Emanuel seine Lage den lokalen Mächten gegenüber nicht nur bis ins letzte deutlich gemacht, sondern er war noch weiter gegangen und hatte dem Toren, als offenherziger älterer Freund, anheimgestellt, ob es nicht möglich sei, erstlich die Marotte von wegen des Geldablehnens einzustellen, durch die nun einmal die Leute gereizt würden. Überdies empfahl er Quinten, doch gelegentlich Sonntags ein-

mal, und womöglich zu Pastor Beleites, in die Kirche zu gehen. Daß er dort niemals gesehen wurde, war nämlich der hauptsächlichste Anlaß allgemeiner Erbitterung.

Der kluge Freund und Berater traf indessen bei Emanuel Quint auf einen unerschütterlich festen Widerstand.

Mit vieler Vorsicht, aber trotzdem mit herzlicher Dringlichkeit, versuchte der Lehrer auf die, seiner Ansicht nach, schwächste Seite im Wesen Emanuels einzuwirken: ein Beginnen, wozu der lange erwartete Anlaß nun endlich gekommen war. Das Mundstück der langen Tabakspfeife bald hier, bald da zwischen die Zähne geklemmt, ernste Rauchwolken aus beweglichen Nüstern blasend, rückte er sein gesticktes Käppchen temperamentvoll bald gegen das rechte, bald gegen das linke Ohr und schien so in seiner nüchternen Frische alles andere eher, als ein Freund von Verstiegenheit. So war es denn auch nicht das Abenteuer mit den Kirchleuten, das ihm die stärkste Besorgnis einflößte, ja nicht einmal die hinter dem Vorgang lauernde Gegnerschaft, sondern es waren die abgerissenen Worte, die Quint gebraucht hatte.

Zum Unterschiede von vielen frommen Leuten seiner Umgebung mischte Krause in seine alltägliche Rede niemals oder selten ein Bibelzitat. Und auch Emanuel hatte in dieser ganzen, stillen Epoche seines Daseins kaum einen Anlaß dazu gefunden: und niemals in Krauses Gegenwart. Aber nach und nach unterrichtete sich der Lehrer unter der Hand genau von Quintens Vergangenheit und konnte sich also nicht verhehlen, daß große und heilige Worte im Munde zu führen Quintens besondere, ärgernisstiftende, üble Gewohnheit war. Hier lag ein Keim, aus dem der Lehrer jedwede Gefahr für das sonst ihm so angenehme Wesen Quintens herleitete. Als er nun aber auf die, von jenem, vor Marien, gebrauchten Heilandsworte zu sprechen kam, indem er gedachte, das Gottesschicksal des gebenedeiten Heilands der Welt, von dem schlichten Erlebnis Quintens zu sondern, fehlte dem sonst so gewandten Manne selbst das Wort. Unter dem Blicke der

großen und ruhigen Augen Quints vermochte er jenen, seiner Ansicht nach nötigen, ärztlichen Schnitt nicht auszuführen, wodurch er den Rückfall in eine Krankheit, die gefürchtete, schon beinahe überwundene Narrheit des Narren, verhüten wollte.

Sechzehntes Kapitel

Zu Anfang des Monats März erschien in der Gärtnerei ein entsetzlicher Kerl, der einem Affen, ja einem Pudel fast ebenso sehr als einem Menschen glich. Die Gärtnerburschen, die eben, weil die Märzsonne einen klaren Tag begann, die langen Reihen der Frühbeete lüfteten, schrien einander lachend an und verspotteten ihn. Der böhmische Josef fragte nach Quint und als man ihm das Haus des Obergärtners und das Giebelzimmer, das der Schützling des Gurauer Fräuleins bewohnte, gewiesen hatte, schritt er, plumpen Ganges, mit seinen gebogenen Beinen gegen die Eingangstür. Hier traf er auf die schlanke Gestalt der bleichen Ruth Heidebrand, die er lange anstarrte und dann ebenfalls nach Emanuel Quint fragte. Zurechtgewiesen, begab er sich über die knarrende Stiege zu jenem hinauf.

Der böhmische Josef war der vierte oder auch fünfte Bote, den die Talbrüder an Quinten gesandt hatten. Dieser hatte den Sendlingen allen nach der Reihe sehr bestimmt erklärt, wie es seine und aller christlichen Brüder Pflicht in Jesu sei, geduldig des kommenden Tages zu harren. Jeder, riet er, solle einstweilen an seine ihm nach Gestalt der Dinge zugewiesene Arbeit gehn: ein Rat, den sie indessen nicht befolgt hatten.

Als nun der arme Messias designatus der Talbrüder, Quint, den Boten nach seinem Begehren fragte, rückte dieser beinahe dummdreist trocken mit der Frage nach Quintens Geheimnis, dem Geheimnis des Reiches Gottes, heraus.

Emanuel sah ihn an und lächelte.

Dieses liebe, kaum merkliche Lächeln, das zuweilen um Emanuels Lippen spielte, war etwas, das ihm unwiderstehlich viele Herzen gewann. Martha Schubert, die barmherzige Schwester Hedwig Krause, Ruth Heidebrand und Marie Krause träumten davon. Dies stumme Lächeln, das so viel zu verstehen, so viel zu vergeben schien, glich einem Frühlingssonnenblick, der zu gleicher Zeit das Eis zerschmilzt und die Blume zum Blühen bringt. Dies Lächeln lockte die Schar der Kinder, von denen Emanuel, wo er sich blicken ließ, immer sogleich umgeben war. Es war ein verführerisches Lächeln, das auch den böhmischen Josef wehrlos auf die Knie und zu einem keuchenden Handkuß zwang.

Quint wurde ernst und anstatt zu antworten, forschte er den seltsamen Boten nach dem Leben der Brüder und nach dem Anlaß seiner plötzlichen Fragen aus.

Josef ließ sich dahin vernehmen, es sei, um dieses Geheimnis willen, ein großer Streit unter ihnen entbrannt. Der eine sage: denen, die an die Sendung Quintens glaubten, sei allbereits das Geheimnis schon offenbar. Denn es bestünde eben just darin, daß Quint der neue Messias wäre! Der andere meinte, er glaube, Emanuel sei in einem gewissen Betracht der wiedergekehrte Erlöser selbst, aber wer seine Worte, die er bei dieser und jener Gelegenheit gesprochen habe, beherzigt hätte, der müsse auch wissen, wie es noch ein letztes Geheimnis gäbe, das Emanuel Quint für sich behielt. Beide Meinungen hatten Anhänger. Andere erklärten, und wagten es, zu erklären, trotz des fanatischen Glaubens der Brüder Scharf, es sei überhaupt noch nicht erwiesen, ob Quint der wahre Gesalbte sei. Diese Frage bedecke Quintens Geheimnis.

Die letzte Ansicht hatte einen wütenden Kampf entfacht. Der böhmische Josef begann ihn nach seiner Art, ernsthaft und pfiffig zugleich, zu schildern. Die Brüder Scharf, er verhehlte es nicht, hatten mit rasenden Stimmen den Lärm der Strei-

tenden überschrien und einen Menschen, der sich so deutlich erklärt habe wie Emanuel Quint, falls er dennoch das Blut des Sohnes, den Geist des Vaters, nicht in sich trage, den größten Betrüger der Welt genannt.

Der arme Emanuel war ein Gottsucher. Jede andere Bemühung, jeder andere Zweck seines Daseins trat hinter dieses Suchen, dieses Gottfinden, Gottergreifen, Gottbehalten zurück. Aber nicht mit dem Verstande suchte er Gott, sondern er suchte ihn mit der Liebe. Und diese Liebe, gleichsam in den Besitz der Gottheit gelangt, strömte, nicht anders wie eine Sonne der Gnade, über Brüder und Schwestern, Kinder und Greise, Lahme, Taube und Blinde aus. Das göttliche Licht weckte göttliches Licht! und dann war zwischen Quint und dem Bruder, Quint und der Schwester die Fremdheit wie ein Nebel zerstört und die reine Einheit in Gott gewonnen. So ward er zu Zeiten mit Marie, zu Zeiten sogar mit der somnambulen Ruth Heidebrand heimlich unter die gleiche Illumination, unter die gleiche Erleuchtung gestellt.

Ebenso auch mit den Brüdern Scharf und mit allen jenen mühseligen und beladenen Menschen, mit denen gemeinsam er sich in irgendeiner Stunde der Andacht, auch nur ahnungsweise, im Bereich der göttlichen Liebe gefunden hatte.

Aber nun hob sich mitten aus dieser Schar eine schwielige Faust und bedrohte ihn.

Quint litt seit Wochen schlaflose Nächte. Bis dahin hatte der stille Friede, das gesicherte Gleichmaß der Seßhaftigkeit, hatten gewisse Annehmlichkeiten des Lebens ihn in eine Art harmonischer Ruhe eingelullt. Sie hatten auch die Leidenschaft seines Gotterlebens vermindert. Eben aus diesem und keinem anderen Grunde stand er bei allen, die ihn damals gekannt hatten, später in angenehmster Erinnerung. Denn er näherte sich, außer durch den Äther des Göttlichen, seinen Mitmenschen eigentlich nicht: weder dadurch, daß er etwa eigene, persönliche Angelegenheiten zur Sprache brachte, noch etwa an solchen Geschicken anderer Anteil nahm. Naturen

wie Marie Krause schien diese persönliche Unnahbarkeit des Sonderlings gerade etwas wie göttliche Nähe zu sein.

Aus diesem Halbschlaf war nun Emanuel gleichsam durch eine Folge von harten Schlägen gegen die Tür seines Hauses erweckt worden. Ein Nebel zerriß und er fand sich mit seiner Liebe und Gott im Herzen, nackt, den Forderungen seiner leidenden Brüder und Schwestern, dem unbarmherzigen Haß der Welt und dem gebietenden Ruf seines eigenen Gewissens oder auch Dämons gegenübergestellt.

Das Wort Betrüger erschütterte ihn, obgleich er sich von irgendeiner Schuld des Betruges vollkommen frei fühlte. Ja es stieg in ihm eine Wallung jäher Entrüstung auf, die aber gleich darauf in Versöhnung endete. Diese Menschen irrten, waren betört, aber sie hatten mit der gleichen Leidenschaft wie er selber Christum gesucht und so blieb er ihnen in Christo verbunden.

Er fühlte wohl den Bann der Gefahr ihrer Zähigkeit. Die Gebrüder Martin und Anton Scharf liefen wie die Leithunde einer nach Erlösung lechzenden Meute hinter ihm her. Seit sie auf dem Markte der kleinen Stadt, wo er seine erste Bußpredigt hielt, seine Spur aufgenommen hatten, ließen sie seine Fährte nicht los und folgten ihm über Flüsse und Abgründe. Dennoch sah er sie nicht als jagende Raubtiere, sondern mehr als gehetzte Schafe einer verirrten Herde an und war ihnen, wie gesagt, mehr in Kameradschaft und Liebe in hirtenhafter Verantwortlichkeit als durch Furcht verbunden.

Immerhin erlebte der arme Designatus schon jetzt und bei der Erzählung des böhmischen Josef das kurze Entsetzen eines ahndevollen Augenblicks: eines Augenblicks, wo er sich selbst als das Wild fühlte, das mehr und mehr von unbarmherzigen Jägern umgeben war. Er spürte die unsichtbaren Feinde, die sich um seine Stätte sammelten. Oder waren es Richter und hatte er irgendeine Schuld abzutragen an die Welt?

Nein! Er hatte sich höchstens schuldbewußt gegen Gott

Gleich darauf aber reute es ihn und jene Stimme, die es ihm eben geraten hatte, wurde zwar als eine Mahnung gesunder Vernunft erkannt, aber doch wurde ihr Schweigen geboten: im Namen dessen, wie Emanuel meinte, der ganz Mitleid, ganz Liebe und der Inbegriff göttlicher Weisheit ist.

Und dieser, nämlich der Wille des Heilands selbst, befahl Emanuel, noch am gleichen Abend den Weg zu den Talbrüdern anzutreten.

Er schickte den böhmischen Josef voraus, damit er ihn in der Talmühle anmelde. Er selber verließ die Gärtnerei, ohne von jemand Abschied zu nehmen, bei nachtschlafener Zeit. Seine Seele in dieser Stunde war wehmütig. Obgleich er wiederzukehren gedachte und auch nach einigen Tagen wiederkam in das Gärtnerhaus, fühlte er doch den nahen Abschied für immer schon heut im Herzen. Mit leisen Schritten trat er, nicht ohne vorher an der Schlafkammertür der kleinen Ruth gezögert zu haben, in die einsame Klarheit des Mondes hinaus. Aber er fühlte, trotzdem er auch an dem Mauerpförtchen des Parkes noch einmal gedankenvoll stehen blieb, daß seines Bleibens in diesem Garten nicht länger war, wohin man ihn, wie einen Baum, aus steinigtem Boden verpflanzt hatte.

Anfänglich ward ihm traurig, aber schon auf der Landstraße hinter dem Park ward ihm entschlossen und frei zumut, und er hatte nicht nur erkannt, was er hinter sich ließ, sondern auch, was er vor sich hatte. Emanuel Quintens Brust war voll Dankbarkeit. Er erkannte die Güte des Gurauer Fräuleins, der Krauses, der Heidebrands und aller derer, die ihm den Zugang in das Bereich einer höher gesitteten Lebensführung eröffnet hatten: dennoch ging er jetzt mit einem festeren, freieren Schritt seine Straße dahin als jemals seit Monaten.

Er handelte wieder unter eigner Verantwortung. Er trat die allen gemeinsame Muttererde und hatte den allen ge-

meinsamen Raum des Himmels über sich. Er genoß kein Asyl, er genoß kein Almosen. Alle die sanften Fesseln und Rücksichten, die ihn im Laufe des Herbstes und Winters heimlich immer dichter und fester umstrickt hatten, fielen nun plötzlich von ihm ab. Es war ihm zumute, als ob der Gast, Freund, König und Gott seines Innern nun erst wieder in einer seiner würdigen, weiten, geräumigen Wohnung wäre.

Er selbst schritt dahin wie Gott.

Emanuels Wesen war im Göttlichen demütig. Allein es gibt einen hohen Stolz der Berufung, der ihn jetzt mit neuer Stärke erfüllte und der mit göttlicher Demut vereinbar ist. Er fühlte wohl, die laue Güte der im Kreise des Gurauer Fräuleins gewonnenen Freunde hatte ihn aus der feurig strömenden Bahn seines Daseins in ein stilles, kühles, stehendes, seichtes Wasser hineingezogen, wo weder Strudel noch Tiefe und also auch keine Gefahr des Ertrinkens ist. Alle diese Leute, bieder und rechtschaffen, übten an ihm, wie sie meinten, die anbefohlene Christenpflicht der Barmherzigkeit, dabei selbst nicht ahnend, wie sie es nach Emanuels Ansicht nur unter der Bedingung oder wenigstens nur in der Hoffnung getan hatten, daß er Jesum Christum verleugne.

Er schwenkte die Arme, er hieb, als wenn er wie Petrus das Schwert des Malchus in der Faust hielte, durch die Luft. Fast liebte er nun, im heiligen Zorn seines seltsamen Gottesstreitertums, mehr jene Feinde, die ihn aus seinem Asyl verjagten, als die Freunde, die es ihm bereitet hatten und die ihn darin behalten wollten.

Den Talbrüdern drohte ein Strafgericht. Aber der Irrtum, den Quint in diesen armen Leuten vernichten wollte, erhöhte ihn. Sie hingen an ihm mit ihrem ganzen törichten Glauben, mit ihrer ganzen törichten Hoffnung, mit allen ihren törichten Wünschen und mit einer wilden und blinden Leidenschaft. Die hinter ihm blieben, die er im Rücken ließ, duldeten ihn. Es ist ein anderes, aus gutem Herzen geduldet zu werden,

oder, wenn auch in Einfältigkeit und Torheit, ersehnt, geliebt, ja vergöttert zu sein.

Freilich hatte der Narr von alledem keine Vorstellung, was sich mittlerweile in den Zusammenkünften der Talmühle ereignet hatte.

Hier herrschte die ärgste Verwilderung.

Mit Kommen und Gehen, Hoffen und Harren, mit Beten und Singen, mit Brotbrechen und „Trinken des heiligen Blutes Jesu", wie sie sagten, hatten sie den Winter in der Mühle des Müllers Straube zugebracht. Dieser, ein Mann, wie gesagt, dessen schweigsames Wesen nicht leicht zu durchschauen war, schien sich nicht übel dabei zu stehen, obgleich er vielleicht auch sonst, mit dem Zug ins Abenteuerliche, der ihm eigen war, den Talbrüdern die Tür seiner verfallenen und entlegenen Mühle geöffnet hätte.

Dibiez, der entlaufene Leutnant der Heilsarmee, hatte nach und nach von den orgiastischen Andachtsübungen seiner Sekte dieses und jenes bei den Talbrüdern eingeführt, die sich übrigens, nach dem Vorschlage Anton Scharfs und nach der Epistel an die Epheser, die Gemeinschaft des Geheimnisses nannten.

Die Entartung, wie sie nach und nach in den Versammlungen um sich griff, wurde zum Teil durch das Tamburin und die Davidsharfe der Heilsarmee und mehr noch durch den geheimbündlerischen Zug der Gemeinschaft verursacht. Dem romantischen Trieb zur Bildung geheimer Vereinigungen gaben Evangelien und Apostelgeschichte von jeher Vorwände in Fülle an die Hand. Der in der Menge Verlorene sondert sich gern im Geheimnis von ihr, wobei er sich selbst als einen Wissenden fühlen kann, die Masse der anderen als die Unwissenden. Er wird eine Kunde, wird ein Kundiger, und mit einer größeren oder geringeren Zahl von Genossen erachtet er sich und darf sich erachten als berufen und auserwählt: wo er doch sonst, ein Tropfen im Meer, nur als

ein Geringer und, nach seinem geringen Verdienst, unbeachtet dahinzuleben gezwungen wäre. Schon Kinder, die ein Geheimnis gemeinsam haben, gewinnen damit ein Gefühl von besonderer Wichtigkeit. Durch Dibiez war es auch üblich geworden, in den Versammlungen laut zu beichten und dabei Zeugnis abzulegen für die Erleuchtung durch die Gnade Jesu Christi, deren man gewürdigt worden war. Aber diese ziemlich flachen und etwas mechanischen Bestätigungen religiöser Erweckung, wie sie bei gewissen Sekten seit Jahrhunderten üblich sind und noch jetzt im Schwange gehen im großen Lager der Heilsarmee, wurden bald von anderen Bekundungen eruptiven Wahnsinns verdrängt und in Schatten gestellt.

Die Brüder und Schwestern sprachen „in Zungen".

Auf diesem Gebiet zeigte sich Schneider Schwabe besonders als großer Matador vor dem Herrn. Er war es, der unter allen zuerst eines Tages weissagte und ebenso den apokalyptischen Ton, die apokalyptische Raserei und Phantasterei in die Gemeinde der Heiligen einführte. Er zuerst hatte überdies sich selbst, die Gebrüder Scharf, den Weber Schubert im apostolischen Geiste, wie er meinte, Heilige genannt. Je mehr sich dieses Bewußtsein der Heiligkeit und des Auserwähltseins bei Sprechern und Hörern der kleinen Gemeinde befestigte, um so maßloser wuchs der Schwärmergeist ihrer frommen Übungen an.

Wer diese Menschen früher gekannt hätte, als sie noch gedrückt und schweigsam unter dem Joche täglicher Mühe und Not dem Erwerb ihrer kümmerlichen Nahrung und Notdurft nachgingen, würde bei ihrem jetzigen Anblick über die unerhörte Wandelbarkeit der Menschennatur belehrt worden sein. Der Schneider Schwabe, früher ein Bild betulicher Schüchternheit, war jetzt und an diesem Ort ein Geist von gebietendem Range geworden. Gewisse Verzückungen, denen er, wie gesagt, angesichts der Gemeinde als erster anheimgefallen war, hatten ihn einstweilen beinahe zum unbe-

strittenen Führer des Kreises gemacht. Er eröffnete auf der Tenne des Müllers seine Andachten immer nur mit den gleichen Worten: „Stille! Stille! Volk des Herrn! Da, wo sein Wort verkündigt wird, ist er gegenwärtig! Ruhe! Gott ist gegenwärtig!" Und in ähnlichem Tone ging es fort. Man kann sich denken, daß im Klange der Stimme des Heroldes Gottes von der scheuen Bescheidenheit des ehemaligen armen Schmugglers nichts mehr zu merken war.

Wenn die Brüder nicht beteten oder Versammlungen abhielten oder schliefen, so stritten sie über dem biblischen Gotteswort, und man wird sich nicht wundern, wenn sich an den Texten der Evangelien, der Apostelgeschichte und der Episteln ihre harten und groben Köpfe nur mehr und mehr verwirrten, selbst wenn man die Offenbarung Sankt Johannis und die Schriften des alten Testaments nicht in Rechnung zieht. Viele Worte, die aus den lodernden Seelen der Apostel stammten, richteten in den qualmenden Häuptern dieser Unmündigen schlimme Verwüstungen an.

Die mehr und mehr gefährliche Narrheit der Brüder gewann an Sicherheit, als der böhmische Josef eines Tages, den dicken Finger unter der Zeile, das Wort buchstabiert hatte: „Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht." Ein anderer hatte zur Not diese Zeilen aufgefaßt: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind." Ein dritter ähnliches. Endlich schlug diesen übelberatenen, plötzlich in die üppigen Freuden des tausendjährigen Reiches aufbegehrenden Hungerleidern alles und alles zum Schlimmen aus: ihre Hoffnungen wurden eine starre, unbewegliche Einbildung. Das Liebesgebot der Schrift trat aus dem allzugeringen Bereich, das in ihrem Wesen dem Geistigen übrigbehalten war, in die Tiernatur ihrer Leiber aus, deren eingeschläferte Triebe es aufreizte. Das ängstliche Harren und die Sehnsucht der Kreatur nach Erlösung ward in einen glühenden Durst, ward

in ein Fieber der Gier, in eine unstillbare Sucht verwandelt, die einer verzehrenden Krankheit glich.

Und eines Nachts, nachdem man viele, lange Stunden hindurch Himmel und Hölle, ewige Seligkeit, Sünde, Strafe, Gnade, Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist, das neue Zion und das Jüngste Gericht in Bewegung gesetzt hatte, artete alles in einen bösen, ja schrecklichen Paroxysmus aus.

Erscheinungen, Umgehen von Gespenstern, Manifestationen Verstorbener, Klopfgeister, hatte der Seuchenherd der Talmühle längst zur Genüge ausgeheckt. Was nun hinzutrat, war der Ausbruch einer physischen Krankheitsform von der Art, wie sie in den glaubenseifrigen Zeiten des Mittelalters oft epidemisch gewesen sind. Es nahm seinen Anfang mit diesem Ereignis.

Ein starkes, blondes Bauernmädchen von achtzehn Jahren, die den Namen Therese Katzmarek trug, begann plötzlich in der Zerknirschung, unter dem Eindruck glühender Zurufe, wunderlich ihren Kopf zu schütteln, anfangs langsam, später mit einer solchen unaufhaltsamen Schnelligkeit, daß viele der bäurischen Brüder und Schwestern es merken mußten, wo sie denn ihre Andacht unterbrachen, um diesem sonderbaren Betragen des Mädchens womöglich Einhalt zu tun. Aber da war durchaus kein Halt. Anruf, ja, selbst der schraubstockartige Griff von schwieligen Bauernfäusten, fruchtete nicht. Der Kopf der Therese Katzmarek bewegte sich. Das wiederbefreite, unschuldig kindlich hübsche Mädchenhaupt flog, krampfhaft geworfen, hin und her, das starke Kinn von Schulter zu Schulter, und zwar so schnell, daß der Blick nicht folgen konnte und der Eindruck für das Auge verwirrend war. Der arme Kopf schien ein Wesen für sich geworden zu sein, eine Art gefangenen Vogels, der sich aus einer Schlinge loswürgen wollte; genau so, schien es, wollte hier der Kopf unter jeder Bedingung vom Körper los.

Natürlich entstand eine allgemeine Aufmerksamkeit und damit eine allgemeine Stille. In dieser Stille nahm sich der hilflos geschleuderte Kopf des armen Kindes, verbunden mit dem Geräusch, das er machte, noch grauenerregender aus. Erst klatschte der Zopf ihr um Brust und Schultern; als die Bewegung wilder wurde, peitschte das aufgelöste Haar ihr zischend ums Gesicht. Der offene Mund, die starr geöffneten Augen des Mädchens, sahen in ihrem entsetzten Staunen unendlich rührend aus. Es schien keine Rettung. Es war jeden Augenblick, als müsse die Verbindung zwischen dem vollen, knirschenden Hals des Mädchens und dem Rumpf nun endlich zerrissen sein.

In diesem Augenblick fing es an einer anderen Stelle der von drei oder vier Laternen beleuchteten Tenne zu rumoren an. Alles wandte sich nach der anderen Seite, wo allbereits das bleiche, faltige Haupt eines alten Weibchens in gleicher Weise sich toll und wild zu gebärden begann. Kaum hatte man sie ins Auge gefaßt, so ward eine dritte zur Erde geworfen: die Frau eines Ziegelstreichers, die selber das gleiche Handwerk ausübte, in einer Ziegelei der Nachbarschaft. Sie bog sich, lallte, sprang auf eine eigentümliche Weise schnellend, wie ein großer Fisch, der ins Trockene geraten ist. Als diese drei Opfer des langen Wachens, Betens, Singens, der Selbstanklage, der Zerknirschung und jeder erdenklichen, himmlischen, sowie höllischen, beseligenden oder angstvollen Einbildung gefallen waren, hub sich ein allgemeines Schreckensgeschrei, das durch den unwillkürlichen Ruf einer einzelnen Stimme einen verheerenden Sinn gewann.

Diese Stimme schrie, das Ende der Welt und der Jüngste Tag seien angebrochen.

Jetzt war in dieser Versammlung nicht einer, den langen dunkelhaarigen Müller Straube ausgenommen, der nicht von der gleichen sinnlosen Raserei ergriffen ward. Die Nacht war finster. Die Bäume rauschten. Die Zahl der sich Wälzenden mehrte sich, andere rannten, einander das leere

Gebälk der Scheune weisend, gegen die großen Tore und kleinen Pförtchen der Scheunentenne, drängten ins Freie und, wie durch ein Schlupfloch, ein und aus.

Von denen aber, die ins Freie gelangt waren, horchten einige, ob sie nicht durch das Ohr die ersten Laute des nahenden Welt- und Strafgerichts erhaschen könnten. Andere fielen erst hier zur Erde und schrien, indem sie gen Himmel wiesen, sie sähen dort, auf Thronen, von Engeln umgeben, über Wolken, Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist. Man stieg auf Bäume. Die Kinder weinten. Martin und Anton Scharf wateten, um irgend etwas genauer zu sehen, bis übers Knie in den dunkel gurgelnden Mühlbach hinein.

Wer wüßte nicht, in welchem Umfang allein die Nacht die Dämonen im Innern der Menschen entfesseln kann und wie dagegen die schöne Klarheit der Sonne die Abgründe deckt und die Seele zu Licht und Ordnung verklärt. Was in diesen Minuten des allgemeinen Taumels geschah, das hätte der Tag nie zugelassen. Man denke, wie das Bindemittel aller Gemeinden in Jesu Christo die Liebe ist. Wie Paulus sagt, wird eine Mauer oder Wand zwischen Mensch und Mensch durch den Namen des Heilands hinweggenommen. Man erkennt die Gefahr, die mit dem Niederreißen von dergleichen Mauern gegeben ist. Weh aber, wenn außerdem, durch Unberufene, apostolische Worte wie diese gepredigt wurden: „daß jedermann allein durch den Glauben gerecht werde, daß der Glaube Berge versetzte und daß dem Gerechten kein Gesetz gegeben ist.“

Kurz, die Angst, das Entsetzen, der Jubel, die Raserei brachte viele dazu, daß sie sich, Hilfe flehend, oder nicht wissend, was sie taten, umklammerten, andere fielen einander in die Arme und küßten und herzten sich. Im kleinen Gemüsegärtchen des Müllers sah man, beleuchtet von einem schwachen Lichtschein, der durch ein Fenster fiel, einen Bruder und eine Schwester sich miteinander im Tanze drehen.

Frauen, oder war es immer dieselbe Frau? rannten, mit fligenden Haaren und Röcken, gespensterhaft suchend, um das Mühlgebäude herum und einige, die sich aus irgendeinem Grund im Sturm der Nerven das grobe Hemd von den Schultern, den Rock von den Lenden gerissen hatten, rannten, vielleicht in irgendeinem passiven Opferdrang, splitterfasernackt über die Böschung hinauf und ins Feld hinein. Hier spukte wohl irgendeine Idee aus dem Gleichnis der törichten und klugen Jungfrauen und des himmlischen Bräutigams. Man muß nun sagen, daß durch die List des bösen Feindes hier der himmlische Bräutigam in einigen Fällen durch einen ebenfalls orgiastisch verwirrten Bruder ersetzt wurde.

Der Müller Straube nahm sich der wiederberuhigten Therese Katzmarek an. Der böhmische Josef schlich schweigend herum, mit glühenden Augen, und was er im Dunkel und in der Verwirrung alles verrichtet hatte, wußte man nicht.

Religiöse Orgien dieser Art wiederholten sich. Gerüchte davon, die langsam durchsickerten, waren eines Tages auch zu Nathanael Schwarz gelangt. Der Unfug machte ihm schlaflose Nächte. Endlich hatte er den Entschluß gefaßt, und zwar trotz der Gefahr, die er lief, mit seinem ehrlichen Namen in das lästerliche Treiben verwickelt zu werden, persönlich zum Rechten zu sehn und womöglich dem Ärgernis zu steuern. So nahm er denn eines Abends, nachdem der verrückte Schneider Schwabe eine Menge illuminierten Unsinns gepredigt hatte, am Rednertische in der Scheune der Talmühle seine Stelle ein.

Was er vorbrachte, würde unzweifelhaft eine im ganzen heilsame Wirkung getan haben, besonders hatte er auf die Scharfs, die durch Quintens Abwesenheit und durch das Treiben der Brüder beunruhigt waren, mit seinen Mahnungen, seinen Warnungen, seinen heftigen Apostrophen, ja starken Drohungen einen beinahe befreienden Eindruck ge-

macht. Leider ließ sich der Bruder verleiten, den Nerv der Torheit der Talbrüder anzutasten, wodurch er ihre Verrücktheit, der er, ganz gegen seine Absicht, nur Nahrung gegeben hatte, zu seinem Entsetzen, in ihrer ganzen nackten Gewalt, zu schmecken bekam.

„Ich habe," sagte er, „euren Emanuel Quint gekannt, wahrscheinlich bevor irgend jemand von euch etwas von ihm erfahren hatte." Und nun malte er seinen Hörern aus, wie dieser Emanuel, leider, nach Aussage seines Vaters und seiner Mutter sogar, nicht nur nach dem Zeugnis vieler gewichtiger Leute, von Jugend an, gelinde gesagt, in die Irre gegangen sei. Er wollte dann, wie er sagte, die Gläubigen dieses Kreises nicht schelten, wenn sie der Täuschung verfallen wären, in Emanuel einen begnadeten Diener am Wort zu sehen: er selber, Nathanael, sei durch ein gewisses, schlichtes und sanftmütiges Wesen des falschen Propheten fast ebensosehr wie sie getäuscht worden. Er setzte hinzu: er sei sogar eine Sünde, die er an sich selbst und Emanuel Quint begangen habe, zu beichten bereit, um deretwillen er von Gott schon mit vielen heißen Gebeten Vergebung erfleht habe. Dann fügte er einen treuen Bericht von dem Morgengange mit Emanuel und von dem Vorgang am Bache ein, der ja in der Tat beinahe einer Taufe geglichen hatte. Er behauptete, daß eigentlich er durch Emanuel zu dieser ihm unbegreiflichen Aufwallung verführt worden sei. Dagegen wollte er freimütig zugeben, wie diese Taufe, nicht im rechten Sinne erteilt, noch weniger im rechten Sinne empfangen, Emanuel zum Verhängnis geworden wäre. So wolle er auch seinen Teil der Schuld an dem Ärgernis, das der Tor gegeben habe, hiermit eingestehn. Denn schwerlich hätte sich sonst der Ärgernisstifter in seinem lästerlich überheblichen Wandel durch irgend etwas so sicher bestätigt gefühlt.

Als der letzte Laut dieser Worte nur gerade eben verklungen war, erhob sich ein Gemurmel des Unwillens, und zugleich die Stimme eines Handelsmannes und Lumpensammlers,

der sich Quintens Gemeinde erst in Giersdorf angeschlossen hatte und bei dem Überfall zugegen gewesen und zu Schaden gekommen war. Dieser Mensch war über die fünfzig, durch zahllose kleine Schachergeschäfte profitwütig gemacht und im übrigen bleich und zusammengeschrumpft. In seinen Blicken lag der fieberhafte Glanz eines inneren Leidens, im übrigen aber ängstliche Ungeduld und irgendeine verzweifelte Gier. Es ist erstaunlich, bis zu welchem Grade der hypochondrische Mensch, wenn er sich gleich nur durch bitteren Frohn vor bitterem Mangel einigermaßen schützen kann, am Leben hängt und das Ende fürchtet. Es ist Todesangst, die den Menschen nach der Phantasmagorie des ewigen Lebens greifen läßt. Feigheit ist es, die immer wieder naive Naturen Quacksalbern Leibes und der Seele in die Garne treibt.

Dieser Lumpensammler hatte nach den Illusionen und Mythen, die sich um Quinten gebildet hatten, mit verzweifelter Hand gegriffen, dem Ertrinkenden gleich, der den Strohhalm ergreift.

Er schrie, daß Quint entweder das, was er sich selbst genannt habe, oder der größte Schurke, der größte Betrüger sei, der je und je auf Erden gelebt habe. Aber er kehrte sogleich seine Waffe um, wandte sie gegen den Wanderbruder und fiel ihn an, mit einer so leidenschaftlichen Wut, mit einem so wilden Strom von Worten, daß alle, die zugegen waren, nicht zuletzt den Betroffenen, ein Grausen befiel.

So wurde Bruder Nathanael, der Reihe nach, Lügner, Verräter, Satans Apostel und zuletzt sogar Judas genannt und dieses Wort fiel, einem zündenden Funken gleich, in ein Pulverfaß und brachte somit eine Wirkung hervor, der sich Bruder Nathanael nur durch schnellen Rückzug und Flucht zu entziehen vermochte.

Der Besuch und die Flucht des Bruders Nathanael, der Judasruf und das Wort vom Betrüger, das von dem tobenden Lumpensammler gebraucht worden war: dies alles hatte doch, trotzdem sich die Atmosphäre allgemeiner Ver-

rückheit täglich verdickte, jene Diskussion der tonangebenden Gläubigen über Quintens Sendung zur Folge gehabt und eben die Botschaft, die man durch den böhmischen Josef an Emanuel hatte gelangen lassen.

Seit der böhmische Josef mit dem Bescheid, Emanuel werde selber kommen, bei den „Talbrüdern" oder in der „Gemeinschaft des Geheimnisses" eingetroffen war, nahm die Aufregung dieses Kreises natürlich wiederum die seltsamsten Formen an. Man weinte. Der Jubel schlug hohe Wellen. Man grüßte einander mit den Worten: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn." Man erzählte einander Quintens „Wunder." Man ging die Ereignisse seines Wandels, seit der Predigt auf dem Markt der Kreisstadt, in phantastischer Weise nochmals durch, alles wiederum glorifizierend. Es wurde dabei eine geradezu erschreckliche Summe verrückter Einbildungen zutage gebracht. Die Scharfs erklärten, sie fühlten sein Nahen körperlich. Weiber und einige Mädchen, die sich ein wenig von der stundenlang Kyrie Eleison und Halleluja singenden, etwa aus fünfzig Personen bestehenden Menge entfernt hatten, kamen atemlos schreiend zurückgelaufen, die eine hier, die andere dort, und schwuren, sie hätten den Heiland — die eine über die Wiese, die andere über den Acker hinter dem Mühlwäldchen, die dritte über den Bach heranschweben gesehen.

Soweit der böhmische Josef Quintens strafende Äußerungen verstanden hatte, wurden sie dem engeren Kreise der Brüder, zu dem, außer den Scharfs, Schneider Schwabe, Schubert, Krezig, der cholerische Handelsmann, der Müller und noch einige andere gehörten, in der Mühlstube überbracht. So erfuhren die angstvoll und gierig Lauschenden zwar, wie ihr Idol über irgend etwas, worin sie gefehlt hatten, entrüstet gewesen wäre, aber sie wurden doch durch die Schilderungen des böhmischen Josefs im Ganzen ihres tollen Glaubens noch sicherer gemacht.

Siebzehntes Kapitel

Um neun Uhr des Abends, als man dem Narren in Christo sehr viele Male vergeblich entgegengezogen war, kam endlich Martha Schubert gelaufen und richtete mit dem unzweideutigen Ruf: er kommt! zunächst die ärgste Verwirrung an. Sie erklärte den Scharfs, sie erklärte dem Vater, sie erklärte es viele Male diesem und dem, Emanuel käme den Feldweg, der hinten über das Brückchen führt, in den Mühlhof herein.

Als nun nach einigen bangen Minuten die allgemeine Erregung verstummte und, unter dem Schweigen einer Erwartung, die das Herz eines jeden fast stillstehen machte, eine dunkle Gestalt in den offenen Torweg der Mühle trat und dann in jenem Bereich des Gewölbes erschien, der durch das vorn einfallende Mondlicht erleuchtet wurde, kam für Quinten selbst und alle übrigen ein ebenso verhängnisvoller, wie erschütternder Augenblick. Quint — und er war es! — langsam und forschend näher tretend, sah, wie eine schweigende Menge mitten im Hof, einige die Stirn auf der Erde, einige das Gesicht im Mondschein emporgerichtet, einige weinend, andere mit Beben Gebete murmelnd ... wie eine Menge vom Wahnwitz betörter Menschen, sag ich, reihenweis, mit gefalteten Händen, vor ihm auf den Knien lag.

Sogar der Müller Straube erklärte — dem sonst in Sachen des Glaubens wenig zu trauen war und der sich dazu auch wenig äußerte — er habe, bei dieser Ankunft Quints, vergeblich mit seiner ganzen Vernunft gegen die Mächte, die ihn zur Erde niederzwangen, anzukämpfen versucht.

Ein Doppelbetrug dieser Art, ja ein eigentlich dreifacher, — womit die Menge sich selbst und den Narren, der Narr aber nur sich selber betrog! — ist aber vielleicht trotzdem nicht schlechthin verwerflich, noch lächerlich: erstens waren sie alle betrogene Betrüger! und zweitens lag doch im Innersten dieses nächtlichen Vorgangs verborgen, wenigstens Augen-

blicke lang, etwas wie ein Mysterium. Gott ist ein Geist: Jesus, der Nazarener, gilt nicht so sehr als Gottes Inkarnation, sondern er wird für sein Gefäß gehalten. Quint wußte in sich, oder glaubte in sich, den Gottesgeist, den Geist des Herrn. Die tölpelhaften oder derben Gemüter sahen in ihm zwar nicht diesen Geist, aber das längst zerschellte Gefäß: den Zimmermannssohn aus Nazareth. Was sie indessen, mit bebenden Schauern vor Quintens Erscheinung niederzwang, war eine tiefe Erfahrung von Geist und ward vom Geiste Quintens empfangen. Wer könnte nun mit Gewißheit behaupten, Gott, Christus wäre in diesem leiblichen Irrtum nicht als geistige Wahrheit zugegen gewesen?

Deshalb aber ward dieser Vorgang für Quinten und viele seiner Anhänger verhängnisvoll, weil er das Band zwischen allen aufs neue knüpfte und ihm eine neue mystische Weihe gab.

Emanuel stand im Hofe still und betrachtete lange die Schar der Knienden. Seltsamerweise erschienen ihm diese betörten Menschen, auch nachdem er das erste Staunen, die erste Erschütterung überwunden hatte, weder schrecklich in ihrer Tollheit noch lächerlich. Es gehörte zu Quintens Besonderheit, daß ihm in jeder Lage des Lebens eine bewunderungswürdige Fassung eignete: eine sicher wirkende Selbstdisziplin, die ihm angeboren war, oder wenigstens keinen Zug von Angeflogenem oder Erlerntem an sich hatte. Dieser eigentümliche Mensch ohne Bildungsgang hatte sich, aus sich selbst, zum Herrn seiner selbst emporgerungen. Er beherrschte in sich, ausgenommen die Liebe zu Gott und dem Göttlichen, jede Leidenschaft und auf seinem Gesicht, wie in seinem Betragen jedwede Äußerung, wodurch denn, ohne seine Absicht, von den Bewegungen seiner Seele sich nichts verriet.

In Wahrheit kam ihn eine tiefe und schmerzliche Rührung an, die ihn indessen daran nicht hinderte, mit gelassener Frage Martin und Anton Scharf herauszufinden. Mit diesen beiden Männern begab er sich, — schwebte er, wie die

Knienden meinten! — ohne daß er etwas weiteres sagte, an dem demütig winselnden Kettenhunde vorüber ins Haus.

Mit seiner Gegenwart in der Talmühle trat, wie durch ein Wunder, Ruhe und Stille ein. Der Orgiasmus machte einem demutsvollen und eingeschüchterten Warten Platz. Alles Singen und laute Beten ward in ein stilles Flüstern verkehrt, geschweige, daß sich das Tamburin und die Zionsharfe Dibiezens auch nur im geringsten mehr geregt hätte.

Nicht anders wie aus einem Hause, darin der König zu Tafel sitzt, bei Hungersnot, wurde durch Marta Schubert und andere, von Zeit zu Zeit, der an der Türe darbenden Menge Bericht erstattet. Selbst Müller Straube, der für gewöhnlich dem ganzen Treiben mit einer undurchsichtigen, zuweilen ironischen Reserve begegnet war, zeigte sich ernst, ja feierlich. Zum ersten Male schien er, aus einem selbstbewußten und gnädigen Wirt, nur eben wie alle andern, zu einem bescheidenen Gast geworden.

Emanuel hatte sich in ein besonderes, kleines Zimmer zurückgezogen, und die im Hausflur und vor der Türe ängstlich harrende Schar erfuhr, er wolle zunächst nur mit dem engeren Kreise der Auserwählten, und zwar mit einem jeden allein, verhandeln. Und so geschah es, weshalb die Mühle, die noch vor kurzem ein Schauplatz tumultuarischen Lebens gewesen war, plötzlich wie ausgestorben erschien.

Zuerst von allen wurde Martin Scharf durch die Magd des Müllers zu Quinten ins Zimmer gerufen. Als er nach etwa einer halben Stunde wiederkam, gingen nacheinander Anton Scharf, der Weber Schubert, Dibiez, Krezig, der Handelsmann, Weber Zumpt, der Müller Straube und Schneider Schwabe, ein jeder vor Erregung kaum seiner mächtig, zu dem „Giersdorfer Herrgott" hinein.

Auf ihren Stirnen stand kalter Schweiß. Ihre rauhen Hände waren wie Eiszapfen.

Liebe, Gehorsam, Andacht, Glaube, blinde, urteilslose Hingabe wurden aber durch diese nächtlichen Unterredungen unter vier Augen erst recht zur Blüte gebracht, und zwar trotzdem Emanuel das gesamte Treiben in der Talmühle, das sie ihm hatten darlegen müssen, aufs stärkste verurteilte. Es war, als hätten sie alles dieses, bevor er noch sprach, allein durch seine Gegenwart eingesehen, als hätten sie mit seiner Person sogleich das schlichte und rechte Maß aller Dinge, Lot, Wasserwage und Winkelmaß, um sogleich ihr schiefes Haus zu erkennen, in Händen gehabt.

Er sagte dem Dibiez, der ihn nicht verstand, wie das Reich Gottes nicht mit äußerlichen Gebärden verbunden ist. Er verwarf, zum großen Erstaunen aller — wodurch er jedoch an Autorität gewann! — nicht nur das Tamburin der Heilsarmee, die Gitarre des Dibiez, die bacchantischen Hallelujagesänge, sondern auch den einfachen Kirchengesang. „Als Jesus,“ sagte er, „vor beinahe zweitausend Jahren das erste Mal über die Erde wandelte, sang er nicht. Er hat das lautere Gotteswort aus schlichtem, heiligem Munde gesprochen.“

War es nun, weil Quint den krankhaften Seelenbrand in der Talmühle unter allen Umständen auslöschen wollte: jedenfalls riet er den Brüdern, mit sehr bestimmten Worten, von allem Predigen, allem lauten Beichten, allem sogenannten Weissagen, ja allen öffentlichen Gebeten abzustehen. Wollt ihr und müßt ihr aber beten — die Jünger Johannes des Täufers beten! die Jünger Jesu indessen beten nicht! so tut es allein, in eurer Kammer. Ich sage euch aber, es wäre um euch und euren himmlischen Vater schlimm bestellt, wüßte er nicht, wes ihr bedürfet, ehe ihr ihn bittet darum.

„Der Geist des Herrn,“ so sagte er ihnen, „ist ein Geist der Weisheit, ein Geist des Friedens, ein Geist der Gerechtigkeit. Wenn etwas in euch Bilder der Angst und des Entsetzens, oder Bilder der Wollust, oder Bilder der Grausam-

keit schafft und anbetet, so ist es der Geist des Vaters nicht. Was von den Abgründen eurer Natur die Brücke des Lichtes reißt, daß die giftigen Dämpfe der Krankheit, die besinnungs- raubenden Dünste des Todes in die Klarheit des Lebens in Jesu Christo aufsteigen, so ist es der Geist des Vaters nicht."

Der Müller, als er vor Emanuel stand, konnte vor diesem und seinen einfachen Fragen nicht ganz die richtige Fassung finden. Emanuel sah ihn schuldbewußt. Über den Paroxys- mus befragt, der sich mit den Frauenzimmern ereignet hatte, gab er widersprechende Antworten und seine Reden hatten keinen schlichten Zusammenhang.

Hierauf wurde Therese Katzmarek Emanuel Quinten vor- geführt.

Das Mädchen, mit Quinten allein geblieben, fing, nachdem sie unter körperlichen Schauern und vielen Tränen ihm Hände und Füße geküßt hatte, von ihm beruhigt, zu beichten an. Die katholische Inbrunst und Sündenwollust ihres Herzens befreite sich, und Emanuel, der das Mädchen nur in einem menschenfreundlichen Sinne beraten wollte, fand sich durch sie zum Mitwisser aller ihrer Vergehungen, unter denen die letzte eine Versündigung gegen die Keuschheit, und zwar mit dem Talmüller selber war! — ja zum Herrn über Leben und Tod gemacht.

Emanuel mußte erschüttert sein durch alle Beweise fast hündischer Liebe und Anhänglichkeit, die ihm von diesen, bis zu Tränen durch seine Gegenwart beglückten Menschen ent- gegengebracht wurden. Und wenn er nun auch entschlossen war, soweit an ihm lag, das Nest zu säubern, in das er ja zu keinem anderen Zwecke gekommen war, so hatte er doch den heißen Wunsch, soweit immer möglich, diesen irren, hilf- losen Lämmern ein Hirte zu sein.

Hatten doch alle diese Menschen, solange sie lebten, einen leiblichen Hunger nach des Müllers Brot: und war es nicht sonderbar, wie sie trotz leiblichen Mangels und sorgenbelaste- ter Lebensnot dennoch nach geistigem Brote hungerten?

Konnten da ihre unberatenen Einbrüche in die Vorratskammern der Schrift und die Wahl ihrer Nahrung von einem besseren Instinkte geleitet und anders als unbeholfen sein?

An diesem Abend wurden die Darbenden an den Türen mit leiblichem Brote gespeist, und es wurde ihnen zugleich eröffnet, wie dies zunächst die letzte Versammlung auf der Dreschtenne des Talmüllers gewesen wäre. Sie entfernten sich, leiblich gesättigt, ohne daß im übrigen ihre Hoffnung, den vergötterten Fremdling reden zu hören, oder auch nur nochmals zu sehen, erfüllt worden war. Inzwischen wurden alle, mit denen Emanuel einzeln gesprochen hatte, gemeinsam in Quintens Zimmer gerufen.

Dieser erhob sich von einem runden Tisch, an dem er gesessen hatte und auf dem eine brennende Kerze stand, und der kleine Raum ward wohl eine halbe Stunde lang von dem gutturalen Klang seiner eher hohen als tiefen, weichen und doch jugendlich festen Stimme durchdrungen.

In seiner Belehrung, die in der Hauptsache gegen den Aberglauben gerichtet war, hatte sich Quint vom Ernst, bis zu einem, den Brüdern an ihm ganz fremden Zorne gesteigert.

Was er sagte, war etwa dies:

Heute noch, wie zu Zeiten Jesu von Nazareth, sei die Erde von wüstem Gestrüpp überwuchert. Man könne sich kaum eine übertriebene Vorstellung davon machen, wie in der Menschenwelt die Pflanze des Aberglaubens verbreitet sei. So sei noch heut das Geheimnis des Reiches eben dasselbe tiefe Geheimnis wie zu Jesu Zeit, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil es in Höhlen, in Schächten, unter den Wurzeln eines Waldes von Aberglauben verborgen wäre. „Von Zeit zu Zeit kommt Jesus," sagte er, „ganz verlassen, außer von Gott, durch diese Wälder einhergewandelt. So seht ihr mich verlassen und einsam, der ich berufen bin vom Vater unter die, die gleich sein sollen dem Ebenbilde seines Sohnes, auf daß derselbe der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern, wie Paulus sagt. Von diesem Geheimnis, des ich

gewürdigt worden bin, wißt ihr nichts! ich kann es euch auch nicht offenbaren! Allein der Vater kann es euch offenbaren, der in mir ist. Und wenn es der Vater euch offenbart, so kommt und nennet euch meine Brüder."

Und er gebot ihnen, daß sie ihn vom Grauen des morgenden Tages an, aus ihren Gedanken entlassen, ihm nicht mehr nachfolgen sollten. Da schrien sie aber alle, fast weinend: „Herr, Herr, verstoß uns nicht und verlaß uns nicht."

Er aber fuhr fort etwa so zu sprechen:

„Ihr habt gesehen, wie auch Bruder Nathanael, dessen Taufe ich habe, abgefallen ist. Ihr habt ihn mit Unrecht Judas geheißen. Zwar steht geschrieben, daß, wer zu seinem Bruder sagt: Du Narr! schuldig des höllischen Feuers ist! Aber ich sage euch, dieser Nathanael ist nicht mein Bruder, denn er ist vom Vater, das Geheimnis des Reiches zu wissen, nicht gewürdigt worden."

Der Schneider Schwabe rief ihm zu: „Sage uns das Geheimnis, Herr!" Die Bezeichnung „Herr" hatte sich in der Erregung des Wiedersehens und wohl auch mit durch die bessere Kleidung und das gepflegtere Aussehen Quintens eingebürgert.

„Das Himmelreich gleicht einem Senfkorn," antwortete Quint, „es gleicht einer Perle, für die ich alles hingebe, es gleicht einem Schatz im Acker, den ich gekauft habe, es ist inwendig in mir, das Eigentum eines Kindes ist das Himmelreich. Aber dein Zion, das aus den Wolken herniederfällt mit Häusern von Gold, mit Tälern aus Jaspis, Saphir und Smaragd ist es nicht! Warum denn wollt ihr, daß Vater, Sohn und Geist unter Gewitter und Posaunenschall furchtbar aus Wolken niedersteigen, wo doch Vater, Sohn und Geist unerkannt unter euch ist?"

Und nun verrichtete Emanuel Quint, der arme Narr in Christo, jene hoffentlich unbedachte Tat der Lästerung, die später, als er eines schweren Verbrechens beschuldigt unter Anklage stand, die Herzen der Richter so sehr verhärtete.

Nämlich: er packte ein Bibelbuch, das einer der Brüder Scharf, wie früher gebräuchlich, neben das Licht auf den Tisch gelegt hatte, und warf es, so daß es in Fetzen ging, wider die Wand.

Die armen Tagelöhner, trotzdem sie erschraken und eigentlich im ersten Augenblick dachten, es müsse Feuer vom Himmel herabfahren, regten sich nicht.

Und: „ich verbiete euch dieses Buch! hört ihr! ich verbiete euch dieses Buch!" rief nun, gar nicht im Sinne Luthers, Emanuel. „Ich verbiete es euch, weil es eine Scheuer voll Unkraut, eine Scheuer voll Tollkraut, eine Scheuer voll Taumellolch mit nur wenigen Ähren guten Weizens ist. Das Reich Gottes ist wiederum auch hier nur ein Senfkorn darin.

Was leset ihr euch aus diesem Buch? was erntet ihr euch von diesem Acker des guten Hausvaters, in den der böse Feind im Finstern Scheffel und Malter Unkraut gesäet hat? Ihr füllt euch das Blut mit quälenden Ängsten, quälenden Wünschen und Fieberbildern, die lügnerische Hoffnungen sind, bis zum Bersten an! Ihr meinet, wenn ihr vom Gifte des Taumelmohns trunken seid und in läppischer Eitelkeit zu Affen der Allmacht aufgeschwollen, mit Handauflegen und Wundertun, ihr hättet den heiligen Geist empfangen! Was ihr empfangen habt, ist die Pest der Gier! der Durst der Tollheit! Meint ihr, daß die Liebe zu Jesu eine unbezwingliche Wut der Habsucht ist? Was wollet ihr denn von Gott erbitten? Wälzet ihr euch und zerrüttet ihr euch und macht eure armen Kehlen heiser, damit der himmlische Vater das Zepter mit euch teile? Und meint ihr, daß es in euren blinden Händen besser aufgehoben als in den seinigen ist?

Was reißet ihr doch an Gottes Stuhl? Was zerrt ihr doch an Gottes Gewandzipfel? Was heult ihr? Was kreischt ihr? Warum schlagt ihr mit euren Fäusten, euren groben Absätzen gegen die Himmelstür? Wahrlich ich sage euch, ihr werdet nicht mit der Türe ins Haus brechen und es liegt auch

dahinter weder Brot, Speck, noch das kleinste Fäßchen Brannt-wein für euch!

Was leset ihr euch aus diesem Buch? Lügen, Lügen und wieder Lügen! Wie denn die Lüge noch immer auf allen Gärten und allen Äckern am geilsten wuchert! wie denn die Lüge noch immer Säulen, Tore, Türme und Tempel – die höchsten Säulen, die höchsten Tore, die höchsten Türme, die gewaltigsten Tempel von Gold, Jaspis und Edelsteinen auf unserer Erde besitzt."

Es war wohl nicht allzuviel, was die mit hochgezogenen Brauen lauschenden Brüder von diesen heftig gesprochenen Worten begriffen. Es folgte ihnen auch eine große Menge anderer warnend, ja drohend nach, die Quinten doch wohl von dem Wunsche eingegeben wurden, diesen Unfug der Talbrüder abzuschütteln. Jene Monate, die er in der Gärtnerei, in der Bibliothek des Guraner Fräuleins, beim Militscher Schäfer als Samariter, in der Familie Krause und in anderen christlichen Bürgerhäusern zugebracht hatte, konnten nicht spurlos an ihm vorübergehn. Dennoch sah er die Brüder nicht von einem neuen Kastenstandpunkt an und nicht ein solcher war es, der den Abstand zwischen ihm und ihnen vergrößerte. Dagegen konnte man aus der Art und mutigen Kraft seiner Reden schließen, daß sich die Kraft seines eigensinnigen Wahnes in der Stille vervielfacht hatte.

Jedenfalls zerstörte er die starre und fixe Idee seiner Anhänger nicht, wonach er ihnen als Retter aus jeder Not, als neuer Messias gelten mußte. Ja, diesen Irrwahn bestärkte er nur. Seine Zuhörer spürten recht wohl, wie sich bei ihm in irgendeiner Form das Einheitsgefühl zwischen ihm und dem Heiland befestigt hatte: und wie sollten sie nicht, wo er sich doch ausdrücklich, als in Besitz des Geheimnisses Jesu gelangt, ihnen darstellte.

In Wahrheit sah Emanuel Quint den Heiland kaum mehr im Bibelbuch, das er ja auch mißhandelt hatte, sondern, schrecklich zu sagen, nur noch in sich selbst und als sich selbst.

Der heilige Wahn ward zurückgedrängt und hatte dort, seit jenem Kerkertraume, wo Christus in Quinten buchstäblich hineingegangen war, Zeit gefunden, sich festzunisten. Damit hatte sich etwas im Betragen des Narren in Christo eingestellt, was keineswegs von dem Schlage seiner früheren Bescheidenheit und Demut war. Gegner, die es später bemerkten, nannten es einen lächerlichen Hochmutsgeist von Unfehlbarkeit, er selbst die Freiheit der Kinder Gottes.

„Machet euch frei von dem Dienste des vergänglichen Wesens, zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes," sagte er oft, wenn seine Freunde ihm eine gewisse heitere Sicherheit und Sorglosigkeit, trotz des ihm eigenen Ernstes, zum Vorwurf machten.

Während des Mahles, das die seltsamen Quint-Apostel und Müller Straube gemeinsam mit Emanuel in der Backstube einnahmen, zeigte es sich, wie wenig die wesentliche Absicht von Quintens Besuch erreicht worden war. Bald war es Martin, bald Anton Scharf, bald der Lumpensammler, bald der bucklige Schneider Schwabe, die mit allerhand vorsichtig ängstlichen Fragen an ihm herumhorchten und herumtasteten.

„Herr," sagte zum Beispiel der Schneider Schwabe, „du hast doch an dem alten Scharf, an Marta Schubert, an dem kontrakten Baudenweibe, an der sterbenden Frau und an vielen anderen ebenfalls Wunder getan."

Was er ohne Absicht und ohne Wissen verrichtet habe, antwortete Quint, wenn er überhaupt etwas verrichtet habe, das sei nicht durch ihn, sondern durch den Vater vollendet worden.

Jesus habe doch ebenfalls Wunder getan.

„So wie ich," sagte Quint, „in diesem und keinem anderen Sinne."

Obgleich er nun eine Erklärung gab, konnte er seine grobschlächtigen Tischgenossen doch nicht mehr von der Meinung

abbringen: Jesus und er, er und Jesus hätten die gleichen Wunder getan.

So aber lautete seine Erklärung:

„Was wolltet ihr je von Gottes Wundern begreifen, da ihr doch bis jetzt von all den ungeheuren Wundern, mit denen der Vater euch umgeben hat, nichts begriffen habt! Ihr Läppischen! O ihr Lächerlichen! Seht ihr den Wald vor Bäumen nicht? Was seid denn ihr? Was bin denn ich? Sind wir denn um ein Haar Geringeres, als das größte Wunder ist? Könntet ihr etwas, oder wüßtet ihr etwas von Gott zu verlangen, das auch nur den tausendsten Teil so wunderbar, als eine einzige Lilie oder Kornblume auf den Feldern, die Kehle oder die Feder einer einzigen Nachtigall, geschweige die ganze, große, felsige, blühende Erde oder der unendliche Himmel mit allen seinen Gestirnen wäre?"

„Wer es fassen mag, fasse es," endete er: „der Wundersüchtige ist von Mutterleibe an taub, stumm und blind geboren! Ihr wisset, daß einem solchen Geschlecht kein Zeichen gegeben werden kann."

„Herr, wenn wir nicht im rechten Sinne gebetet haben, lehre du uns!" wandte sich Anton Scharf an Quint.

„Betet: zu uns komme dein Reich!" bekam er zur Antwort.

Es war für Weib und Kinder des Müllerknechts, die außen am Fenster der Backstube standen, wo auch der Vater zuweilen hinter sie trat, ein seltsam biblischer Anblick, wie drinnen Emanuel Quint, dem Heiland beim Abendmahle gleich, unter seinen Jüngern saß. Sie konnten ihre Blicke nicht abwenden. Der längliche Tisch, auf dem zwei gewaltige Schüsseln dampften, war sauber mit einem bunten Tuche bedeckt. Ein dunkler Wein, den der böhmische Joseph gebracht hatte, ward von dem ab und zu gehenden, feierlich strahlenden Anton Scharf, vom Fäßchen in Gläser gefüllt. Zuweilen sah man den Heiland trinken. Wenn er an jemand die Rede

richtete, sprang der Angesprochene voll Eifer und auch zu-
gleich voll Ehrfurcht vom Sitze empor.

Zuweilen ging durch die ganze Gemeinde ringsherum eine herzlich lachende Heiterkeit. Es schien, als ob sich nicht selten die Lippen des neuen Messias über einem Scherzwort kräuselten.

Plötzlich sahen die Kinder des Knechtes, ein Mädchen von vierzehn, ein Knabe von zwölf, ein anderer von neun Jahren, unter sich eine fremde Nachbarin. Sie hatten das dunkelhaarige, seltsame junge Mädchen nicht kommen hören und blickten es aus großen, einigermaßen dummen, erstaunten Augen an. Die Fremde achtete ihrer nicht. Übrigens schien sie nichts andres zu wollen, als ebenso ungestört, wie die Kinder des Knechts, das Innre der Backstube zu beobachten.

Das Mädchen war schlank, hatte feine Gelenke und längliche Finger, die mit Halbhandschuhen aus schwarzen Seidenfäden bedeckt waren. Ein dunkles Mäntelchen, mit rot gefüttertem Capuchon, war um die noch schmalen Schultern gelegt. Ihr länglich-ovales Gesichtchen, mit großen befransten Augen, hatte alle zarten Reize unversehrter, beginnender Jungfräulichkeit. Sie hielt eine sogenannte Kapotte, mit dunklen Bändern, in den Händen. Nicht ganz bis zu den feinen Knöcheln der schmalen Füße ging der Saum ihres schlichten Kleides, das über den schlanken Hüften von einem breiten Gürtel aus schwarz lackiertem Leder zierlich zusammengeschlossen war. Wenn sie sich wandte, wurden zwei dicke, dunkle Zöpfe vom Lichte beschienen, die bis zu den Fingerspitzen, bei ausgestreckten Armen, herunterreichten und von denen der eine über die Schulter nach vorn genommen war.

Man mußte erstaunen, das Mädchen in solcher Umgebung zu sehen, das unzweifelhaft ein Kind aus gebildeten Kreisen war.

Indessen blickte sie nicht anders, oder mehr noch als die Kinder des Knechts, mit heißen, verlangenden Augen und ver-

folgte das sonderbare Mahl mit seinen meist ungeschlachten Teilnehmern, das hinter den Scheiben vor sich ging.

Es ereignete sich nach einiger Zeit, daß der böhmische Joseph innen von ungefähr in die Nähe des Fensters geriet und sein scheußliches Antlitz in nächster Nähe vor der kleinen Gemeinschaft der Späher auftauchte. Bei diesem Anblick trat die kleine Fremde, merklich erschrocken, ins Dunkel zurück.

Ob nun das Scheusal die Fremde erblickt hatte, jedenfalls trat er nach einigen Augenblicken ins Freie heraus, um die Kinder des Knechtes durchzumustern. Die Fremde aber, die sich noch immer im Dunkel verborgen hielt und die ihn von dort genau beobachtete, fanden seine suchenden Augen nicht.

Er schien die Kinder fragen zu wollen, kehrte indessen plötzlich um und begab sich wieder ins Haus hinein.

Emanuel ward indessen in der wachsenden Zutraulichkeit der festlichen Stunde — eine festliche Stunde war die Wiedervereinigung mit diesen ersten Freunden und im Grunde kreuzbraven Seelen auch für ihn! — er ward also über allerlei Dinge weiter befragt, die hungrig harrenden Christenseelen immer noch brennende Anliegen sind.

So trat ihn der eine und andere an: ob er nicht ihm das Geheimnis des Reiches unter vier Augen sagen wolle? Schwabe meinte beunruhigt, daß doch wahrscheinlich immer noch die alten Apostel und der Kreis der Zwölf zu Richtern des Jüngsten Gerichtes berufen wären. Ungeduldig wollte man wissen, wann ungefähr der Beginn des tausendjährigen Reiches zu setzen wäre. Wann sich Vater, Sohn und Geist endlich zeigen würden, nicht mehr in Niedrigkeit, sondern in ihrer ganzen Herrlichkeit.

Emanuel aber lächelte nur und wollte auf keine Frage mehr eingehen. Die braven Leute und schlechten Christen, wie er sie im geheimen nannte, dauerten ihn. Zuweilen sah man ihn traurig den Kopf schütteln. Dann zeigte sich wiederum

um seinen Mund eine durch die drolligen Ängste der einfachen Seelen belustigte Heiterkeit, wo dann der blinde Blindenleiter mit einer herzlichen Ironie den Brüdern Scharf über ihre struppigen Scheitel strich oder dem buckligen Schneider sanft auf die Wange klopfte.

Bevor er aber, nachts um die zwölfte Stunde, sich niederlegte, nahm Emanuel der ganzen Versammlung das feste Versprechen ab, morgen mit Tagesgrauen auseinanderzugehn.

Emanuel Quint erwachte, als er kaum eine Stunde geschlafen und der Zeiger der Uhr die Eins überschritten hatte. Er rieb sich die Augen, aber er sah trotzdem eine dunkle Gestalt an dem kleinen Fensterchen seines Zimmers stehn, unter dem der Strahl des Mühlbaches rauschte. Er fragte die übliche Frage, ob jemand da wäre, doch die schlanke Gestalt am Fenster regte sich nicht und antwortete nicht. Da pochte des Narren Herz gewaltig. Er sprang aus den ungeheuren Deckbetten, kleidete sich in Eile an, entzündete Licht und erkannte — oder hatte bereits erkannt — Ruth Heidebrand.

Es muß gesagt werden, daß diese Entdeckung dem armen Quint mit beinahe lähmender Kraft in die Seele schlug. Er sagte später, er habe damals schon die unentrinnbaren Folgen dieses unverschuldeten Umstands vorausgefühlt, obgleich das Verhängnis Wege suchte, die er unmöglich vorauszusetzen imstande war.

Übrigens war seine Beziehung zu Ruth in jedem Betrachte wunderlich.

Man hat später gefunden und hat es aus Äußerungen geschlossen, es sei in der Seele des Tischlersohnes für die ohne Zweifel hysterische Gärtnerstochter eine verschwiegene Neigung vorhanden gewesen, sonst hätte sich ein gewisser Verdacht nicht auf Quinten gelenkt. Jedenfalls gehört die unbesonnene, dazu krankhafte Tat der kleinen Ruth, durch die sie ihm bei dem Gurauer Fräulein, bei ihren Eltern, bei Krause

und vielen Freunden fast alle Sympathien verdarb und seinen Gegnern Waffen lieferte, nicht in das Schuldbuch des armen Quint.

Nicht vorher, nicht nachher in seinem Leben hat Emanuel je mit so heftigem Ausdruck heftige und strafende Worte gebraucht, als es in den ersten Minuten der kleinen Ruth Heidebrand gegenüber jetzt geschah, als er sich endlich zum Reden ermannt hatte.

Die kleine Ruth aber sah ihn unbeirrt aus ihren ein wenig zu großen, feuchten Augäpfeln an, als wollte sie sagen: den Zorn meines Heilandes, meines guten Hirten, der das verlorene Schaf in die Arme nimmt, den Zorn dessen, der die ewige Güte selber ist, dessen Strahl mein Auge trifft und mit heiligem, stolzen Feuer daraus zurückleuchtet, den Allerbarmer fürchte ich nicht.

Der Glaube und das Vertrauen, wie es Quinten aus den Augen jener grobschlächtigen Anhänger entgegenleuchtete, denen er wie Paulus nur das Zeugnis geben konnte, „daß sie eiferten um Gott, aber mit Unverstand," schon dieser Glaube, dieses Vertrauen legte um ihn — um seine Gedanken, um seine Entschlüsse, also um seine Stirn und Hände! — ein hinderndes Band: obgleich die Macht dieses starken Vertrauens durch den lauernden Ausdruck der Gewinngier und eines versteckten, nach Beruhigung drängenden Mißtrauens beeinträchtigt wurde. Sofern dieser Bann nicht gewesen wäre, hätte wahrscheinlich der arme Quint Mittel und Wege zu finden gewußt, diese Gläubiger, durch das trockene Geständnis der Wahrheit über sich, abzuschütteln: er aber bewirkte, daß er, unschuldig schuldig, ihr Schuldner blieb. — Hier aber sprach Vertrauen und Glaube zu dem noch nicht neunundzwanzigjährigen Quint aus holdem und süßem Mädchengesicht und aus Tiefen der Seele heraufkommend, in welche nie auch nur der leiseste Schatten eines Zweifels gedrungen war.

...Es war die Liebe selbst, die ihn anblickte.

So fühlte denn der Narr die Gefahr und die ganze Folgenschwere des Augenblicks.

Dies gab ihm Kraft sich emporzuraffen.

Schnell nacheinander tat er mit harter Stimme die Fragen: „Was willst du? Mit wessen Erlaubnis bist du hier? Was willst du hier? Was suchst du hier?"

Ruth aber schlug die Augen nieder und schien die gleichen Worte zu flüstern, die einst ihre biblische Namensschwester gesprochen hatte: „wo du hingehest, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, der Tod muß dich und mich scheiden."

Und wieder richtete sie mit einer reinen, schlichten Gewißheit im Blick, er könne doch ganz unmöglich gegen dieses Bekenntnis etwas einwenden, die Augen zu Emanuel auf.

Die wenigen Worte, mit denen die biblische Ruth sich ihre ewige Krone, über alle Zeiten und Völker hinausglänzend, geschmiedet hat — und die, auf eine Schale gelegt, allein Neunzehntel aller Worte der Bibel aufwiegen, ja aller Bibliotheken der Welt! — hörte nun zwar Emanuel nicht, aber er spürte die Kraft des Bekenntnisses! deshalb rang er, noch tiefer erbleichend, wie in der Erkenntnis der Nutzlosigkeit jedes Widerstandes, mit krampfhaftem Griffe Hand in Hand.

Jedermann in der Mühle war schlafen gegangen. Es war eine abgelegene, nur durch viele Gänge und Treppchen zu erreichende Kammer, in der sich Quint mit Ruth befand. Er senkte den Kopf, entrang die Hände und begann im Raum auf und ab zu schreiten.

In dieser Minute — man hörte den Gang seiner bloßen Füße nicht! — wo er bald die Gardine, bald den gelben, mit allerlei Tand und bäurischen Raritäten gefüllten Glasschrank streifte, fand er sich nicht nur mit der Flucht der kleinen Ruth aus dem Elternhause, sondern auch mit dem Umstand ab, dessen er völlig sicher war, daß man keinem andern

als ihm die Schuld dieses Streiches zumessen würde. Dann sagte er nur: „Du hast uns in eine schlimme Lage gebracht."

Ruth wandte sich um und sagte dagegen:

„Wie kann ich anders, wenn ich nicht meinen Bräutigam versäumen soll?"

Er sagte:

„Ihr seid alle unverständig!"

„Lehre mich," sagte sie „daß ich verständig bin."

Er dagegen:

„Ehre Vater und Mutter und betrübe sie nicht! Gedenke der Ängste, die sie jetzt ausstehen. Im besten Falle wird man uns finden und bringt dich und mich durch Gendarmen nach Hause zurück!"

Ruth sagte, das werde der „Vater" nicht zulassen. Als Emanuel sie befremdet musterte, fügte sie noch die Worte an: „ich meine den Vater, der in dir ist."

Emanuel wurde ungeduldig.

Er begann: „Was suchst du? Was willst du von mir? Von den Legionen Engeln eures himmlischen Vaters weiß ich nichts. Ihre Schwerter stehen mir nicht zu Diensten! Ich bin keines irdischen Königs, noch eines schwertgewaltigen Gottes Sohn. Ich bin nur ein armer Menschensohn. Wer mir nachfolgt, dessen nackte Füße werden über scharfe Steine gehen. Der Regen wird ihn durchnässen, der Hagel auf seinen Scheitel schlagen. Er wird Almosen nehmen, wo man sie gibt! Er wird, wie ich verachtet, verdorben und am Ende einem schmachvollen Tode überliefert sein."

In diesem Augenblick hatte Ruth in Hast ihre durchlaufenen Schuhe von den Füßen gelöst, den Mantel und ihr kleines dunkles Mieder heruntergerissen und warf sich wildschluchzend mit den Worten: „kreuzige mich, ich will vor dir sterben!" an Quintens Brust.

Quint begann ihren Scheitel zu streicheln, aber er hielt seine Lippen fern von der schmalen weißen Rinne, die ihm so nahe war und von der aus das Haar zu beiden Seiten in

einem dunklen und duftigen Glanze das Haupt umfloß. Seine Hände mieden die kindlichen Schultern, die sich zuckend an ihn anschmiegten, so daß er an bebende Flügelrücken eines jugendlichen, verstoßenen Engels denken mußte oder eines verflognen vielleicht: eine Vorstellung, die ihm durch die liebliche und berauschende Fremdartigkeit dieses ganzen neuen Erlebens aufgedrängt wurde.

Emanuel biß die Zähne zusammen und wehrte sich mit der ganzen, ihm eigenen, bewußten Kraft, gegen die Welle, die in ihm aufbrandete. Er rang mit ihr und besiegte sie. Die Arme der lieblichen Gärtnerstochter mit Zartheit lösend und an den heiß umklammernden Händen herunterziehend, hatte er bald durch den gütigsten Zuspruch das Mädchen einigermaßen zur Ruhe gebracht.

Mit eigenen Händen zog er ihr dann die Stiefelchen an, half ihren nackten Armen in die Ärmel ihres Mieders hinein, verdeckte darin die schönen Schultern und legte auch noch den Mantel, den er vom Tische nahm, sorgsam darum.

Endlich sagte er: „Ruth, nun komm, jetzt wollen wir ohne Verzug zurück zu den armen Eltern gehen."

Da stand das Kind und regte sich nicht und sprach geraume Weile kein Wort. Aber wie Quint, überwältigt von Mitleid, die Hand um sie legte und ihr Haupt herauf an den kummervollen Strahl seines ernsten Antlitzes bog, war ihr Gesicht von Tränen gedunsen.

Achtzehntes Kapitel

In diesem Augenblick quietschte die Zimmertür und der Kopf des böhmischen Josef streckte sich durch den geöffneten Spalt, mit einem pfiffig grinsenden Ausdruck herein. Dann schien es, als wollte er sich zurückziehen, aber nun fragte ihn Quint, in einem erstaunlichen Ton von Gelassenheit, was er wünsche und was sein Begehren wäre.

Der böhmische Josef war durch den Anblick, der sich ihm eben geboten hatte, sprachlos gemacht. Quint munterte ihn indessen auf und zwang ihn, am Tische Platz zu nehmen.

Der böhmische Josef hatte in seinem Zimmer das Holz der Möbel auf eine entsetzliche Weise knallen gehört, Fenster und Lampe hatten geklirrt, nicht anders wie bei starkem Gewitter oder wenn ein schwerbeladener Rollwagen über städtisches Pflaster fährt, oder noch schlimmer, wie bei einer unterirdischen Erschütterung. Dabei habe er über sich Lärm und vorher auf der Treppe Atmen und tappende Schritte vernommen.

„Wenn ich nun ein einziges kleines Knöchelchen von einem Gehängten hätte," sagte Josef, „so machte ich euch alle beide jetzt unsichtbar und brächte euch, ohne daß es die Leute merken, nach Miltzsch in eure Betten zurück."

Ruth schien durch die Anwesenheit des böhmischen Josef merklich beunruhigt und auch Quint war durch den neuen Ton einer gewissermaßen dreisten Vertraulichkeit etwas unangenehm berührt. Dennoch ermangelte sein Betragen, als er nun Josef um einen Dienst ersuchte, nicht der gewohnten, freundlichen Höflichkeit. Dieser sollte, und zwar sogleich, in das nächstgelegene Dorf vorangehen und einen Bauern ersuchen, daß er Wagen und Pferd zur Beförderung Ruths nach Miltzsch bereit stelle.

In der Backstube, als der böhmische Josef gegangen war, mußte sich Ruth auf Quintens Drängen mit Brot, Butter und Kaffee stärken, dessen man eine reichliche Menge, in einem Bunzlauer Topf, noch heiß, in der Röhre fand. Dann traten beide, leisen Tritts aus der Haustür gehend, von niemand in der Mühle bemerkt, den Rückweg an.

Im Beginne der Reise waren sie einsilbig. Noch immer mit gedunsener und wie erstarrter Miene schritt die kleine Ruth neben Quint, während der Narr, grüblerisch und betreten, das Schweigen nicht brechen mochte. Die kleine

Heilige, die triebhaft und opfermutig ihren irdisch-himmlischen Hochzeitsflug unternommen hatte, ward wie gelähmt, weil sie annahm, Liebe und Opfer sei nun durch den süßen Freund und himmlischen Bräutigam verworfen worden.

Nach und nach aber, während des Wanderns, das Quinten die eigentlich angemessene Form des Daseins war, stieg in ihm jene volle und große Empfindung auf, die zweifellos religiösen Charakter hatte, wenn auch sie es vornehmlich war, die ihn immer wieder über die berechtigten Forderungen der ihn umgebenden Welt erhob. Soweit man diese Empfindung — und man bedenke, wie das bewußte Leben selber nichts anderes als eine Empfindung ist! — soweit man sie zu schildern vermöchte, würde man das eigentliche Urphänomen im religiösen Leben dieses wunderlichen Separatisten zu begreifen imstande sein.

Das Leben in der gesamten Natur, die wir kennen, insonderheit alles organische Leben, vollzieht sich für uns in Form von Bewegung, insonderheit durch Geburt, Tod und Wiedergeburt. So war denn auch in Quintens Seele die tiefste Erfahrung immer wieder das göttliche Sterben und das göttliche Auferstehen. Von allen Bildern im Reich der Erscheinungen, die sein Auge zu fassen verstand, war ihm die Sonne, die aufging, und die Sonne, die unterging, das gewaltigste und zugleich das tiefste Symbol. Wie sie hinabsteigt und wieder ersteht, so starb und erneute in seinem Geist sich das Licht, und wenn es heraufkam, sah er voll wahrhaft heiligen Jubels die Welt, nicht in Flämmchen, sondern in der ganzen Glorie, in der ganzen glückseligen Tageshelle des, wie er meinte, heiligen Geistes stehen.

Wie nun aber die wirkliche Sonne, wenn sie aufgeht, allein die Freiheit des Himmels über sich hat, nicht aber die Dächer der Hütten, Paläste und Kathedralen, so war es auch bei dem Sonnenaufgang im Herzen Quints: nämlich, es kam eine fast quälend erhabene, fast ihr Gefäß zersprengende Empfindung von Größe in ihn, die ihn auf die Spitzen der

höchsten Türme wie auf das winzige Werk einer Ameise herabblicken machte. Diese Empfindung war so umfassend, daß er sich selbst im allwissenden Geiste Gottes zu wohnen schien, und keine andere als diese war es, an die er dachte, so oft er die Einheit von sich und dem Vater, von sich und dem Sohne, von sich und dem heiligen Geist behauptete.

Die Gefahr leuchtet ein, die entstehen mußte, wenn er mit einer solchen Empfindung, darin das Bewußtsein seiner ärmlichen Körperlichkeit und überhaupt jeder Körperlichkeit wie Schnee in der Sonne zerschmolzen und aufgesogen wurde, unter die Dächer der Hütten, der Paläste, der Kathedralen kam. So war, schon jetzt auf der Wanderung, das Bewußtsein der Kalamität, in die sich selber und ihn die liebliche Gärtnerstochter gebracht hatte, in Schauern von Größe untergetaucht.

Quint vergaß aber nicht, daß Ruth neben ihm ging.

Sie hat bekannt, daß der Sonderling, den sie den Heiland nannte, ihre Hand ergriffen, noch bevor sie das Dorf und den Wagen erreichten, und bis dahin, etwa eine Stunde Wegs, nicht mehr freigegeben hat. Sie hat ferner versichert, wie es denn auch der Wahrheit entsprach, sie sei dadurch wie durch einen himmlischen Zauber gestärkt, getröstet, ja mit der Gewißheit eines ewigen himmlischen Glückes erfüllt worden. Sie hat schließlich behauptet, daß der arme Narr verzückt und in einer heiligen Glorie mit Jesus, Moses und Elias geredet habe: trotzdem doch, nach ihrer Meinung, Emanuel selber der Heiland war.

Die Ursache ihres Irrtums war diese.

Emanuel fing nach einiger Zeit, während er ihre Hand in der seinen hielt, in beinahe hymnischer Weise zu reden an, wobei sie der tiefen, immer heller werdenden Röte des Sonnenaufgangs entgegenpilgerten. Er sprach von der strahlenden Kraft des Gestirns, das mit demselben Glanz und derselben Freude ins Leben trete, als es nach vollbrachtem Tag sich zum Opfer darbringe. Die Sonne wandere, sagte

er. Sie ruhe in Gott, aber sie ruhe auf ihrem Wege, geschweige in den Hütten und Häusern der Menschen, nicht aus. Was göttlich sei, sagte er, das wandere. So wandert der Heiland, wandert der Gottessohn, wandert der Menschensohn, über die Welt, wandere ein jeglicher, der aus dem Geist geboren wäre, unbehaust, ohne bleibende Stätte, ohne Vermögen, ohne Dach, ohne Weib, ohne Kind, ohne auch nur eine Ruhestätte für sein Haupt.

Und als die Sonne wirklich heraufgestiegen kam, riß Quint, der verzückt und entrückt, wie es von Kindheit an immer wieder ein Zwang in ihm forderte, niederfiel, auch die kleine Ruth auf die Knie nieder.

Nach diesem Vorgang, der den stammelnden und lallenden Quint in dem an ihm bereits bekannten, ausgesprochen krankhaften Zustand zeigte, worin er der exaltierten Ruth als im Gespräch mit Jesus und den Propheten erschien, beruhigte sich sein Wesen zu einer friedlichen Heiterkeit. Es verharrte hierin, als er mit Ruth in dem Bretterwagen des Bauern holperige Feldwege, lange Chausseen und bei leidlichem Märzwetter durch eine Anzahl von Dörfern und Marktflecken fuhr.

In den letzten zwei, drei Ortschaften an der Landstraße, die vor Miltzsch lagen, wußte man von dem Verschwinden Ruths und Quints, denn es war nach Ruth überall gesucht worden, und so erregte die Fahrt der beiden, denen ein Bund Stroh zum Sitz diente, wie sie mit ihrem mageren Pferd, ihrem groben Kutscher und klappernden Brettwagen daherkamen, lebhaftes Aufsehen.

Waren die beiden im ersten Flecken hie und da durch Johlen begrüßt worden, in den nächsten eilte die Nachricht ihrer Annäherung voraus, und es bildeten sich bereits größere Aufläufe. Quint hatte eben den Vorschlag gemacht, das Bäuerchen, das übrigens große Augen ob der Empfänge machte, die seinem Gefährt zuteil wurden, möge ein wenig, etwa bis ans Ende des Dorfs, den Braunen frisch ausgreifen lassen,

dort wolle er aussteigen und mit Ruth, unauffällig, quer über Feld, die letzte halbe Meile bis Rützsch zu Fuße gehen.

Da rollte hinter ihnen, in lebhaftem Tempo, eine offene Kutsche, sehr herrschaftlich, mit zwei jungen feurigen Schimmel heran.

In dieser Karosse saß Herr von Kellwinkel.

Ohne daß der betreßte Kutscher das Tempo mäßigte, stachen die Schimmel, Schaumflocken von den Kandaren schlenderud, zunächst an dem Armesünderwägelchen Quintens und Ruths vorbei. Aber Kellwinkel, dessen grauer Schnauzbart noch eben, träumerisch, ziemlich tief im breiten Kragen seines Fahrpelzes selbstgeschossener Füchse gesteckt hatte, fuhr plötzlich aus dem Fond der Kalesche empor, bog sich herum, erkannte Quint und während er und der Wagen kleiner wurden, sah man, wie er seinen Kutscher heftig am Ärmel zog.

Der Wagen hielt an und Herr von Kellwinkel stieg, den Fuchspelz im Sitze zurücklassend, höchstselbst auf die Straße heraus.

Der Kutscher empfing eine Instruktion, drehte und folgte in langsamem Tempo dem energischen Schritte seines Herrn, der weniger als eine Minute brauchte, um hochrot und wütend vor Ruth und Quint zu stehen.

Natürlich waren die Worte nicht sanft, mit denen er Ruth von der Angst ihrer Eltern verständigte. Auf sein kurzes, scharfes Gebot mußte sie Hals über Kopf von ihrem Bund Stroh über das Ortscheid auf die Straße herab und ebenso in die Kalesche einsteigen. Er duldete keinen Widerstand. Sie mußte wie eine Puppe bald sitzen, bald wieder aufrecht stehen, bis er die, wirklich ein wenig vor Kälte klappernde, kleine Heilige, fast gänzlich in seinen Fuchspelz verborgen hatte.

Jetzt erst nahm er Quinten aufs Korn, den er zunächst nicht beachtet, ja scheinbar nicht eines Blickes gewürdigt hatte, und begab sich an sein Gefährt, neben dem der Narr, nun ebenfalls umgeben von einer Menschenmenge, auf der Straße stand.

„Lümmel, infamer!" schrie er ihn schon von weitem an, „Schmarotzer, verfluchter, nun, denke ich, wird es doch selbst bei denen, die nicht alle werden, mit deinem Kredit zu Ende sein! Schurke! Wenn es noch mit rechten Dingen zuginge in der Welt: dir müßte man auf gut russisch kommen. Jede Viertelstunde fünfundzwanzig auf den bloßen Hintern gezählt! Blödian! Lümmel! Infamer Halunke! Du gehörst in ein Idiotenhaus! Dir wollte ich schon die Flausen austreiben!" Emanuel schwieg und Herr von Kellwinkel wandte sich. Es hatte den Anschein, als wolle er in die Kalesche einsteigen. Er kehrte indessen wieder um.

„Kretin!" So begann eine neue Kette von Schimpfworten. „Bube! kriechender, feiger, hinterhältiger, schmarotzerischer, geiler, arbeitsscheuer, schleichender Schuft! Warum lassen wir keine Galgen aufrichten, daß ein solch schandbarer Affe und öffentlicher Schänder unseres Heilands kurzer Hand daran aufgezogen wird. Dummkopf! Esel! Blödes Kamel! Du bildest dir ein ... du wagst es, dir in deinem Drei-Unzen-Sperlings-Gehirne einzubilden ... du Vogelscheuche willst uns weismachen, daß du Gott weiß was: Apostel, Prophet, womöglich der Heiland selber bist? Ein Gauner bist du, ein Anarchist! Du gehörst hinter Schloß und Riegel!"

Emanuel hatte mit einer schmutzig-blassen Gesichtsfarbe dagestanden. Der Lärm des wütenden Landedelmannes lockte noch immer mehr Weiber und Kinder aus den Häusern und Arbeiter von den nahen Feldern herbei. Da sagte zu seinem Schaden der Narr: „Habe ich denn eine Sünde begangen?"

„Das wirst du wissen!" schrie Herr von Kellwinkel. „Du wirst wissen, was du an der Familie deines Wohltäters, was du an diesem betörten Mädchen begangen hast! Welche Mittel, welche Schliche, welche niederträchtigen Lügen, welche Lumpereien und Betrügereien mußt du angewandt haben, nichtsnutziger, fauler, arbeitsscheuer Rumtreiber du, bis dieses wohlerzogene Bürgerkind so weit gebracht war, Anstand und Sitte soweit außer acht zu lassen, daß sie mit dir,

bei Nacht und Nebel, das Haus ihrer schwergeprüften Eltern verließ und so vollkommen in die Gewalt deiner schmutzigen Pfoten geriet."

Bei diesen Worten nahmen die Bauernweiber und Landarbeiter gegen Quint eine drohende Haltung an.

Ein gewisser Tagelöhner, mit dem Quint zuweilen bei Gelegenheit seiner Feldgänge einige Augenblicke philosophiert hatte, benutzte jetzt die Gelegenheit, um sich bei Kellwinkel einzuschmeicheln. Indem er hervortrat, behauptete er: Quint halte die Leute vom Arbeiten ab. Er mache sie unlustig, mache sie aufsässig, indem er Weiber und Kinder gewöhnlich frage, ob denn das Zuckerrüben-Hacken oder das Heil ihrer Seele wichtiger sei?

Diese Frage hatte Quint allerdings im Verlaufe gelegentlicher Gespräche mit diesem und jenem geplagten Feldarbeiter zuweilen getan, und gerade sie war es, die man Kellwinkel zugetragen und die ihn besonders aufgebracht hatte. Jetzt nun, beim Anblick des ihm, wie Emanuel meinte, befreundeten Arbeiters, der ihn mit frecher Stimme verriet, fühlte er, wie Judas nicht etwa ein gestorbener Mensch, sondern eine lebendige, furchtbare Macht in der Menschengesellschaft ist.

„Kerls wie du verdienen den Galgen," brüllte nun in verdoppelter Wut fast erstickend der Edelmann. Dies schien ein Merk- oder Stichwort gewesen zu sein, das viele wütend geschwungene Fäuste dicht vor das Antlitz Quintens heranführte.

Er aber sagte mitten in diese seltsam durcheinanderfahrenden, knotigen Schlegel aus schwieligen Menschenhänden mit bebender Stimme: „Welcher unter euch Menschen kann mich einer Sünde zeihen?"

Man stutzte. Man brach bei diesem Heilandszitat, in dem man eine Probe der besondren Verrücktheit des Narren zu haben glaubte, in ein allgemeines, wildes Gelächter aus. Und dieses Gelächter war seine Rettung.

Der Gerechte muß Schmach leiden, dachte Quint. Und

als er es dachte, bemerkte er noch, wie Herr von Kellwinkel Ruth auf dem halben Wege zu ihm, Quint, zurück, energisch mit beiden Armen fing und das weinend widerstrebende Mädchen in die nahe Kalesche brachte, die sogleich vom Flecke weg, in schnellster Gangart von dannen fuhr.

Der Bauer, der Quinten und Ruth gebracht hatte, schimpfte auf beide und schlug dabei am Wegrand sein Wasser ab. Er sagte, er sei um sein Fuhrlohn geprellt worden: denn er hatte vergeblich versucht, von Kellwinkel mit der Frage zu stellen, wer seine Unkosten tragen würde. Quint, angewidert durch so viel Häßlichkeit, so viel Sinnloses um ihn her, verwies ihn nach Miltzsch an Heidebrand und verbürgte sich, daß er beim Herrn Obergärtner sein Geld, und zwar Heller für Pfennig, erhalten würde.

Dann ging er mit festem, eiligen Schritt, nicht weiter verfolgt von dem abergläubischen Dorfpöbel, über Feld davon.

Begreiflicherweise hatte das Verschwinden der kleinen Ruth Heidebrand — wie man glaubte, in Gemeinschaft mit Quint — in der ganzen Gegend bis hinein zur Kreisstadt, starke Erregung hervorgerufen. Besonders hatten die Eltern in der begründeten Angst um ihr Kind den Vorfall ganz allgemein bekannt gemacht. Nahezu vierundzwanzig Stunden lang waren nicht nur die Eltern selbst, die Krauses, die Familie Scheibler, ganz zu geschweigen von Pastor Beleites und seinem Sohne, auf das furchtbarste aufgeregt, sondern es bildeten sich auch in solchen Köpfen, die dem Ereignis ferner standen, Gerüchte von Blut und Verbrechen aus.

Als es sich dann zum Glück herausstellte, wie die kleine Ruth mindestens noch am Leben war, drückte sich doch noch immer in den kasernenmäßigen Worten und Urteilen eines Mannes, wie Herr von Kellwinkel, das allgemeine Urteil aus, das über Emanuel Quint gefällt wurde.

Dieser war entschlossenen Mutes und mehr als furchtlos in sein ehemals so geliebtes Asyl zurückgekehrt. Es hatte

sich damals in ihm schon längst, obgleich in der Stille, jener Umschwung vollzogen, der ihn unaufhaltsam, um im Bilde zu reden, aus den stillen Seen des Friedens gegen die schnellen, ja reißenden Strömungen seichterer, oder breiter und wilder Flüsse trieb.

So war ihm seltsamerweise bereits jene rüde Mißhandlung durch Herrn von Kellwinkel trotz allen Ekels, den er dabei empfunden hatte, eine erwartete, ja willkommene erste Prüfung zum Beginn einer neuen Bahn.

Man hatte Emanuel Kaffee, Butter und Brot auf sein Zimmer gebracht, und er war eine Stunde und länger allein geblieben, ehe der Obergärtner bei ihm erschien. Natürlich machte der Vater ihm Vorwürfe! Und weil es auf eine herzzerreißend bittere und dabei mehr klagende als scheltende Art und Weise geschah und die Stimme des braven Mannes zuweilen von Tränen gehindert wurde — und endlich, weil er das Ganze zum Teil als selbstverschuldete Strafe des Himmels auffaßte, so fühlte Emanuel eine peinvoll schmerzliche Liebe zu ihm.

Der Gurauer Dame war auf ihren telegraphischen Wunsch die Rückkunft Ruths sogleich nach Berlin depeschiert worden. Das Fräulein, mit der in gewissen Fällen schlecht Kirschen essen war, hatte auf die Anfrage Heidebrands: Muß ich Quint im Hause behalten, wenn er wiederkommt? die lapidare Antwort gegeben: Setzt ihn auf der Stelle hinaus.

Aber was die schlimmste Befürchtung anbetraf, so war doch Heidebrand durch den reinen Freimut im Wesen des Narren in Christo beruhigt worden und so fühlte er bald, wie die Flucht der kleinen Ruth ohne seinen Willen, wahrscheinlich auch ohne sein Wissen geschehen war, und mußte sich sagen, wie eigentlich, wenn dies sich wirklich so und nicht anders verhielt, eine Schuld Emanuels nicht zu erweisen wäre.

Aber es kamen fortgesetzt viele entrüstete Freunde ins Haus, deren bestimmte Meinung, Quint sei verbrecherisch oder wahnsinnig und müsse sofort aus dem Hause hinaus, nicht

zu beschwichtigen war. Und wenn nun der immerhin einsichtsvolle Heidebrand den Befehl der Guraner Dame zunächst nicht ausführte, so sah er doch ein: der arme Mensch hatte irgendwie sein Asylrecht verscherzt.

Es kam hinzu, daß der Landarzt, den man ans Bett der erkrankten Ruth gerufen hatte, aufs strengste jedes Wiedersehen zwischen dem Mädchen und Quint verbot. Sonst, sagte er, könne er für nichts einstehen. Frau Heidebrand selber hatte indessen so furchtbare Stunden während des Suchens nach der verschwundenen Tochter durchgemacht, daß sie von sich aus nach einem Wiedersehen mit demjenigen, der ihre Schmerzen verursacht hatte, durchaus kein Verlangen trug.

So ward denn Emanuel fallen gelassen. Der junge Beleites hatte Tag und Nacht in einem verzweifelten Krampfe von Wut, Angst, Eifersucht und Beschämung zugebracht. Er hatte im Gärtnerhause geweint und weder gegen Frau Heidebrand noch den Gärtner selbst ein Blatt vor den Mund genommen. Er hatte dabei, ohne alle Umstände, seine Liebe bekannt, sein verletztes Recht hervorgekehrt und Vorwürfe über Vorwürfe über die eingeschüchterten künftigen Schwiegereltern ausgeschüttet.

In der Familie des Lehrers Krause gab es Emanuels wegen Tränen und Kämpfe, denn auch Krause wollte nun, im Widerspruch zu Marien, nichts mehr mit dem Narren zu tun haben. Marie dagegen verteidigte ihn. Bei ihrer Verteidigung blieb sie nicht gerade gerecht in ihrem Urteil über Ruth Heidebrand, die sie ein überspanntes Mädchen nannte. Sie fügte hinzu: die krankhafte Überspanntheit der kleinen Ruth wäre ja doch vielmehr etwas Altbekanntes als eine Neuigkeit.

Alle ihre Einwände halfen Marien indessen nichts. Ihr Vater hatte im Schrecken der Nachricht von Ruths Verschwinden den festen Entschluß gefaßt, nun ebenfalls von dem gefährlichen Narren abzurücken. Ob er trotzdem noch etwas für ihn fühlte, wußte man nicht.

Übrigens hatte der arme und außergewöhnliche Dorfschulmeister, dessen friedliche und behagliche Existenz in dem Wohlwollen vieler Freunde wurzelte, nach dem, was vorgefallen war, keine Wahl mehr in seinem Verhalten zu Quint. Es war nicht ratsam, ja überhaupt nicht tunlich, sich dem allgemeinen Urteil, das ihn richtete, entgegenzustellen. Man lief Gefahr, mit dem Narren als eine Person genommen, gebrandmarkt und aus der Gesellschaft verstoßen zu werden.

Emanuel wurde nicht empfangen, als er am Gründonnerstag — wo die Kinder in allen Dörfern in Scharen mit ihrem Bittgesang und ihrem Gründonnerstag-Bettelsäckchen von Tür zu Tür herumliefen .. — an die Tür der Krauseschen Schule kam. Dagegen sah er, als er sich annäherte, Nathanael Schwarz aus der Türe gehn, von dem es bekannt war, daß er vor einigen Jahren um die Hand Mariens geworben hatte.

Schwarz machte einen großen Bogen um Quint und verschwand in Eile durch ein Quergäßchen. Emanuelen wurde nun von der Magd der kurze, ihn von der Schwelle weisende Bescheid überbracht; sie hatte eben die Tür vor seiner Nase zugeschlossen, da fiel aus einem Mansardenfenster, von unsichtbarer Hand geworfen, ein Umschlag mit einem Kärtchen herab, das Quint erst draußen im Feld entzifferte: es trug die Worte „ich glaube an dich!“

Neunzehntes Kapitel

Als am Ostersonntag die Magd des Gärtners am frühen Morgen die Läden öffnete, fand sie zu ihrem großen Erstaunen sowohl den Platz vor dem Gartentor als auch Feldweg und Brachfeld hinter der Mauer von einigen Hunderten fremder Leute besetzt. Nun pflegten zwar an jedem Sonntag Patienten in einer gewissen Anzahl, mitunter bis vierzig, zum Schäfer zu kommen, von denen sich einige, um

den Vortritt zu haben, auch wohl schon im Morgengrauen einstellten, woher aber diese zweihundert Menschen kamen und was sie wollten, begriff die Magd, die in ihrem Staunen mit ausgebreiteten Armen noch immer die Fensterladen hielt, einstweilen nicht.

Die Gärtnerburschen, die an den Frühbeeten arbeiteten, taten eben die Frage an sie, die der verdutzten Person durch die Seele ging. Sie wußte aber durchaus nichts zu antworten. Die Zahl der Wartenden mehrte sich. Und wie die Magd ihre Blicke ausschickte, sah sie, wie allenthalben, da und dort, ein Mann, ein Weib, ein Kind über Feld heran und gegen die harrende Menschenmenge näher lief.

Die Sonne war eben aufgegangen. Frau Obergärtner Heidebrand, die durch die Magd geweckt worden war und nun, den Blick mit der Hand vor dem Lichte schützend, die sich immer vermehrende Menge musterte, begriff ebenfalls den Vorgang nicht. Sie sah, wie der Schäfer, augenscheinlich nicht minder befremdet, unten bereits mit der Menge verhandelte.

Er rief herauf: er wisse durchaus nicht, was den Leuten in die Glieder gefahren sei. Es wären nur wenige Kranke darunter und zu ihm kämen sie jedenfalls nicht.

Als der Herr Obergärtner erwachte, an diesem Ostersonntag nicht ganz so früh, als es sonst geschah, wußte er ebensowenig als die anderen für die Gegenwart dieser Menge von Landleuten einen Erklärungsgrund. Es wollte sich auch nichts herausbringen lassen, bis gegen die neunte Stunde eine seltsame Deputation von bärtigen Männern im Hause erschien, die sich nach Emanuel Quint erkundigten.

Sie standen im Hausflur — übrigens waren es beide Brüder Scharf, der böhmische Josef, Weber Schubert, Dibiez, Schneider Schwabe, Weber Zumpt, der Handelsmann Krezig und der Hufschmied John! — sie standen im Hausflur, lebhaft redend und gestikulierend, und es war seltsam, wie sehr ihr erregtes Betragen mit dem mehr als bescheidenen, dürftigen Äußeren dieser Leutchen im Widerspruch stand.

Heidebrand selber war sogleich, durch die mit Entsetzen fliehenden Mägde, von dem Eintritt des wunderlichen Besuches verständigt worden: Sie sagten, es wären Menschen gekommen, bei denen unbedingt etwas nicht ganz in Ordnung sei.

Als Heidebrand schon geraume Weile, nicht ohne starke innere Unruhe, unter der durcheinander sprechenden, ihn mit wirren Fragen bedrängenden Rotte stand, konnte er sich noch immer weder von ihrem Zustand noch ihren Absichten einen Begriff machen.

Ihr Betragen war ebenso aufgeregt als feierlich. Sie schienen dabei vorauszusetzen, daß man wissen müsse, weshalb sie kämen und weshalb das Gärtnerhaus des Miltzscher Schlosses heut von Menschen belagert sei. In allen diesen ebenso dürftigen als verschiedenartigen Mannsgestalten lebte, wie es schien, ein doppeltes Bewußtsein von Wichtigkeit: nämlich der Wichtigkeit des gegenwärtigen Augenblicks und der ihrer eignen Persönlichkeit.

Was der Herr Obergärtner zuerst begriff, nachdem er den Gedanken, es möchten schlechthin Betrunkene sein, verworfen hatte, war: Sie sind von einem gemeinsamen Wahn bewegt; und dieser mußte, erkannte er weiter, im Zusammenhang mit dem Osterfeste entstanden, also ein religiöser sein. Diese Leute betrugen sich, als ob ihnen das Gerücht von einem außerweltlich ungeheuren Ereignis zu Ohren gekommen wäre und als ob sie nun da wären, um es, nach tagelangem und atemlosem Lauf, mit ihren eigenen Augen zu sehen.

Der Gärtner sah, daß diese hastig atmende, stoßweis redende, mit fieberglänzenden Augen vagierende Rotte eigentlich ein Kehricht von Menschen war. Ja, das Gesicht des böhmischen Josef ließ ihn einen Augenblick lang an ausgebrochene Sträflinge denken. Dem Inhalt ihrer Rede nach konnten es aber weit eher Flüchtlinge aus der Provinzial-Irrenanstalt, aus dem Dasdorfer Rettungshaus oder aus Trinkerasylen sein. Josef rief in einem fort: „Christ ist er-

standen." Er rückte mit seinen stechenden Pudelaugen ekelhaft nahe an des Herrn Obergärtners Gesicht und wiederholte: jeder Mensch auf Erden müsse doch wissen, daß Jesus Christus von den Toten erstanden ist. — „Jesus, er mein Heiland, lebt!" wiederholte der gedrungene Hufschmied John redeweise. „Sie ist gefallen, sie ist gefallen, die große Babel!" äußerte Schwabe bald gegen den Gärtner, bald gegen die Scharfs, bald gegen John, Schubert, Dibiez, bald gegen Zumpt und bald für sich selbst. Gefragt, was ihr Begehren wäre, sagte Anton Scharf dem bedrängten Gärtner dreimal hintereinander mit weitgeöffneten Augen und Nasenlöchern die Worte: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben!" ins Gesicht. Und wieder: „Wir haben den gefunden ...", was immer mit wilder Freude durch den fast schreienden Chorus: „Wir haben den Messias gefunden!" bestätigt ward.

Indessen standen im Garten draußen, vor der geöffneten Tür, die Gärtnerburschen, hielten sich vor Lachen die Seiten und krümmten sich.

Ein Wort, das man immer wieder im Durcheinander überspannter Redensarten dieser verrückten Deputation zu hören bekam, war: „wir haben ein Geheimnis entdeckt." Mit diesem Ausspruch schienen sie, wie nach Übereinkunft, den eigentlichen Zweck ihres Kommens verdecken zu wollen. Er drückte denn auch in der Tat in zwiefacher Hinsicht, nämlich in der eben bezeichneten Weise und noch in einer anderen, tatsächlich eine Übereinkunft aus. Sie glaubten nämlich erkannt zu haben, was das eigentliche Geheimnis Quintens ausmache.

Ohne auf die einzelnen Umstände einzugehen, sei nur gesagt, daß sie sich nach Quintens Verschwinden wieder und wieder im engeren Kreise versammelt hatten. Zudem hatte das Gerücht vom Erscheinen des Wundertäters der Talmühle einen geradezu hundertfältigen Zulauf verschafft. Es ist natürlich, wenn dieser Umstand wie etwas Wunderbares

auf die Versammlung derer, die sich als Jünger und Auserwählte fühlten, zurückwirkte. So hatten sie denn eines Tages, in der närrischen Phantastik ihrer mehr und mehr sich von dem nüchternen Gange der Wirklichkeit entfernenden Seelen, gemeinsam, wie durch Erleuchtung, Quintens Geheimnis erkannt und sich, einer dem andern, zur Wahrheit bekräftigt: nämlich Quintens nun über jeden Zweifel erhabenes Messiastum, dessen Kraft, Leib, Blut und Geist über allen Worten der Bibel sei, über allen Wahrheiten der Verheißungen. Er war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Er war gekommen und würde das Reich in einer von niemand geahnten, auch nicht durch die Bibel vorhergesagten Art und Weise aufrichten. Kurz, die Gegenwart Quintens hatte den hellen Wahnsinn zum Ausbruch gebracht.

So traten sie vor die Menge hinaus, die, wie gesagt, sich täglich in größerer Anzahl um die Mühle versammelte, und predigten das Geheimnis des Reichs. Sie verrieten Emanuels Aufenthalt. Sie sprachen in Zungen, und John, der Schmied, der vielleicht wirklich an diesem Tage über den Durst getrunken hatte, tat sich um Ostern dadurch hervor, daß er eine wunderbare, letzte Enthüllung des Geheimnisses für den Auferstehungstag, ja eine doppelte Auferstehung und Offenbarung des Heilands im Gärtnerhause zu Militsch fanatisch weissagte.

Während sie noch im Innern des Hauses wirre Dinge mit dem Obergärtner verhandelten, fing die versammelte Menge draußen mit gewaltigem Ausbruch den ersten Vers eines Osterliedes zu singen an:

Triumph! Triumph! Der Herr ist auferstanden,
er ist nicht hie! er ist nicht hie!
der weiland lag in Todes Strick und Banden,
er ist erstanden heute früh.

Ein solcher Gesang ist überaus eindrucksvoll, und Frau

Heidebrand hielt es für ein Glück, daß Ruth nicht im Hause war. Man hatte das Kind, weil man Emanuel doch nicht so Hals über Kopf vor die Türe setzen wollte und um sie auf andere Gedanken zu bringen, bei befreundeten Apothekersleuten untergebracht, deren Tochter im gleichen Alter und früher mit Ruth befreundet war. So war sie den Eindrücken dieses Morgens genugsam entrückt, die sonst vielleicht wiederum Krisen nervöser Natur bei dem Kinde zum Ausbruch gebracht hätten.

Frau Heidebrand, durch den elementaren Zug des Ereignisses ebenso wie ihr Gatte verdutzt, hatte dennoch, eher als dieser, den unglückseligen Pensionär als Ursache dieses Übels, gleichsam als den Magneten, der es herbeigezogen hatte, erkannt. Sie bedauerte nun, daß sie selbst und ihr Gatte nur an Emanuels Mutter geschrieben hatten, sie möge den Sohn nach Hause holen, anstatt dem Narren selbst gegenüber, im Sinne des Guraner Fräuleins, entschlossen und offen zu sein.

Emanuel war an diesem Morgen, der kühl, ruhig und sonnig einsetzte, erst durch den Gesang vor den Fenstern geweckt worden. Er hatte am Abend vorher ein kleines Bündel mit Habseligkeiten zusammengepackt, nachdem er einig geworden war, in Gottes Namen seines Weges am kommenden Morgen von dannen zu gehen. Kaum war er notdürftig angekleidet, er hörte dabei ein Trampeln von Füßen und Laute rauher Stimmen im Haus, da pochte es, und Herr Heidebrand drang, gefolgt von den Talbrüdern, bei ihm ein.

„Diese Leute wollen zu Ihnen, Emanuel!" sagte in vorwurfsvollem Tone, die Röte des Unwillens im Gesicht, Herr Heidebrand. Worauf Emanuel kühl mit „Ich weiß es!" antwortete. Die Talbrüder aber waren verstummt und drehten, ein jeder mit einem Ausdruck, der in seiner bebenden Devotion etwas Verwirrendes an sich hatte, verlegen die Mütze in der Hand.

Der Obergärtner hat später erzählt, das Verhalten Quints, das Betragen der Talbrüder, wie es bei dieser ersten Begegnung zwischen Verführer und Verführten, der er beiwohnte, zutage trat, habe seinen eigenen gesunden Menschenverstand in Gefahr gebracht.

Herr Heidebrand stand vor dem Narren Quint, und es war ihm nicht anders zu Sinn, als wenn man ihm sein Konzept durcheinandergebracht hätte. Es lag wie ein Zwang, wie ein Druck um seine Stirn. Er fragte sich, ob er an Tollkraut gerochen hätte, und meinte, der Satan habe ihm ein Blendwerk, eine scheußliche Gaukelei, eine höhnische Spottgeburt der Wiederkunft Jesu und seiner Jünger eingebildet, die doch in mancher Beziehung von einer betörenden, ja überzeugenden Treue war.

Es war in Emanuel, nach vielen Krisen, ein starrer, unbeirrbarer Wille, verbunden mit einer Idee, zur Herrschaft gelangt, und was er dadurch gewonnen zu haben glaubte, war, wie der Narr in Christo es nannte: die kühne Freiheit des Gotteskindes zu christlicher Tat und zu christlichem Tod.

So war denn ein Feuer in seinen Augen, womit er die armen Jünger anblitzte. Er wies ihnen das Bündel mit einer befehlenden Weisung der Hand, die keinesfalls ohne eine gewisse Hoheit war: worauf sie sich alle zugleich auf die Habseligkeiten Emanuels stürzten, eifersüchtig bestrebt, ihm zu Diensten zu sein. „Ich gehe mit euch," sagte der Narr, „obgleich ihr euch an mir ärgern werdet. Doch ich weiß, der Sohn Gottes kann bei euch jederzeit eines Trunks, eines Lagers und eines Bissen Brotes sicher sein."

Dann verließ er mit ihnen das Haus ohne Umblicken.

Hofknechte und Gärtnerburschen, zwischen denen der von Quint mit starken Schritten geführte, lächerlich stolpernde Trupp von Erweckten hindurch mußte, blieben zunächst verdutzt und lachten nicht. Man wartete ab, was ge-

schehen würde. An den Grenzen jener singenden Gemeinde von „Kindern und Unmündigen", die in der Einfalt und gläubigen Torheit reiner Herzen auf den Eintritt des Wunders warteten, wodurch „das ängstliche Harren der Kreatur" endlich, endlich in eitel Freude verwandelt werden sollte, hatte sich bereits ein Zulauf feindlicher Elemente bemerklich gemacht.

Bei diesem fast blinden, aber entschlossenen Schreiten ins Unbekannte fühlte Emanuel etwas wie den felsenharten Druck einer Macht, die er herausfordern wollte und die ihm entgegenstand.

Nun ist es klar, ich fühle deutlich, wie ich dem Feind entgegenschreite, dachte Emanuel. Ich habe den Feind nie so Brust an Brust gefühlt, habe ihm nie so, wenn auch mit blinden Augen, ins Auge gesehen. Dieser Feind ist so alt wie die Menschenwelt, und ich unterfange mich, als ein zweiter Christus, auszuziehen und ihn zu besiegen. Und es war ihm, Quinten, als richte sich am Horizont, wie ein Gebirgswall, von grimmigen Riesen bewohnt, der Feind empor! Oder war es die breite und unwiderstehliche Woge eines Urmeeres, die sich ihm drohend, sintflutartig, entgegenwälzte? Was würde sein Lichtlein, unter dem Scheffel hervorgeholt, wie würde die kleine Gemeinde der Hoffenden dieser Flut gegenüber standhalten? Wir werden, sprach es in ihm, unrettbar hinweggeschwemmt.

Aber „das schwankende Rohr wird er nicht zerbrechen, und das glimmende Docht wird er nicht auslöschen ..." —? Und wie dem auch sei: der Schritt war geschehen, und Emanuel dachte nicht an ein Zurück.

Wie es bei Wallfahrten üblich ist, einige Pilger hatten, trotzdem nur ein allgemeines, wunderbares Ereignis vorausgesagt worden war, dennoch die Kranken ihrer Familie mitgebracht. Sie versuchten mit ihnen Quint nahezukommen, weshalb sogleich ein Gedränge entstand, als der

falsche Heilige endlich erschien. Man brachte einen Menschen heran, der ganz einfach das Delirium potatorum hatte, ein Leiden, dessen Erscheinungsform jedem Arzte bekannt, auf den Laien indessen zuweilen von einer grausigen Wirkung ist.

Wer hat nicht schon den Gedanken gehabt, daß weit mehr noch als hinter den Gittern eines Gefängnisses, hinter den eisernen Stäben einer Irrenanstalt, das Inferno, die Hölle, ist. Unter allen Zuständen, die dort behandelt werden, steht wohl das Trinkerdelirium an Furchtbarkeit obenan. Der breite und muskulöse Mensch, der, von einem schrecklichen Tremor geworfen, von vier Männern gehalten, vor Quinten stand, stieß angstvoll gepeinigte Laute aus und hatte schreckliche Visionen, wie aus seinen frostgeschüttelten Worten deutlich wurde, von Erdbeben und von Weltuntergang. Wo er hintreten wollte, riß sich ein Rachen des Abgrundes auf. Mitunter ward er hinuntergeschleudert, wo dann wiederum andere Abgründe unter ihm Flammen heraufloderten, oder er sich im Schlamm, überkrochen von Schlangen, Eidechsen und allerhand ekeln Reptilien, fand.

Die Qual dieses Menschen wirkte ansteckend. Die übermenschliche Angst, die er litt, bewirkte etwas in der Menge, wie eine allgemeine, hilfeflehende Bangigkeit.

Als Emanuel, seiner nicht achtend, an dem gemarterten ehemaligen Hausknecht, oder Küfer, oder Bierkutscher, was er nun sein mochte, vorüberschritt, hörte man dessen Stimme rufen, aber so, daß es dem Heulen eines Hundes weit ähnlicher als einem menschlichen Laute war: „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!"

Der häßliche und vielleicht auch komische Laut, dessen Bedeutung von den Fernerstehenden nicht verstanden wurde, löste im Kreise der Unbeteiligten, deren Zahl sich ständig vermehrte, ein kolossales Gelächter aus.

Aber es schien an diesem Tage nichts in Quint zu sein von Mitleid und von Barmherzigkeit, wie er denn diese

Tugenden überhaupt bisher nur als die natürlichen und gelegentlichen Äußerungen einer reinen Menschlichkeit geübt hatte. Alles an ihm schien heute Feuer, ja entschlossene Herzenshärtigkeit. Dabei schien seine Stunde noch nicht gekommen. Er redete da und dort, mit diesem und jenem einige Worte, schritt aber plötzlich, nur an der Spitze seiner neun Talbrüder, eiligen Gangs in die Felder fort.

Es war ein Brachfeld, das ein hügeliges Gelände überzog, auf dem er durch eine von allen Seiten strömende Menschenmenge gestellt wurde. Nicht nur Landleute, die auf dem Wege zur Kirche waren, eilten herbei, sondern auch bürgerliche Gestalten zeigten sich, und späterhin sah man sogar Jagdwagen heranfahren, die junge Söhne von Gutsbesitzern, ja die Väter selbst herbeibrachten, um das ruchbar gewordene tolle Ereignis nahe zu sehen.

Kurt Simon hatte sich eingefunden. Der junge Beleites erschien bei den Heidebrands. Neugier, oder irgendein anderes Gefühl, hatte den Obergärtner bewogen, der Menge und Quinten nachzugehen, als sich der ganze Unfug feldein wälzte. Eben fing Emanuel Quint seine weit berüchtigte Rede an, als sich auch Pastor Beleites im Wagen mit Herrn von Kellwinkel einstellte.

Wie sehr gegen früher das Wesen Quintens verwandelt war, das konnte man schon am Ton seiner Stimme bemerken, mit der er Ruhe gebot, an der Art, wie er drohend und furchtlos die Faust erhob und herrisch mit seinem Fuß aufstampfte. Noch mehr aber trat es durch den Inhalt der Rede hervor, die der Tor in flammenden Worten hinausschleuderte.

„Ihr Heuchler," rief er, „die ihr Mücken seiget und Kamele verschlucket, höret die Worte Jesu Christi, des Gottessohns! Höret die Worte des Menschensohns, wie sie ihm der Vater gibt auszusprechen. Der Vater ist bei mir, der mich gesalbet hat und gesandt: aber nicht, daß ich Frieden bringe, sondern das Schwert!

Wehe euch Heuchlern! Was seid ihr anders als ein ungläubiges, lügnerisches, betrügerisches und habgieriges Geschlecht? einer des andern Feind, geheim oder öffentlich! einer des andern Räuber: geheim oder öffentlich! Diebe! Ehebrecher! Verräter! Mörder! geheim oder öffentlich! Ich sage euch, ihr Knechte des Antichrist: ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset! Ich war durstig, und ihr tränktet mich nicht! Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich nicht gepflegt! Ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich aus dem Kerker, der ein Fenster hatte, hinab in den lichtlosen Keller zu Skorpionen und Schlangen gestoßen! Ihr habt mich gevierteilt, aufs Rad geflochten, habt mir mit glühenden Zangen den Leib zerfetzt! Ihr habt mich an den Galgen gehängt, geköpft, geschunden, geprügelt, geheim oder öffentlich ..."

Bei diesen Worten lief um die Peripherie der Menge ein helles und tolles Lachen herum, und eine Stimme ließ sich vernehmen: „hätten sie dich doch gepökelt, gebacken, eingesalzen, in Fässer verpackt und zum Satan in die Hölle geschickt."

Quint rief dagegen: „Ich kenne dich, Stimme. Wundere dich nicht, du armer, verblendeter, grober Ackerknecht, daß diese Stimme durch deine Kehle gedrungen ist! Sie stammt dorther, wo alles das herstammt, was Gott nicht gereinigt hat. Es geht aus dem Munde hervor und machet dich, nicht mich, unrein. Du weißt, und es ist uns gesagt und ist wahr, daß nur, was aus dem Munde hervorgeht, den Menschen unrein macht. Aber wisse: nicht du bist's, der da spricht, sondern es ist die Macht, so alt wie die Welt, die ihre Tage in Roheit verfinstert."

Unbeirrt fuhr der Narr dann fort:

„Ihr Heuchler! Öffentlich habt ihr meinen Namen und mich euren Herrn genannt, heimlich mich täglich ans Kreuz geschlagen! Berge, ja Gebirge von rostigen Nägeln genügten euch zu jahrtausendelanger Henkersarbeit nicht.

Ihr nahmt mich unzähligemal vom Kreuz, ihr schnittet mich vom Galgen herunter und verkauftet mich: Stück um Stück meines verwesenden Fleisches wurde verkauft! Stück um Stück meiner bröckelnden Knochen! Jeder Span meines Kreuzes! Jeder Flicken meines Gewandes! Alles und alles habt ihr zehntausendemal, samt Gott dem Vater, Gott dem Sohn und Gott dem Geiste, dem Mammon geopfert! Aber die mich kauften, betrogen sich, die mich kauften, wurden durch euch betrogen. Zwar habt ihr den wahren Heiland unzählige Male ans Kreuz geheftet, aber den vom Kreuze herabzunehmen euch gegeben ist, ist des Menschen Sohn und der wahre Heiland nicht."

Herr von Kellwinkel war aus der Kutsche gesprungen und hatte den jungen Beleites herangewinkt. „Hören Sie, Doktor," sagte er ihm, „wenn dieser Verrückte so weiter spricht, dann müssen Sie mir den Gefallen tun, sich freundlichst in meinen Wagen zu setzen, nicht wahr? und Sie fahren dann schnell in meinem Auftrag zum Landrat hinein, denn es könnte zur Pflicht werden, ihn zu verständigen."

„Was seid ihr? Meinet ihr etwa Christen? Dann war Pilatus, dann war Judas, war der Hohe Priester, der ihn verdammte, waren die Kriegsknechte, die ihn verspotteten, war ein jeder von ihnen ein Christ! Dann war es christlich, ihn geißeln, christlich, ihn mit der Faust ins Gesicht schlagen, christlich, ihm mit einem Tuche die Augen verbinden, ihm eine Narrenpritsche in die Hand geben, ihm eine Narrenkrone aus Dornen auf das Haupt drücken und rufen: rate, Christe, wer dich schlug."

„Es ist ein Skandal," sagte Herr von Kellwinkel.

„Oder herrscht unter euch ein anderes Gesetz als Auge um Auge, Zahn um Zahn?" fuhr Emanuel fort. „Habt ihr nicht die Völker bewaffnet, die Welt mit Myriaden von furchtbaren Mordinstrumenten bedeckt? Schwimmen nicht eure ungeheuren eisernen Mordmaschinen auf allen Meeren, und meinet ihr, daß der Heiland eure Kanonen, eure Gewehre

und eure scheußlichen Metzelfeste segnen wird? — Es ging ein Sämann aus zu säen! Meint ihr, daß dies die Saat des Heilandes, des Gottesreiches auf Erden ist? Ich aber sage euch, die ihr zuhört: liebet eure Feinde! tut denen wohl, die euch hassen! segnet die, die euch verfluchen! bittet für die, die euch beleidigen! und wer euch schlägt auf eine Backe, dem bietet die andere auch dar."

Der Narr fuhr fort:

„Meinet ihr, daß ihr zugleich Gott dienen könnt und dem Mammon? Wahrlich, ich sage euch: ihr werdet Gott dienen oder dem Mammon! Meinet ihr, ihr werdet euren Feinden Übles tun, denen fluchen, die euch fluchen, eure Beleidiger verfolgen, schlagen, die euch schlagen, und doch Kinder Gottes heißen? Ich sage euch: wer euch den Mantel von den Schultern reißt, den rufet zurück. Sagt ihm, du hast den Rock vergessen. Gebt ihm auch den Rock! Wer dich aber bittet, dem gib ein zehnfaches Maß dessen, worum er dich bittet. Wenn aber ein Dieb kommt und bricht in deine Vorratskammern, du Reicher, so gehe nicht hin, und hetze die Schergen hinter ihm drein, sondern laß ihm, was er genommen hat, und fordere es nicht wieder! Brechen sie aber in eure Gewölbe, darin ihr eure Juwelen, den Schmuck eurer Weiber und euer gemünztes Gold verborgen habt, so lasset sie getrost davonschleichen mit ihrem Raub! Denn ich sage euch: ihr sollt nicht Schätze sammeln, die Motten und Rost fressen! Und was hülfe es euch, wenn ihr die ganze Welt gewönnet und nähmet doch Schaden an eurer Seele?"

„Noch besser!" sagte Herr von Kellwinkel, und auch bei den übrigen Zuhörern lösten diese seltsamen Grundsätze Äußerungen der Belustigung, der Erbitterung und des Hohnes aus.

Quint konnte bemerken, wie die Gesichter jener frommen Schäflein länger und länger wurden, die gekommen waren, um Zeugen von etwas Wunderbarem zu sein. Ebensowenig entging es ihm, wie sich auf den gleichsam erleuchteten Mie-

nen der, irgendeiner himmlischen Manifestation, eines Auferstehungswunders gewärtigen Talbrüder, die, wie ein Stab, ihm am nächsten standen ... wie sich in ihren Mienen hier Enttäuschung, dort Bestürzung auszuprägen begann.

Waren sie denn nicht ehrliche Leute? und wenn sie es waren, und waren ihm außerdem gläubig nachgefolgt, was sollte denn dieser Hagel von Scheltworten? Sind wir denn Räuber? Diebe? Verräter? Mörder? Ehebrecher? dachten sie. Und sie gaben sich Antwort: wir sind es nicht! Wir sind auch nicht Knechte des Antichrist; außer daß jener, der uns so nennt und der vor uns steht, der Antichrist wäre.

Und was gehen ihn denn, da er es mit redlichen Menschen zu tun hat, die Diebe an? Sind wir denn Diebsgenossen und Diebsgelichter? Wann hätten wir ihn bestohlen, geköpft, geschunden, an den Galgen gehängt, geheim oder öffentlich?

Anton Scharf wurde dunkelrot vor Scham und Wut! Was? Ich und mein Bruder, wir wären nicht Christen? Wir wären Judas, wären Pilatus, wären den Kriegsknechten, die ihn marterten, gleich? Wann hätten wir ihm die Faust ins Gesicht geschlagen? Und was sagt er: wir sollen den Dieben und Räubern Vorschub tun?

„Sehet euren himmlischen Vater an," fuhr der Tor indessen mit stärker erhobener Stimme fort, „ist er nicht gütig über den Undankbaren? Freundlich über den Gottlosen und Boshaften? Läßt er nicht seine Sonne täglich aufgehen über euch, die ihr doch Böse und Gute und wenige Redliche unter Dieben, Betrügern, Verrätern, Mördern und Gottlosen seid?"

„Halt deine Schnauze," schrie ein betrunkener Pferdeknecht, „sonst kriegst du den nächsten Stein an den Schädel." Ein Trupp junger Leute aber zog mit dem Wechselgesang von „O du lieber Augustin" und „Lott ist tot, Lott ist tot, Jule liegt im Sterben" augenscheinlich gelangweilt in den nächsten Dorfkretscham ab.

Unbeirrt aber ging die Strafrede fort:

„O, ich kenne euch wohl" — und Quint schickte einen zornigen Blick dorthin, wo die Jagdwagen und die gutgekleideten Leute standen — „ich kenne euch wohl, die ihr über eure Mitbrüder zu Gericht sitzet! Ihr Gottlosen! Ihr kennet weder Gott den Vater, noch Gott den Sohn, noch kennet ihr Gott den Geist! Und Gott der Geist, und Gott der Sohn und Gott der Vater kennen euch nicht! Oder meint ihr, die ihr Gottes Sohn mit Handschellen an den Händen hinter die eisernen Türen eurer Gefängnisse transportiert, die ihr den Sünder, dem Gott verzeiht, mit Ketten belastet, die ihr den seiner leiblichen Freiheit beraubt, der des Königs Menschenmordwaffe nicht in die Hand nehmen will... Meinet ihr, sage ich, daß der Heiland eure Gerichte segnen wird? Ihr habt vergessen, was der Vater gesagt hat: mein ist das Gericht! daß er gesagt hat: richtet nicht, so werdet ihr selbst nicht gerichtet! verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet! vergebet, so wird euch vergeben! Ihr seid allesamt abgewichen, du! du! du! und du!" — und er wies mit dem ausgestreckten Arm auf diesen und jenen Zuhörer — „Willst du zu deinem Bruder hingehen und zu ihm sagen, laß mich den Splitter aus deinem Auge ziehen, bevor du den Balken aus deinem Auge gezogen hast? Ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge, sage ich dir! dir! dir! und dir!" — wiederum wies er auf einige hin, die sich mit höhnischer Miene umwendeten — „und dann siehe zu, gehe hin, siehe zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehen magst."

Und er erzählte ihnen das Gleichnis vom König, der mit seinen Knechten rechnen wollte:

„Ihm kam einer vor, der war ihm zehntausend Talente schuldig. Der Knecht fiel vor ihm nieder, und der König, der Gott war und auch der Vater ist, erließ ihm die Schuld. Derselbe Knecht aber ging hin und fand einen Mitknecht, der ihm ein Geringes schuldig war, den griff er an, den würgte

er, den stellte er vor Gericht, über den saß er als Richter selbst zu Gericht, den ließ er foltern, stäupen, ins Gefängnis werfen. Er ließ ihn wider herausholen und an den Galgen knüpfen. —

Tretet herzu, ihr Schalksknechte! Ihr, denen Gott einem jeden seine zehntausend Dukaten Schuld erlassen hat und die ihr täglich eure Brüder um einiger Pfennige willen kreuzigen laßt! Du Kaiser, du König auf deinem Thron! Ihr Generäle, Minister und hohen Geistlichen! Ihr Magnaten und Fürsten! Ihr Gerichtspräsidenten, Richter, Schöffen, Polizeiverwalter und Polizisten! Ihr Weiber, die ihr eure Dienerinnen mißhandelt! Ihr Landherren und ihr Fabrikherren! Tretet herzu: hier ist das Gericht des Menschensohnes! Oder wollt ihr sagen: lasset uns Übles tun, auf daß Gutes daraus komme? Ich sage euch: euer Gesetz ist darum gestiftet worden, daß die Sünde mächtiger würde.

Und wer sich auf das Gesetz beruft, beruft sich auf das Gesetz, nicht auf Gott. Sofern ich gekreuzigt, gestorben und begraben bin, so ist es die Sünde gewesen, die mich gemartert und getötet hat! Eure Sünde ist es gewesen, die sich stützt auf das Gesetz! Sie betrog und tötete mich durch dasselbe Gesetz! Ja, die Sünde mit ihren sündlichen Lüsten ist mächtig in euch durch das Gesetz erreget, und ihr seid willig, dem Tode Frucht zu bringen! Euer Mund ist voll Fluchens! Unter euren Lippen ist Ottergift! Eure Zunge ist eitel Haß und Bitterkeit! Eure Füße sind eilig, Blut zu vergießen! Was säet ihr aber Unfall und Herzeleid, statt daß ihr den Frieden Gottes aussäet?

Oder meinet ihr wirklich, daß der Heiland eure Gerichte, die Lippen eurer Richter, die nach toten Buchstaben Unrecht sprechen, Böses mit Bösem vergelten, Haß mit Haß, die unbarmherzig und kalt — ganz anders wie Gott! — den Sünder dem Kerker, dem Beil, dem Strang, dem Tod überliefern! — meint ihr, daß Jesus die Arbeit eurer Henker, die Mauern eurer Zuchthäuser, die Richtblöcke eurer Richt-

stätten segnen wird? Meint ihr, er wird euren Staatsanwälten die Palme des ewigen Friedens geben?"

„Das ist die tollste Farce," sagte Herr von Kellwinkel zu Pastor Beleites, „und dabei die wildeste Blasphemie, die mir jemals begegnet ist."

Quint fuhr fort:

„Nehmet allen Jammer, alle blutige Mühsal, allen schrecklichen Wahnsinn, der außerhalb des Gesetzes gewütet hat, und stellt allen blutigen Wahnsinn dagegen, den das Gesetz verewigt hat! stellt den Fluch, der außerhalb des Gesetzes wütet, gegen den Fluch, der durch das Gesetz gewütet hat, und wie ein Walfisch den Jonas verschlungen hat, so, sage ich euch, wird der Fluch der Sünde außerhalb des Gesetzes vom Fluch des Gesetzes verschlungen werden."

Nachdem Emanuel Quint auch noch die Kirchen und „sogenannten Gotteshäuser", sowohl protestantische als katholische, insgesamt als das wahre Golgatha Jesu Christi bezeichnet hatte, wofür ja auch das nachgemachte Kreuz und die Ausstellung seiner Martern den Beweis liefere, stieß er gleichsam dem Faß der Langmut seiner Zuhörer durch diesen Abschluß den Boden aus:

„Ihr Heuchler, unter denen ein jeder Jesum zu bekennen, die Taufe Jesu zu besitzen meint, ich sage euch, ihr bekennt ihn weder, noch habt ihr ihn bekannt, noch werdet ihr je seine Taufe empfangen. Wer da bekennet, der wird getauft! und die da wahrhaft Christum bekannt haben, die sind in seinem Tode getauft! Und die da in Christo lebendig geworden sind, die sind in seinem Tode lebendig geworden! Wäre es anders: ich müßte euch kennen und ihr müßtet mich kennen, aber ihr kennet mich nicht und ich kenne euch nicht! Und ich sage weiter und bekenne euch, ihr alle, nah und fern, die ihr mir zuhöret, ihr alle, die ihr Ohren zu hören habt, daß ihr mich sehen werdet taufen mit einer Taufe, von der ihr nichts wisset! mich, der ich, von Johannes getauft, Johannes' Taufe verworfen habe! mich, der ich, der wahre Gesalbte,

durch die Gnade des Vaters, des Sohnes und des Geistes heut vor euch auferstanden bin und als Christus, der Heiland, vor euch dastehe."

Emanuel schwieg und im gleichen Augenblick rann ihm ein fingerbreiter Blutstrom über die linke Stirnhälfte, über die rote Braue und, tropfend, über die roten Wimpern des linken Auges herab und rieselte eilig die Wange hinunter.

Der Narr in Christo bewegte sich nicht.

Pastor Beleites und Herr von Kellwinkel, denen der Schluß und Gipfel der Feldpredigt noch den Atem verschlagen hatte, wußten nicht, was geschehen war, dann aber mußte ein jeder, der Augen hatte, ob er nun wollte oder nicht, sich eingestehen, daß allbereits, da und dort vereinzelt geschleudert, Feldstein um Feldstein gegen den armen Bekenner flog.

Beleites sagte: „Sie werden ihn steinigen!"

Kellwinkel antwortete: „Was für den religiösen Geist der Menge nicht gerade ein schlechtes Zeugnis ist."

Noch hatte Kellwinkel nicht ausgesprochen, als der Raum über den Köpfen der Menge zwischen ihm und Quint durch eine Wolke taubeneigroßer Kieselsteine verfinstert wurde:

„In welchem Jahrhundert leben wir?" sagte ein hektisch emporgeschossener Student der Theologie, ein Pastorssohn, der eine große Brille trug und den Vorgang versonnen beobachtete.

Das Entstehen des unholden, immer dichter werdenden Schwarms von kantigen Vögeln, die auf Emanuel zustrebten, als sei er ein Zauberer und habe jeden einzelnen unter ihnen mit Namen gerufen, hatte zur Folge, daß vor aller Augen eine Weibsperson vor den noch immer ohne Regung verharrenden Narren sprang und ihn mit ihrem Körper deckte. Außer den Talbrüdern wußte niemand, daß es Therese Katzmarek war, jenes Mädchen, deren epileptischer Krampf den allgemeinen Paroxysmus in der Talmühle ausgelöst hatte. Ihr Heldenmut aber schien den Steinhagel noch zu verdichten. Nun aber stürzte plötzlich mit heller Kommando-

stimme schreiend Herr von Kellwinkel durch die Steinwerfer auf Quinten zu, neben dem er sich furchtlos mit gegen die Menge drohendem Stocke aufpflanzte.

„Schämt euch! Wißt ihr nicht, daß heut Ostersonntag ist? Ihr seid weder Türken noch Feuerländer, und im übrigen gebe ich euch die Versicherung, dieser ruchlose Possenreißer" — er berührte die Schulter Quints — „entgeht der gerechten Strafe nicht."

Die militärische Stimme und Person Herrn von Kellwinkels reinigte wie durch Zauber die Luft. Er hätte nicht mehr hinzuzusetzen brauchen, was ihm der Sicherheit wegen geboten erschien, nämlich: „Welcher Lümmel unter euch auch nur meine kleine Zehe mit einem Steine trifft, der hat ein Jahr Zuchthaus zu gewärtigen."

„Du hast nun dein Fett!" wandte er sich hierauf gegen Quint, den Therese Katzmarek eben, um das rinnende Blut zu stillen, mit ihrem Kopftuch wie mit einem bunten Turban umwickelt hatte. „Du hast nun dein Fett und wirst es dir zweimal überlegen, ehe du wieder unserem gesunden Landvolk deine Räuber- und Diebesmaximen predigen und dabei den Namen unseres gebenedeiten Heilands mißbrauchen wirst. Nimm es als verdiente Strafe, obgleich Steinigen aus der Mode ist. Ich würde dir noch ganz anders kommen, aber nach deinem Schluß, den Gott dir verzeihen mag, halte ich dich denn doch nicht für zurechnungsfähig."

Auf Pastor Beleites und die meisten gebildeten Zuhörer hatte der unerhörte Schluß von Quintens Rede den Eindruck eines elektrischen Schlages gemacht, der aber angesichts des rinnenden Bluts und des Steinhagels fast auf der Stelle vergessen ward. Beide Eindrücke flossen in einen zusammen: nämlich den eines drohenden schweren Unglücks, das unbedingt zu verhüten war. Hatten die Worte des „Bibelnarren" zuerst nach verkapptem Sozialismus oder Anarchismus geschmeckt — Eigentum ist Diebstahl: also sei Diebstahl Eigentum! — so hatten sie doch einen Schluß erhalten, der

einen Zweifel an dem wahren Geisteszustand Emanuels nicht mehr aufkommen ließ. Von diesem Augenblick an jedoch mußte der einsichtsvollere Teil der Menge in dem instinkthaften Wunsch zur Verhütung eines Verbrechens an diesem armen Unzurechnungsfähigen einig sein.

Aus diesem Grunde standen nun auf einmal eine Anzahl Herren, Gutsbesitzer und Bürgersleute, junge und alte, nahe um Quint, unter denen auch Pastor Beleites, der junge Beleites, Kurt Simon, ein Jüngling namens Benjamin Glaser, Sohn eines Großgrundbesitzers in der Nachbarschaft, Heidebrand und endlich sogar Nathanael Schwarz zu sehen waren; dagegen hatten sich seltsamerweise alle neun Talbrüder aus der Nähe Emanuels fortgemacht.

Zwanzigstes Kapitel

Es kann nicht gelingen, den notwendigen Gang eines Menschenschicksals in allen seinen Teilen faßlich zu machen, schon deshalb nicht, weil jeder Mensch zwischen Geburt und Tod ein zum ersten und letzten Male Erscheinendes ist, und weil der Betrachter jeden Gegenstand nur in den Grenzen seiner, des Betrachters, selbsteigenen Natur zu begreifen vermag. In bezug auf Emanuel und die Art seiner Bildung darf jedenfalls nicht vergessen werden, daß sie überall einer leidenschaftlichen, tiefen Einbildung gleichzusetzen ist. Er bildete Jesum in sein Inneres, er bildete ihn und sein Schicksal tief in sein eignes Wesen hinein.

Emanuel trieb nicht Gottesgelehrsamkeit. Ihn hungerte, und er aß von der Hand in den Mund sein geistliches Brot. Ihn dürstete, und er trank vom Wasser des Lebens, an einem Quell, den er für den Quell des Lebenswassers hielt. Und dies ist gewiß, ihm war zu Sinn, als ob er fortan nicht mehr dürsten würde. Als er nun rief: er habe Johannes' Taufe

verworfen, er sei als der wahre Gesalbte durch die Gnade des Vaters, des Sohnes und des Geistes als wahrhaftiger Heiland heut vor den Menschen auferstanden, so riß ihn zwar die Erregung des Augenblicks, das Bewußtsein des Auferstehungsmorgens, der Anblick der wundersüchtigen Menge ein wenig über sich selber fort, aber es war doch der innere Christus, der in ihn eingebildete Christus, der auch äußerlich nun sein Herrscher und, wie nie zuvor, ganz mit ihm eins geworden war.

Dieses absolute Bekenntnis war vielleicht nur das Erzeugnis eines Zustandes augenblicklicher Fortgerissenheit, es hing vielleicht mit dem Umstand zusammen, daß der im Grunde verachtete, wenn auch durch das Guraner Fräulein zu Gnaden angenommene Mensch, Emanuel Quint, sich zum ersten Male gerade emporrichtete und also einem neu erstehenden Selbstgefühl diesen symbolischen Ausdruck gab. Jedenfalls gab es keine ärgere, keine unglückseligere Herausforderung, und es wäre nichts auszudenken gewesen, wodurch die Gefühle frommer Christen ebenso furchtbar verletzt werden konnten.

Sobald der Steinhagel überstanden war, Quint an einem Quell am Rande des Feldes sich das Blut von Gesicht und Händen gewaschen und dabei ein Kreuzfeuer vieler warnender, strafender und auch höhnender Stimmen erduldet hatte, ging er aufrechten Ganges davon. Er hatte mit kurzen, harten Worten jedermann und sogar Therese Katzmarek abgeschüttelt. Der Stimmen, die ihm „Miltzscher Narr" oder „Giersdorfer Heiland" nachriefen, achtete er nicht.

Man sorgte dafür, daß er nicht verfolgt wurde. Erstlich hatte sich unter dem Volk eine gewisse Beschämung geltend gemacht, eine Beschämung, die jene ergriff und eilig nach allen Seiten davonjagte, die gekommen waren ein Wunder zu sehen, und ebenso jene andere Partei, die sich beinahe zur Lynchjustiz hatte hinreißen lassen. Auch die Mehrzahl der Steinwerfer schlich sich geduckt davon. Überdies hatten die

Herren untereinander und mit Hilfe ihrer Kutscher und zufällig aufgegriffener Hofleute, eine Art Feldpolizei organisiert, die nun auch noch die Hefe dieses christlichen Meetings hinwegfegte, oder, wenn man will, den janhagelhaften Rest der Mitläufer auseinandertrieb.

Alle Herren samt Herrn von Kellwinkel einigten sich: es wäre das Beste, man ließe Quint seiner Wege gehn. Sie hatten dafür dieselben Gründe, die seinerzeit Pastor Schimmelmann gegenüber dem Amtsvorsteher angeführt hatte, als man sich ebenfalls dahin entschied — es war nach der ersten Predigt Quints! — ihn mit einer Verwarnung ziehen zu lassen.

„Die christliche Kirche hat in unseren Tagen der sieghaften Gottlosigkeit," sagten sie, „sowieso einen schweren Stand. Wenn die Geschichte ruchbar würde, sie allein trüge wieder den Schaden davon. Wem anders als uns und der Kirche würden wohl die Feinde des Heilands diesen ganzen Skandal in die Schuhe schieben?"

Inzwischen erreichte Emanuel Quint den Rand eines Forstes, der aus Fichten, Kiefern und einstweilen noch nackten Buchen gebildet war. Stückweise säumten Birken den Weg, der, mit Nadeln und feuchtem Laube bedeckt, den Schritt des Wanderers lautlos machte. Die Erde dampfte von Feuchtigkeit. Immer, wenn das durchbrochene Gewölk, das am Himmel ging, der Ostersonne den Zugang öffnete, fiel ihr Strahl durch die Wipfel in den Nebel hinein, der dann als Lichtgewölk durch den Wald wogte. Krähen riefen, laut geigte der Fink, und sonderbarerweise mochte in diesem Augenblick schwerlich irgend jemandem in der Welt reiner, befreiter und glückseliger als Emanuel Quint zumute sein.

In seinem Innern sangen liebliche Engelstimmen Worte von einer rührenden Kindlichkeit. Wie denn überhaupt ein spielendes Lächeln von einem süßen und knabenhaften Reiz um die Lippen des neuen Erlösers spielte. Die Beulen der

Steinwürfe thronten an seiner Stirn und wurden von ihm nicht anders empfunden, als wie die brennenden Gottesmale einer himmlischen Sanktion.

Auch seine eigene Kehle fing allmählich halblaut zu psalmodieren an. Es war ihm, als wenn die Harfner harften. Es war, wie wenn dabei der feierlich ewige Atem der Gottheit leise rauschend und segnend durch die Zweige der Fichten ging:

Jesaia dem Propheten das geschah,
daß er im Geist den Herren sitzen sah
auf einem hohen Thron mit hellem Glanz;
seines Kleides Saum den Chor füllet ganz.
Es stunden zween Seraphim bey ihm dran:
sechs Flügel sah er einen jeden han:
Mit zween verbargen sie ihr Antlitz klar,
und mit zween bedeckten sie ihre Füße gar,
und mit den andern zween sie flogen frey;
gegeneinander ruften sie mit groß'm Geschrey:
Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth!
Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth!
Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth!
Sein Ehr die ganze Welt erfüllet hat.
Von dem Geschrei zittert Schwell und Balken gar;
das Haus auch ganz voll Rauch und Nebel war.

Als Emanuel die Worte dieses lutherischen Sanktus so für sich hin mit Zunge und Lippen artikulierte, treuherzig liebe Verschen, die eine entzückende Schalkhaftigkeit zu enthalten scheinen, ließ ihn ein Knacken in den Zweigen plötzlich aufmerken. Warum sollte nicht ein und der andere Verfolger auf seinen Spuren sein? Als er nun bald darauf schwere und eilige Schritte vernahm, wollte er dennoch von seiner seligen Andacht nicht ablassen, bis eine tiefe und wohlbekannte Stimme nahe an seiner Seite erklang.

„Ich bin dir gefolgt," sagte die Stimme zu Emanuel, der den Sprecher, Nathanael Schwarzen, ohne zu antworten,

eine Weile gleichen Tritts mit sich fortwandeln ließ. „Ich bin dir gefolgt, denn ich bin es dir schuldig! Und wo ich es dir nicht schuldig wäre, so doch Gott, der vielleicht deine Seele am jüngsten Tage von mir fordert." Kurz, Nathanael erneuerte, diesmal mit einer großen und innigen Dringlichkeit, den Versuch, Quint auf den rechten Weg zurückzuleiten.

Niemals hatte er ein gleiches Entsetzen wie heute beim Bekenntnis des Narren zu bestehen gehabt: daß er Jesus Christus der Heiland wäre. Sein Täufling schien ihm in diesem Augenblick geradezu vom Geprassel eines satanischen Feuerwerks umgeben, von Schwefel- und Phosphorflammen umleuchtet zu sein. Als er nun so handgreiflich und augenscheinlich erkennen mußte, wieweit es mit Quint gekommen war, wurde jede Faser in ihm noch einmal zu einem letzten Versuche der Rettung aufgerufen.

„Ich werde heute nicht von dir gehen," sagte Nathanael, „bevor ich die Gewißheit erlangt habe, daß du deines entsetzlichen Frevels wegen zerknirscht und reuig bist. Denn ich halte dich nur für verirrt, nicht für wahnsinnig. Wenigstens glaube ich, daß aller Wahnsinn ein Werk des Teufels ist."

In ähnlichem Tone ging es fort.

Als aber hernach das erste, wartende Schweigen kam, wollte der Narr noch immer nicht antworten.

Nathanaels Eifer steigerte sich.

Er hielt Quint vor, wie er um seinetwillen und um der ruchbar gewordenen Taufe willen, die er an ihm vollzogen hätte, nicht mehr das alte Vertrauen in den Gemeinden gewinnen könne. So hatte sich jener Lehrer, in dessen Schule er Quinten zum ersten Male erblickt hatte, merkbar von ihm abgewandt. Er war mehrmals, wahrscheinlich auf die Anregung gewisser Pastoren hin, vor die Behörde gerufen und auch durch den Vorstand der Brüdergemeinde zur Vorsicht ermahnt worden. Da er es gewesen sei, der Emanuel der Gurauer Dame empfohlen habe, so trage er nun auch vor ihr

und eigentlich in der ganzen Gegend für das schreckliche Ärgernis, das durch Quinten entstanden sei, die Verantwortung. Herr von Kellwinkel habe ihm noch aus dem fahrenden Wagen laut zugeschrien: daran ist kein anderer als Sie schuld, Bruder Nathanael.

Kurz, der Apostel der sogenannten Innern Mission predigte, tobte, ja weinte vor Quint.

„Früher," sagte er, „hat mir der Pastor einer kleinen Gemeinde sogar seine Kanzel eingeräumt, damit ich das Wort aus gläubigem Herzen verkünden konnte. Heute ist den Lehrern fast allen durch ihre Behörde bedeutet worden, mir nicht einmal mehr die kleinste Schulstube, um darin von Gott und dem Heiland zu reden, zur Verfügung zu stellen. Du hast mich," sagte er, „bei dem Gurauer Fräulein unmöglich gemacht, durch das ich früher reiche Spenden zur Verbreitung des Reiches Gottes empfangen habe. Verschlossen hast du mir außerdem die Tür im Hause der Heidebrands und die Schwelle der Schule meines alten, stets gütigen Freundes Krause, weil, zum Dank für genossene Gastfreundschaft, die Köpfe und Herzen der wohlerzogenen Töchter dieser gediegenen Christenfamilien durch dich verführt und verwirrt worden sind."

Da aber der Mensch sich von den Stürmen seiner Tiefen mitunter erlöst findet durch eine glückselige Oberflächlichkeit oder aus einem anderen Grunde, konnte Emanuel in den Ernst des geängstigten, ja fast gequälten Bruders nicht einstimmen. Noch immer spielte um seine Lippen und Nasenflügel das knabenhaft heitere Lächeln fort. Plötzlich hatte er, immer noch lächelnd, seinen Arm um Nathanaels Schultern gelegt: „Wir wollen dem Übel nicht widerstreben," sagte er, „Bruder Nathanel!" Dieser gab Antwort: „Wenn du nicht diesen Weg der entsetzlichsten Lästerung beschritten hättest, ich könnte für dich durch Wasser und Feuer gehn!" Quint sagte dagegen: „Ich weiß nichts von Lästerung, Bruder Nathanael!" „Hast du vergessen," fragte dieser, „weshalb

du eben beinahe gesteinigt worden bist?" „Weil ich mich ganz als den bekannt habe," sagte Quint, „der in mir ist." „So sage, damit ich mich ganz davon überzeugen kann, ob deine Verstockung unrettbar ist!" fuhr Nathanael fort, „sage mir, ohne Zeugen, Auge in Auge, ob du nicht Emanuel Quint, der arme Giersdorfer Tischlerssohn, oder sage mir überhaupt, wer du bist!"

„Erstlich der, der ich mit dir rede," versetzte Emanuel und es wollte zunächst auf keine Weise gelingen, ihn zu bewegen, näher auf seinen Messiaswahnsinn einzugehen.

Jetzt überholte die beiden ein offener Jagdwagen, in dem Kurt Simon zur Rechten des jungen Benjamin Glaser saß. Die Jünglinge grüßten sehr ehrerbietig. Quint winkte zum Danke leicht mit der Hand.

„Der Friede Gottes sei mit uns allen! Amen!" sagte dann Quint. „Wer Gott und den Frieden vorgibt zu lieben, der muß frei sein von Menschenfurcht! Was anderes ist Menschenfurcht als Todesfurcht und Liebe zum Leben dieser Welt? In dieser Welt leben, heißt in Unfrieden leben und seinen Nächsten bekämpfen: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß wir unseren Nächsten nicht bekämpfen, sondern lieben sollen, wie uns selbst. Des Menschen Sohn ist in eine Welt von Feinden mitten hineingestellt, aber darum wird er doch nicht zum Friedensbrecher werden. Eher wird er die Riegel des Todes zurückschieben und durch die Pforte des Abgrundes treten. Des Menschen Sohn hat den Tod überwunden. Was ist die Welt, daß ich darin sollte, Schritt um Schritt vordringend, durch Mord, Verrat und Betrug meines Nächsten, meines Bruders und meiner Schwester, festen Fuß fassen? Liebe ich doch meine Schwestern und meine Brüder mehr als die Welt! Ich bin nicht heimisch und mag und will nicht heimisch werden in dieser Welt. Es sei denn, daß Gott darin heimisch würde. Gott aber ist fremd in dieser Welt! So muß wohl der Feind, der Feind, der Feind! und nur der Feind darin heimisch sein!

Weil aber der Feind unter meinen Brüdern und Schwestern mächtig ist, so sind meine Brüder und Schwestern im Göttlichen ohnmächtig. Ja sogar der Sohn Gottes ist ohnmächtig, der in dem Menschensohn herabgestiegen ist! Noch immer muß der Sohn des Vaters, muß der Gesalbte, der Friedensbringer unter den Menschen vereinzelt, versteckt, verfolgt. verachtet, verflucht und endlich Henkern und Henkersknechten überantwortet sein. Denn siehe, das ist es: zu oberst über allen Werken der Menschen, wie sie der Feind ihnen eingibt zu verrichten, steht der Henkersknecht! Zu oberst auf den Palästen ihrer Könige, auf den Dächern ihrer Gerichtsgebäude, auf den Türmen ihrer Kirchen steht der Henkersknecht! Oder was wäre denn Obrigkeit ohne Strafe, Kerker und Henker?

Diese Welt hat der Feind gemacht! Allein das Reich, dessen Bürger ich, des Menschen Sohn, des Gottes Sohn, der Gesalbte bin, hat Gott gemacht! Das Geheimnis des Reiches aber ist der Friede! Ich sage dir, Bruder Nathanael, daß nichts anderes als der Friede Gottes der Schatz im Acker, das Licht unterm Scheffel, die Perle des Kaufmanns ist. Ich bin der Mann, der alles verkaufte und hinging, diesen Schatz zu gewinnen. Ich besitze ihn nun, Bruder Nathanael.

Das aber wisse, daß die Welt noch immer der Scheffel überm Lichte ist. Wer wäre des Menschensohnes Bruder und Schwester, wer wäre des Menschensohnes Nächster, wenn nicht der Mensch! Aber noch immer verfolgen seine Nächsten den Menschensohn, ohne zu wissen, was sie tun! Dagegen, sieh um dich, wenn sie Altäre errichten? Wem bringen sie täglich, stündlich blutige Hekatomben ihrer Kinder, Weiber und Brüder zum Opfer dar? Es ist der Feind, der seine winselnden Beter und Knechte zum Lohne Tag und Nacht mit glühenden Ruten peitscht! Aus seinem Maule geht Haß, Neid, Wut und Gier. Die schlüpfrige Wollust ist sein Kissen! Ein Gebirge von rasselnden Ketten ist sein Thron! Sein Rachen ist mit Hauern geziert! Sein Blick ist Mord!

Sein Atem ist Zwang, Furcht und Grauen sind seine Fäuste! Jeder Laut seiner Kehle ist zehnfacher Fluch, wofür meine Brüder und Schwestern ihn segnen.

Ihr könnt nicht zugleich Gott dienen und dem Feind. Ihr könnt nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen. Deshalb dienet ihr dem Feind, dem Mammon und nicht Gott! Ich aber, der ich, ein Menschensohn, zum Sohne Gottes erhoben bin, diene nicht dem Feind, nicht dem Mammon, sondern nur Gott! Des Menschen Sohn muß aber viel leiden und überantwortet werden seinen Peinigern! Denn siehe, ich gehe den schmalen Weg, den versteckten Weg, den vereinzelten Weg, den von allen gemiedenen Weg und durch die vereinzelte enge Tür, durch die man zum Reiche Gottes eingeht! Du aber gehest den breiten und bequemen Weg über alle die breiten Plätze und Straßen, die der Feind geebnet, durch alle die tausend Tore, die der Feind geöffnet hat! Wahrlich du bist des Feindes Knecht und also bist du der Sünde Knecht! Und bist in seinen Kerkern gebunden, dieweil die Welt nichts Besseres als ein ungeheures Gefängnis des Feindes ist. Mein aber, Nathanael, ist der Weg und das Ziel des Gottessohns und die herrliche Freiheit der Kinder Gottes."

Bei diesen Worten waren die Wanderer an ein kleines, mitten im Walde gelegenes Forsthaus gelangt, vor dessen Tür sie durch Kurt Simon und Benjamin Glaser begrüßt und gleichsam empfangen wurden. Die Haltung und Rede Emanuels hatte auf den Wanderapostel einen sinnverwirrenden Eindruck gemacht. Er spürte genau, wie er noch immer bei näherem Umgang dem Banne Emanuel Quints nicht standhalten konnte, diese seltsamen Folgerungen und Schlüsse spannen sich wie metallene Fäden einer gefährlichen Spinne um ihn herum, die sein eigenes Denken erdrosseln wollten.

Benjamin Glaser, dessen Äußeres den Juden erkennen ließ,

trat an Quinten heran und fragte, die zarte Röte einer fast mädchenhaften Schüchternheit im Gesicht, ob er sich seiner noch erinnere. Man vergaß nicht leicht dieses schmale, hübsche Gesicht, das mit seinem runden Kinn, seinen großen Augen und seiner zarten Haut eine beinahe mädchenhafte Schönheit hatte. Emanuel, der den Jüngling im Hause seines Vaters Salo Glaser, des Großgrundbesitzers, kennen gelernt hatte, jenes einzige Mal, wo er in Begleitung des Lehrers Krause dort eingeladen gewesen war — Emanuel also erinnerte sich! worauf der junge Glaser sich mit der zweiten Frage hervorwagte: nämlich, ob er ihm die Ehre geben wolle, jetzt, zu Mittag, in der Försterei sein Gast zu sein.

Quint war ohne weiteres einverstanden und reichte erst Herrn Glaser und dann Kurt Simon die Hand.

Natürlich war die Behauptung Quints, daß er Christus wäre, auch auf Kurt Simon nicht ohne Wirkung geblieben. Sie hatte in ihm, wie in allen übrigen, Schreck und überdies noch Bedauern, Besorgnis und Mitleid erregt. Zugleich aber war ihm jene eigentümlich betäubende Kraft wiederum bemerklich geworden, von der er sich bei seinem ersten Gange mit Nathanael Schwarz und Quint vor nun beinahe einem Jahre durch eine Art Flucht gerettet hatte.

Er hatte Benjamin Glaser getroffen, der von der Strafpredigt Quintens, von ihrem Beschluß ergriffen, von dem Märtyrertum des Narren zum Mitleid erregt, von dem rohen Verhalten der Menge empört worden war. Beide Jünglinge, Kurt und Benjamin, waren überdies von dem ungewohnten, in seinen Ursachen ihnen dunklen Ereignis gepackt, mit fortgerissen und in einen Zustand außergewöhnlicher Art gehoben worden. Als sie den Narren davon gehen sahen, sonderten sie sich von der Menge ab, nachdem sie noch einige heftige Wortwechsel mit anderen jungen Leuten, besonders aber mit Doktor Beleites, gehabt hatten, und fuhren gegemeinsam auf einem Umweg — trotz seiner Tollheit leidenschaftlich für Emanuel und sein Genie, wie sie sagten, in-

flammiert! — mit begeistert klopfenden Herzen dem Narren nach.

Nun, wo sie ihm gegenüberstanden, setzte sie doch das Bewußtsein, es mit einem Manne zu tun zu haben, dessen Geist zum mindesten eine morbide Stelle besaß, in Verlegenheit. Ohne es recht zu wollen, wechselten sie mit dem plumpen und bärtigen Menschen in Schlapphut und Düffelpaletot, der neben ihm ging, und in dem Kurt Nathanael Schwarz erkannte, heimlich forschende Blicke der Verständigung.

Ihre Sorge indessen, daß die Verrücktheit Quints sich womöglich noch weiter gesteigert hätte, zerstreute sich angesichts der gänzlich unbefangenen Heiterkeit, die im Wesen des Narren zutage trat. Er lockte die Tauben, er streichelte mehrere wedelnde Dachshunde und einen ruppigen, stichelhaarigen Hühnerhund, der, durch die Güte des neuen Gastes ermutigt, auf die Hinterbeine gestellt, sich gähnend und wedelnd an ihm aufrichtete. Die jungen Menschen bewunderten Quint, weil er sich mutig in Gegensatz zur gesamten Welt zu stellen getraute, einer Welt, die überall im Gegensatz auch zu ihren Naturen stand. Ihre Seelen waren erfüllt von einer gut Schillerischen, gegenstandslosen Begeisterung: oder wenigstens wird man nicht zugeben wollen, daß ihre Schwärmerei für soziale Gerechtigkeit, geistigen Fortschritt und geistige Freiheit bei wütendem Haß gegen Unterdrückung, Kirchen-, Schul-, und Staatstyrannei, sich auf die rechten Gegenstände bezogen hätte.

Nach einiger Zeit saßen die jungen Leute mit Quint und Nathanael Schwarz, der sich hatte zum Bleiben bewegen lassen, in einem langen und niedrigen Dachzimmer, durch dessen beide Fenster der Wald hereinrauschte. Forst und Forsthaus gehörten zum Glaserschen Grundbesitz, und es war vorgesorgt, daß der alte Glaser, sowie sein Sohn, auch ein Jagdgast, gelegentlich, Quartier und Verpflegung finden konnten.

Die Mittagssonne schien durch das Fenster der Front-

spitze über einen mit sauberen Linnen gedeckten Tisch, auf den der behagliche Förster selbst die dampfende Suppenterrine gestellt hatte, wie er denn überhaupt, nach alter patriarchalischer Sitte, eigenhändig den Wein dem für die Glasers reservierten Keller entnahm, entkorkte und nicht ohne Humor in die Gläser goß. Es bediente außer ihm eine Magd, die es aber dem Alten nur selten recht machte.

„Wo werden Sie sich jetzt hinwenden?" fragte möglichst harmlos der junge Glaser Emanuel Quint. Jener, der mit Gelassenheit seine Suppe gelöffelt hatte, meinte, er wolle jetzt nach der Hauptstadt der Provinz, nach Breslau, gehen. Kurt Simon kannte die Absicht Quints, aber ohne je zu erfahren, was Emanuels Zweck in Breslau sein mochte. In Wirklichkeit hatte Emanuel einen Brief von den Brüdern Hassenpflug, der ihn an Freunde in Breslau wies.

Es ist ein seltsamer Vorgang, wenn eine neue Generation die Fäden ihrer Geistesgemeinschaft über die Erde spinnt. Junge Leute, die ihre Aufgabe, einen besonderen Lebensberuf zu finden, noch nicht erfüllt haben, fühlen den allgemeinsten Beruf, die alte verrottete Welt zu verjüngen, fühlen die ungeheure Aufgabe umfassendster Reformation und Revolution einer Menschengesellschaft, die ihrer Ansicht nach bis zum Augenblick ihres Erscheinens — nämlich der neuen Generation! — Jahrtausende und Jahrtausende lang auf falschem Wege gewesen ist.

„Was wollen Sie denn in Breslau, Emanuel?" fragte, Suppentropfen am Bart, der Herrnhuter. Man sah seinen bleichen Mienen an: jeder neue Schritt, jede neue Absicht Quints war für ihn eine Ursache neuer peinlicher Unruhe.

Die Magd und der Förster traten herein, wodurch die mit Spannung erwartete Antwort verschoben wurde. „Da, sehen Sie," sagte der Förster zu Benjamin, „hat meine Alte Ihnen nicht eine Schüssel für einen König zurecht gemacht?" Es war eine dampfende Platte gekochter Forellen, von jenen, wie sie der Förster, der auch Fischmeister war,

in einem bestimmten Bache des Forstes fing. Übrigens kannte der Forstmann Quint und hatte den Sohn seines Herrn bereits lachend danach gefragt, wo der Narr seine Beulen herhabe.

Es herrschte von jetzt an während des Mahles eine harmlose, etwas nachdenkliche Heiterkeit. Ein kurzes, ernstes Frage- und Antwortspiel entstand eigentlich nur, als Emanuel von einem Gericht junger Tauben nicht essen wollte. Er sagte, es widerstreite ihm, obgleich das Gegenteil jedem freistehe, von einem Vogel zu essen, der Noah den ersten Ölzweig des Friedens gebracht habe und außerdem Symbol des heiligen Geistes sei.

Nachdem Äpfel und Käse gebracht worden waren, fing Benjamin an, aus seinem aufgewühlten und wißbegierigen Inneren alle jene fragenden, suchenden kleinen Geister zu befreien, die ihn beunruhigten. „Sagen Sie mir," begann er, „verehrter Herr Emanuel Quint, wie soll man handeln, um in Ihrem Sinne vollkommen zu sein?" Quint gab zurück: „Tut Gottes Werke!" „Wie kann ich, ein Mensch," sagte Benjamin, „Gottes Werke tun?" „Dadurch, daß du vollkommen wirst wie Gott!" „Vollkommen werden wie Gott," sagte Benjamin, „das hieße ja doch nichts Geringeres, als aus einem Menschen zum Gotte werden!?" „Und nichts Geringeres," erwiderte Quint, „ist der Beruf des Menschensohns."

Jetzt verbreitete sich jene eigentümliche Stimmung gespannter und mysteriöser Art, die immer eintritt, wenn man erwartet, ein von der Hand des Verhängnisses gestreifter Mensch werde den ungereimten Wahn seines Innern aufdecken. Ein solcher Wahn, der etwas absolut Unbegreifliches hat, besitzt außerdem eine geradezu majestätische Unantastbarkeit. Er ist unbeirrbar und wunderbar, weshalb er denn auch auf naive Gemüter und Völker immer von stärkstem Eindruck gewesen ist. Man weiß, daß Schwachsinn und Wahnsinn nicht nur bei den Indianerstämmen von Nordamerika als göttlich verehrt werden.

„Jawohl, es war der Beruf des Menschensohns," mit diesen Worten wandte sich Nathanael Schwarz an Benjamin, „des Menschensohns, der für uns am Kreuze gestorben ist, der Blinde sehend, Aussätzige rein und den armen Lazarus, der drei Tage im Grabe gelegen hatte, durch ein Wort seines Mundes lebendig machte. Es war Jesus, der Jairi Töchterlein und den Jüngling zu Nain, die gestorben waren, mit dem allmächtigen Hauch seines Mundes ins Leben rief, trockenen Fußes über das Wasser des Meeres ging und lebendig vor aller Augen zu seinem himmlischen Vater entrückt wurde. Dieser war es, der vollkommen war wie Gott und der an seine Jünger die Frage richtete: Könnet ihr meine Werke tun?"

Dagegen sagte Emanuel Quint, mit einem silbernen Teelöffel nachdenklich auf den Tisch pochend:

„Wer einen Menschen vom leiblichen Tode erweckt, was tut er dem? Er schenkt ihm den zweiten Tod! Wer auf dem Meere zu gehen begehrt, der weiß nicht, wie der Geist Gottes über und in den Wassern, in und über den Himmeln schwebt! Wüßtet ihr, was ich weiß, ihr bedürftet des Glaubens nicht. Aber da euch zu wissen nicht gegeben ist, so sage ich euch: der da leiblich blind ist, kann dennoch mehr sehen und wissen als ihr und wenn ihr auch leiblich sehet, könnt ihr doch geistlich in Blindheit gebunden sein. Selig sind, die da nicht mit leiblichen Augen Leibliches sehen und, wenn sie schon nicht wissen, doch glauben!"

„Und was ist es," fragte Benjamin, „was wir nach Ihrer Ansicht glauben sollen, Herr Emanuel?"

„Habe ich je um eine Seele geworben, um die Gott nicht warb?" erhielt er zur Antwort.

Der Narr fuhr fort:

„Wahrlich, wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn, könnet ihr Berge versetzen, wenn ihr aber das Wissen habt wie ich, so tut es nicht not, zu irgendeinem Berge zu sagen: hebe dich weg und wirf dich ins Meer."

Kurt Simon warf ein:

„Was sind die Werke, die wir nun tun sollen?"

„Haltet die Gebote!" sprach Quint.

Die jungen Leute, die enttäuscht waren, behaupteten, daß ihnen viele Menschen bekannt wären, die im allgemeinen nicht gegen die zehn Gebote sündigten und dennoch nichts weniger als vollkommen seien. „Nun, so weiß ich euch nichts zu sagen, die ihr nach der Vollkommenheit hungrig und durstig seid," gab Quint zurück, „als: folget mir nach."

Nathanael Schwarz, der im Grund entrüstet, und, in Angst um die Seelen der jungen Leute, losschlagen wollte, bezähmte sich. Doch machte er viele heimliche Zeichen hinüber zu Kurt und Benjamin, womit er den Eindruck des Narren entwurzeln wollte.

Kurt Simon sagte: „Wenn wir Ihnen nun wirklich nachfolgen wollten, Emanuel, was hätten wir dann zunächst wohl zu tun?" Der Gefragte ließ eine Bibel herbeibringen, öffnete sie und legte den Finger auf jene Stelle der Apostelgeschichte St. Lucae — es ist ihr Beginn — die also lautet: „Die erste Rede habe ich zwar getan, lieber Theophile, von allem dem, das Jesus anfing, beides: zu tun und zu lehren." — Dann sagte er: „Es hilft nichts zu lehren, was man nicht tut, deshalb sollt ihr tun, was ich lehre, wie ich tun werde, was ich gelehrt habe! Oder habt ihr vergessen, wie geschrieben ist: ihr sollt sie an ihren Früchten erkennen? Wer meine Rede höret und tut sie nicht, der hat seine Hütte aus Flugsand errichtet! Wer sie dagegen tut, der baut auf Stein, der baut auf den Grund und Eckstein, den die Bauleute verworfen haben, und sein Baugeld ist der Schatz, der im Acker gefunden worden ist. Wer mir folgen will, tue meine Werke!"

Der Förster, der hinter Emanuel stand, war verdutzt und begann zu Benjamin Glaser hinüber Grimassen zu schneiden. Er kratzte den Kopf, spitzte den Mund, riß die Augen auf, um anzudeuten, der Vorfall komme ihm im alleräußersten Grade bedenklich vor. Übrigens kannte er die Exzentrizitäten

seines jungen Herrn, der keine Geschwister und einen verwitweten Vater hatte, und wußte, daß der Alte seinem zärtlich geliebten Sohne, den er zugleich bewunderte, völlige Freiheit ließ.

Es schien indessen, als wenn Benjamin das Gebahren des Försters gar nicht bemerkt hätte. Er sagte, die langen und bleichen Hände voll zarten Geäders übereinander aufs Knie gelegt: „Ihre Lehre war, wie mir schien, die der Selbstlosigkeit. Sie meinen, daß Selbsucht die Mutter aller irdischen Übel ist. Andere behaupten das Gegenteil, nämlich: Selbstsucht sei die Mutter jeden irdischen Fortschrittes. Unser Deutsches Reich erlebt im Augenblick infolge eines blutigen Krieges, der immer selbstsüchtig ist, einen großen Aufschwung auf allen Gebieten. Sein Wohlstand mehrt sich. Das Land wird reich. Unsere Kaufleute treten unter die mächtigsten. Überhaupt: dem Kaufmann gehört die Welt. Der Kaufmann hat den Verkehr gestaltet. Im Austausch der Waren ist die Welt zu einer gewaltigen Einheit geworden, wie nie zuvor. Könnte nun aber ein Kaufmann sein ohne Eigentum? ohne Gewissenhaftigkeit in bezug auf das Eigentum? Würde das ganze Erwerbsleben unserer Tage nicht zusammenbrechen ohne Gewissenhaftigkeit in bezug auf das Eigentum? oder wenn wir Diebstahl, Mord, Betrug unbestraft lassen wollten?"

Quint sprach:

„Es war ein reicher Mann, der über alle Reichen hoch erhaben ist, der hatte einen Haushalter; der ward vor ihm berüchtigt, als hätte er ihm seine Güter umgebracht. Und er sprach zu ihm: Tue Rechnung. Der Haushalter gab Antwort: Ich bin bei einem gewesen, der war dein Schuldner, dem hatte ich dein irdisches Gut dargeliehen, fünfzigtausend Taler und mehr. Er konnte es nicht zurückgeben. Ich erließ es ihm. Ein anderer war mir hundert Tonnen Öl schuldig. Ich zerriß seinen Schuldbrief und so fort. — Der Herr aber lobte den ungerechten Haushalter!

Wer das fassen mag, fasse es!" fügte Quint seiner Rede hinzu.

Man hörte jetzt Stimmen vor dem Haus. Die Jagdhunde hatten schon eine geraume Weile angeschlagen. Eine Anzahl Menschen mit groben Stiefeln traten, wie man deutlich hören konnte, in den mit Ziegeln gepflasterten Hausflur ein. Mit einem Ausruf: „Nun, was ist das?" horchte der Förster befremdet auf und ging dann sogleich in den Hausflur hinunter. Alle lauschten. Emanuel aber, der mit dem Antlitz gegen die Tür gerichtet saß und eben noch in freier, unbefangener, beinahe heiterer Weise gesprochen hatte, zitterte leicht und entfärbte sich.

Was nun geschah, glich nach den Berichten, die später durch Benjamin Glaser und Kurt Simon erteilt wurden, einem Überfall. Ächzend, mit hastig ausgestoßenen Worten, unter Getrampel und Gestampf, dem die Treppe kaum standzuhalten schien, unter Gequietsch des von harten Fäusten gepackten Treppengeländers, kam irgendeine Rotte Menschen heraufgestürmt, so zwar, daß Nathanael Schwarz im gleichen Augenblicke mit den beiden Jünglingen blitzschnell vom Stuhle sprang. Nathanael hatte den Stuhl umgeworfen. Er dachte nicht anders und ebenso dachten Kurt Simon und Benjamin, es möchte ein wütender Pöbel sein, der Emanuel auf den Fersen war und in bestialischer Raserei sich vorgesetzt hatte, die begonnene Lynchjustiz zu vollenden.

Emanuel sagte zwar: „Fürchtet euch nicht!" denn er hatte erkannt, wie es allerdings wohl Verfolger, aber nicht im Sinne derer waren, die ihn steinigen wollten. Allein es schien doch, obgleich er sitzen geblieben und äußerlich ruhig war, als trete ein Grauen in seinen Blick. Die Tür ging auf, und es glotzte eine gedrängte Menge wildzerzauster, struppiger Köpfe herein, verzehrte, vom Laufen gedunsene Gesichter, und es war wie ein Machtwort, oder war es der Blick des Narren? — das, einem magischen Banne gleich, sie nicht über die Schwelle treten ließ.

Diese Eindringlinge hatten Emanuel und jener sie fest ins Auge gefaßt. Natürlich wußte der Narr, wer sie waren und

daß in ihnen — den Talbrüdern nämlich! — sein Schicksal mit allem Wohl und Wehe beschlossen lag. Er wußte das — und die Sinne entschwanden ihm. Er schlug mit dem Kopf auf den Tisch und ward ohnmächtig.

Es waren aber nur sieben Talbrüder beieinander geblieben und hatten die Spur des Toren und endlich ihn selber aufgefunden.

Quintens Rede, die unvermutete Wirkung, die sie auf die Menge ausübte, und besonders der Steinhagel am Schluß, von dem auch sie als die Nächststehenden teilweise mitbetroffen worden waren, hatten sie aus der Fassung gebracht. Der in jedem Menschen verborgene Fuchsinstinkt hatte alsbald einem jeden von ihnen eingegeben, sich unter der Menge zu verbergen. Sie selber wußten, wie oft sie auch dort noch von Leuten, die ihnen bekannt waren, als Genossen des Gotteslästerers angerufen wurden und wieviele Male sie seinen Umgang verleugnet hatten.

Schlotternd vor Angst hatte sich die versprengte kleine Herde dennoch nach und nach in einer entlegenen Ziegelei zusammengefunden, in der, da es Sonntag war, nicht gearbeitet wurde. Schon bevor sie Quinten aus der Gärtnerei abgeholt hatten, diente ihnen die gleiche Lehmgrube, die von vielen Krähen umschwärmt wurde, als Versammlungsort.

Als erste trafen sich hier der böhmische Josef und die Brüder Scharf: auch diese noch von Entsetzen ergriffen. Es war, als hätte sie jemand aus langem Traum soeben mit harter Faust in die Wirklichkeit aufgeweckt. Der böhmische Josef, der übrigens durch einen Trupp junger Burschen seiner Häßlichkeit wegen besonders verfolgt worden war — sie hatten ihm Steine nachgeworfen, ihm Hund, Satan, Teufel, Gottseibeiuns, Luzifer und dergleichen nachgeschrien! — schien dennoch voll bei Besinnung zu sein.

Aber er wollte von Quint nichts mehr wissen.

Seine Bemerkungen über ihn strotzten plötzlich von einem zurückgedrängten Ärger und troffen von dem Gifte der Boshaftigkeit. Er hörte nicht auf und reizte mit galligen Redensarten die schlotternden Brüder Scharf, bis sie mit Heftigkeit auf ihn losfuhren und dadurch etwas von ihrer verlorenen Haltung wiedergewannen.

Auch nachdem sich der Weber Schubert, vom Laufen erhitzt und dennoch bleich vor Entsetzen, und später John, der Schmied, hinzugefunden hatten, der noch immer unter dem Druck der Ereignisse sprachlos war, fuhr das kleine böhmische Scheusal mit dem Pudelgesicht fort, Emanuel zu verlästern: er habe niemals an ihn geglaubt und immer gewußt, daß er ein Maulmacher und Betrüger wäre. Das Schlimmste von allem, was er vorbrachte, war aber ein höchst gemeiner Verdacht, der sich auf jene Nacht bezog, in der er in Quintens Zimmer gedrungen war und Ruth Heidebrand bei ihm getroffen hatte.

Weber Zumpt, der mit seiner aufs ärgste ernüchterten Frau erschien, erlitt von dieser die schwersten Vorwürfe. Sie weinte, sie schrie, sie beschwor ihn nach Hause zurück. Er wolle die Kinder verhungern, den Webstuhl verfallen, das bißchen Acker, das sie besäßen, wüst liegen lassen. Die Kuh sei fort. Es fehle an Dünger, fehle an Saat. Die einzige Ziege sei übrig geblieben. Sie griff dann den Talmüller Straube und seine geheimen Praktiken an, mit einer Stimme, die überschnappte in Raserei, und mit Bewegungen beider Arme, durch die besonders die Scharfs bedroht wurden. Diese sah sie mit Recht als die Urheber des, wie sie sagte, ganzen verfluchten Handels an.

„Ihr Dummköpfe," rief sie, „ihr seid die Betrogenen, und der Talmüller hat seinen Schnitt gemacht."

Es lag am Tage, was das Weib in ihrer Verzweiflung herausheulte, entsprach der Wirklichkeit. Ein gut Teil von dem, was die anderen in die kommunistische Kasse zusammengekratzt und oft mit großen Opfern erlegt hatten, fand in der Tasche des schlauen Müllers Unterschlupf.

Als der Hufschmied John seine verlorene Sprache wiederfand, waren dies seine ersten Worte: „Ich werde den Müller Straube totschlagen."

Geraume Weile tobte der Streit der Brüder mit Heftigkeit.

Plötzlich aber, nachdem sich Zweifel und Kleinmütigkeit, wie am Ende eines besiegelten Fehlschlags, eines Vernichtungsschlags aller Hoffnungen, fast ganz der Köpfe bemächtigt hatten, fühlte der Schneider Schwabe einen erneuten Bekenntnisdrang. Mit einer Kraft der Überzeugung, die auf alle, sogar den böhmischen Josef, einen gewaltigen Eindruck machte, trat der kleine bucklige Mann mit erhobenen Schwurfingern vor sie hin und sagte: „Schlagt mich tot, aber ich glaube, ich glaube an ihn!"

Durch diese Erklärung wurde der Panik Halt geboten. Man zeigte sich über Erwarten bereit, den Gründen des eifrigen Schneiders Gehör zu schenken. Den Scharfs besonders schien damit eine große Last von der Seele genommen zu sein. Nicht lange, so fingen die Männer an, sich gegenseitig der Feigheit, ja des Verrats, zu beschuldigen. „Warum sind wir geflohen?" sagte Schmied John. „Aus keinem anderen Grunde, als weil wir feige und nichtswürdig sind." Vergeblich versuchten der böhmische Josef mit höhnischen Einwürfen und die Frau des Webers Zumpt gegen diese veränderte Strömung anzukommen. Besonders die Frau, deren Bruder ja der arme, von Fanatismus und Nachtwachen bleiche und ausgemergelte Schneider war, ward durch sein Zeugnis in eine hilflose Lage gebracht. Sie warf ihm vor, wie kein anderer als er es gewesen wäre, der ihr die Brüder Scharf über den Hals geschleppt und sie dadurch in die Sache des Betrügers Quint verwickelt hätte. Der Bruder schrie: „Halt dein Maul, Weib! lästere nicht! versündige dich nicht! verwirke nicht deine arme Seele!" „Ihr seid ja so dumm und dümmer als Hornvieh," rief das zur Verzweiflung gebrachte, entsetzte Weib; „ihr seid nicht bloß

dumm, ihr seid ja wahnwitzig!" Schmied John aber rief: „Jawohl, es ist der Wahnsinn des Herrn! der Wahnsinn des Heilands! der Wahnsinn des Kreuzes! und der Wahnsinn des Gottesreichs!" Das Weib erwiderte: „Komm du noch einmal in mein Haus, Schmied John, und halte deine labbriche, wabblige Betstunde ab! Du kriegst Teller, Eimer, Töpfe und Kochlöffel um den Kopf, und ich bring dich beim Amtsvorsteher zur Anzeige."

Dibiez meinte, daß ihm bei dem Geständnis Quints, daß er Jesus wäre, ein Schauer über den Körper wie von einem eiskalten Winde gekommen sei. Er fragte, im Reden sich selbst immer mehr erhitzend, ob denn keiner der Brüder das Zucken, Leuchten und Strömen von Licht um Emanuels Haupt erblickt habe, als das furchtbare Wort, auf das der Steinhagel folgte, seinen Lippen entglitten sei.

Im Handumdrehen gewann so jeder der Brüder wieder die alte Wichtigkeit. Ihre Erstarrung löste sich. Ihr Inneres geriet in das ihnen, wie irgendein Narkotikum, zum Lebenselemente gewordene Dunstgewölk ihres Wahnes hinein. Es geriet in die alten, wilden Bewegungen. Was noch eben gefroren war, taute zu einem reichen, breiten, reißenden Strome auf, auf dem sie mit klingendem Spiel dahinfuhren, wie sie meinten, nach dem Eden der ewigen Seligkeit, aber ohne Stromschnellen, Wasserstürze und verborgene Klippen zu berücksichtigen.

In den Brüdern Scharf allein war eine rührende, starke Liebe zu Quint, die jeder guten und besseren Sache würdig schien. Diese Liebe war wiederum aufgebrochen. Sie schlugen an ihre Brust, dieweil sie so schmählich geflohen waren, und erklärten laut, daß sie entweder wieder zu Gnaden angenommen würden von Emanuel Quint, oder sie wollten ihr Leben lang Treber fressen.

So hatte der alte, enge Wahn, der die Männer beherrschte, eine gegen früher verstärkte Herrschaft erlangt.

Nur der böhmische Josef blieb fest und bockbeinig.

Krezig, der Handelsmann, dessen langes Schweigen die unheildrohende Blässe innerer Wut kennzeichnete, sprang ihn aber plötzlich mit geballten Fäusten und diesen rasenden Worten an:

„Ich sage dir, Josef, daß du lügst. Wenn es so wäre, wie du sagst, glaubst du, daß das so einfach ablaufen könnte?" — Was er nun sagte, glaubte er, ja glaubten alle, obgleich es der Wahrheit, wie man erkennen wird, nicht entsprach: „Er ist in unsere Häuser gekommen! er hat uns beredet! er hat uns verlockt! er hat sich als Wundertäter ausgespielt! euch hat er verführt!" — er meinte die Scharfs — „er hat euch keine Ruhe gelassen, bis ihr alles, was ihr besessen, zu Geld gemacht, Hof, Haus und Arbeit verlassen habt! Er hat nicht gelogen, sage ich dir! Hätte er das, dann: wehe! wehe!"

Und der Wütende machte eine Bewegung, die über das Ziel seiner Rachsucht, falls er wirklich getäuscht sein sollte, und über die Gründlichkeit seiner Rache keinen Zweifel mehr aufkommen ließ.

Nun hatte sich noch zuguterletzt mit verschwollenen Augen und stierem Blick die Katzmarek zu den Brüdern gefunden. Die verrückte Magd fing nun, vollkommen furchtlos, die ganze Gesellschaft wegen ihrer Altweiberfeigheit abzukanzeln an. Aber was sie vorher und nachher tat, war noch mehr geeignet, die Schuldbewußten zu beängstigen. Auf langen Regalen waren frischgestrichene Ziegeln zum Trocknen gestellt. Diese Regale lief sie entlang, kehrte knapp um, wenn sie das Ende erreicht hatte, und kam mit dem gleichen Schritt und dem gleichen zur Erde gerichteten, stieren Blick zurück, beinahe in den gleichen Fußstapfen, wo sie dann wiederum Kehrt machte, an das andere Ende gelangt, um immer den gleichen Weg zu gehen. Dabei stieß sie jedesmal nach drei, vier Schritten die Worte hervor: „Wir sind verflucht! verflucht! verflucht!"

Kurz, die sieben Männer hatten sich, nachdem sie zuvor verhängnisvollerweise den böhmischen Josef in aller Form aus ihrem Kreise gestoßen hatten, zerknirscht und reuig wiederum auf Emanuels Spur gemacht.

Einundzwanzigstes Kapitel

Es ist schwer zu sagen, warum der Meister dieser sieben Jünger bei ihrem Erscheinen in Ohnmacht fiel. Nehmen wir an, es sei aus Ursache großer und widerstreitender Erregungen und aus Übermüdung geschehen. Jedenfalls dauerte Quintens Bewußtlosigkeit beinahe eine Viertelstunde lang. Bevor noch Kurt und der junge Benjamin den Vorfall richtig begreifen konnten, hatten sich die neuen Ankömmlinge um Quintens Stuhl auf die Knie geworfen und hatten mit ächzenden Lauten, ja weinend, ihm Hände und Knie geküßt. Dann bemerkten sie, daß er bewußtlos war. Und nun hoben sie ihn, so leicht wie ein Kind, vom Tisch, um ihn, unter einem tiefen Schweigen des Grauens, auf einem langen, geblümten, altväterischen Sofa an der Schmalwand des Zimmers auszustrecken.

Es genügt nicht zu sagen, daß jeder der Männer in diesem Augenblick einem Vater glich, der sein einziges Kind zu verlieren fürchtet. Das Verhalten des einzelnen unter ihnen ähnelte in Bestürzung und törichter Ratlosigkeit vielmehr dem Betragen einer Mutter, die das Kind ihres Herzens im Leben zurückhalten will, das sie in den unerbittlichen Händen des Todes sieht.

Als Emanuel, dem Benjamin Glaser die Schläfen, die noch blutrünstig waren, mit kölnischem Wasser gerieben und dem der Förster, die herzugelaufene Försterin und die Magd nasse Kompressen auf die Brust gelegt hatten ... als Emanuel wieder erwachte, schien er im Geist noch fern von jener Umgebung zu sein, in der er sich nach der Wahrheit befand. Seine Augen waren nach oben gerichtet, und auf seinem Gesicht lag der Widerschein des Erlebens einer fremden und tiefen Glückseligkeit.

So lieblich war dieser Ausdruck des Glücks und das kindliche Lächeln um Quintens Lippen, daß alle, die um ihn standen, es sehen mußten und jeden, bis herunter zur Magd, eine tiefe Rührung ergriff.

Endlich schien der Bekenner Emanuel wenigstens teilweise wieder dort, wo sein Körper war, nämlich in dem noch immer sonnigen Zimmer der Försterei, mit der Seele zu sein. Er blickte lächelnd von einem zum anderen, betrachtete die Äpfel, die Kaffeetassen auf dem länglichen, weißgedeckten Tisch, schickte den Blick über die Rehgehörne und harmlosen, bunten Bildchen, Jagdszenen darstellend, längs der Wände des Zimmers herum, horchte, wie wenn er es nie gehört hätte, dem endlos schmetternden Triller, mit dem ein Harzer Roller, in einem unteren Zimmer, das Haus durchdrang, und streckte dann still beide Arme aus, um jedem der Brüder die Hand zu reichen. Dies tat er auf eine den Brüdern an ihm neue Art und Weise, unendlich innig und liebevoll.

„Wißt ihr, liebe Getreue meiner Seele" — er hatte sie niemals bisher mit einem ähnlichen zärtlichen Worte genannt! — „wißt ihr, wo ich in diesen hunderttausend Jahren, die ich fern von euch war, gewesen bin?" Als sie verneint hatten, schwieg er lange. „Ich war in dem ersten Himmel," sagte er dann, „tief! tief! Ich war in dem zweiten Himmel, tiefer tief! Ich sage Worte. Aber was ich durch die Gnade des Vaters dort in der tiefen Tiefe erfahren habe, davon können Worte nichts aussprechen!"

Auf dem Hausflur sagte zu ihrem Manne die Förstersfrau: „Wenn einer so spricht, der muß bald sterben!" Sie erzählte dann: ihrem Großvater und ihrem Vater, beiden, hätte Gott kurz vor ihrem Tode ebenfalls schon das Paradies gezeigt. Und wem dies geschehe, wer eines Vorschmacks der ewigen Seligkeit gewürdigt werde, dessen letztes Stündlein müsse schon vor der Türe sein.

Emanuel hatte sich aufgerichtet. Und wie er mit seinen länglichen sommersprossigen Händen, die für harte Arbeit nicht gemacht, noch durch sie verdorben waren, erst Anton und Martin Scharf, hernach dem Schmied John, dann dem Schneider Schwabe und den übrigen zärtlich streichelnd über die struppigen Köpfe fuhr, fingen sie alle rettungslos und nicht anders wie alte Weiber zu flennen an.

An diesem Tage wurde der Bund dieser Menschen in Wahrheit erst zusammengeschweißt, und es hatte den Anschein, als wären jetzt erst unter ihnen die Quellen der Liebe aufgebrochen.

Quint war vom Sofa emporgesprungen. Er sagte, nie habe sein Geist so tief und so herrlich ausgeruht, was den Förster zu einer Bemerkung veranlaßte, die er seiner Frau gegenüber tat, und worin er ihre trübe Ahnung mit der heiteren Behauptung niederschlug, das gute und reichliche Essen und Trinken möge die einzige Ursache der Himmelfahrt des Miltzscher Heilands gewesen sein.

Wie dem auch sei, Quint winkte den Brüdern, reichte dem jungen Glaser und Kurt die Hand und war im Begriff davonzugehen, als Nathanael Schwarz, der ihn lange mit brennenden Augen angesehen, plötzlich den reinen Toren an sich riß und in beide Arme schloß. „Ich verstehe dich nicht," sagte er, „ich begreife dich nicht, aber Gott wird eine Seele, wie die deine, die zwar verirrt ist, doch ohne Falsch, nicht in der Irre verkommen lassen." Damit küßte er Quint, nahm seinen Hut und rannte davon.

Es begann zu dunkeln, und bald nachdem Nathanael Schwarz gegangen war, fanden sich Benjamin Glaser und Kurt Simon allein geblieben. Sie hatten beide den Eindruck gehabt, als wenn nach dem Eindringen der bäurischen Rotte Quint nicht eigentlich mehr ein Auge für sie gehabt hätte. Gerüchtweis war ihnen das Vorhandensein eines an Quint gebundenen Jüngerkreises zu Ohren gekommen. Weil aber der Meister nie, auch nicht zu Kurt Simon, von ihnen gesprochen hatte, nahmen sie das Gerücht für eine bloße, grundlose Nachrede hin, bis ihnen, in Gestalt der Talbrüder, die Wahrheit vor Augen trat.

Man ist nicht gewohnt, Leute aus schlichtem Stande anders als bei ihren Geschäften oder von ihren Geschäften reden zu hören. Ein Schmied, ein Kätner, ein Schneider, ein

Handelsmann der breiteren Volksschichten, besonders in vorwiegend protestantischen Ländern, wird selten, außer mit kurzen, sarkastischen Worten, ein Verräter an seinem Innenleben sein, das er mit eifersüchtiger Angst verbirgt. Um so überraschender und auch fremdartiger war der Eindruck dieser weichmütigen Schwärmer, die dagegen so grobe Knochen und Arbeitsfäuste hatten, und besonders des kernigen Schmiedes John, der die Jacke umhängen hatte und dessen über die Arme heraufgestreiftes und über der Brust offenstehendes Hemd blaue Tätowierungen sehen ließ.

Es war das Gemisch von Brutalität und einer fast läppischen Empfindelei, was den Jünglingen auffiel, und worüber sie, beim Glase Wein allein geblieben oder, wenn der Förster hinzutrat, auch mit ihm noch lange ihre Ansichten austauschten. Sie sahen und fühlten wohl, wie hier eine rätselhafte Kraft wirksam war, wurden aber selbst nur teilweise von ihr angezogen, während viel Fremdes und Abstoßendes für sie im Schlusse des ganzen Erlebnisses lag. Eines stand fest: es war ein Krampf und ein Wahn der Enterbten, und in Quinten lag ein Zug zum Martyrium, der auch in diesen jungen Seelen vorhanden war. Darum hatte die Anziehungskraft des undurchschaubaren Reformators, der ihnen abwechselnd lächerlich und verehrungswürdig, verächtlich oder bewundernswert, gemein oder göttlich schien, noch immer nicht nachgelassen und bewirkte, daß beide junge Menschen den Weg des Narren noch mehrmals kreuzten.

Quint selber, nachdem er das Forsthaus verlassen hatte, trat an jenem Abend mit seinen Jüngern jene lange Wanderung an, die, wenn irgend etwas in seinem Leben, eine gewisse Denkwürdigkeit auszeichnet. Er sagte den ungeduldigen Bürgern des kommenden tausendjährigen Reichs, die ihn eigentlich in die Bahn seines Schicksals hineingedrängt hatten, er sagte ihnen zum Anbeginn, wie es nun seine Hoffnung wäre, daß sie sich bis zu dem Tage, wo alles geschehen

würde, was er voraussehe, nicht mehr trennen würden. Er fuhr fort, sie zu streicheln, abwechselnd jedem im Gehen die Hände zu reichen und sie zu liebkosen.

Nach einiger Zeit begann eine milde, unerhört reine und ruhighelle Vollmondnacht. Da ersuchte er seine Anhänger, sie möchten ihm immer von jetzt ab, sofern er nichts anderes bestimme, im Gehen eines Steinwurfs Weite den Vorsprung lassen. Und so geschah es. Er blieb ihnen, einsam, meist in dieser Entfernung voran. So oft er stillstand, blieben auch seine Jünger stehen, wie denn überhaupt von nun an ein Gehorsam bis zur Unmündigkeit ihr Glück und ihre Genugtuung ward.

In ihrer Ordnung waren sie bis in die Nähe des Miltzschen Schlosses gelangt, dessen erleuchtete Bibliothek samt dem Speisesaal — da die Gurauer Dame gekommen war! — mit vielen hohen Fenstern durch die Bäume des Parkes schimmerte. Ungesehen und unbemerkt zog der ehemalige Günstling und Narr in Christo, Emanuel Quint, durch die verlassenen Wege des Parkes längs des stillen Sees, in dem er zu baden pflegte, dahin. Schweigend folgten ihm seine Begleiter. Da sahen sie, wie er stille stand, und wie ein Schwan und nachher ein zweiter, glänzend weiß, aus dem dunklen Teile der Spiegelfläche in jenen hellen, darin sich der Mond und der Himmel spiegelte, zu ihrem Meister herübergerudert kam. Sie sahen, wie er die Tiere fütterte. Quint winkte den Brüdern und sagte halblaut: „Sie wissen noch nicht, daß ich geächtet bin."

„Aber des Menschen Sohn," fuhr er fort, „war von jeher von seinen Brüdern und Schwestern verachtet und von seinen Nächsten verfolgt! Er muß auch jetzt noch verachtet, geknechtet und geächtet sein."

Furchtlos ging er mit seinen Jüngern an dem von Stimmengewirr erfüllten Schlosse vorbei, durch ein Mauerpförtchen in das Bereich des Nutzgartens hinein, wo ein unendlich langer, schnurgerader Weg durch verpackte Rosenstöcke,

Johannisbeersträucher und gedüngte Beete führte, der im Mondschein gleißend vor ihm und den ängstlich flüsternden, leisetretenden Jüngern lag. Diese sahen nach einiger Zeit, wie Emanuel wiederum stehen blieb und lange nach einem von Efeu dicht übersponnenen Giebel blickte, aber es war nicht die Seite des Hauses, darin sein eigenes Zimmer, sondern die andere, in der Ruth Heidebrands kleines, reinlich gehaltenes Gemach gelegen war.

Die Jünger hörten den Meister aufseufzen.

Gleich darauf stürzte mit Gebell ein Hund durch die Haustür in die Tageshelle des Mondes heraus. Er schwieg aber bald und begann zu wittern. Danach war er mit wenigen langen Sätzen bei Quint, der in ihm sogleich einen alten, halbblinden Pudel erkannt hatte, ein armes Tier, das, von allen vernachlässigt, lange Zeit sein besonderer Freund und treuer Begleiter gewesen war. Die Begrüßungen nahmen von seiten des Pudels die überschwenglichsten Formen an, und es war nicht leicht, ihn am Ausgang des Gartens loszuwerden. Noch lange hörten sie sein klägliches Winseln hinter der Gittertür.

Emanuel hatte seine Begleiter um den verschlossenen Gutshof langsam einmal herumgeführt, in dem die von ihren Ketten befreiten Wachthunde gleich Wölfen herumfuhren. Er nahm dann den Weg zwischen den flachen Feldern gen Dronsdorf hin, wo Meister und Jünger durch eine weite Bresche der Mauer in den Kirchhof eindrangen. Hier verweilte Quint in tiefem Nachdenken, während das Käuzchen schrie und das Mondlicht auf den enggedrängten, eingesunkenen Grabsteinen gleißte, wohl eine halbe Stunde lang. Das einzige, was er in dieser Zeit, und zwar beim Verlassen des Kirchhofes sagte, war: „es gibt keine Gräber, außer die da wandeln, sprechen und handeln!“

Wenige Augenblicke später traten Emanuel und die Seinen furchtlos in das kleine Höfchen der Dronsdorfer Schule ein, das im Sommer fast ganz durch den Schatten eines großen

Nußbaumes, der jetzt kahl war, bedeckt wurde. Das Haus, dessen Bewohner längst zur Ruhe gegangen waren, schien selber in tiefen Schlaf versenkt. Hier nahmen die Wanderer, Quint auf dem Fundamente des Schwengelbrunnens sitzend, kaum längeren Aufenthalt, als bis die Schloßuhr im nahen Park ihre zwölf langsamen Schläge vollendet hatte. „Ich sehe dies alles zum letztenmal!" sagte, wie entschuldigend, Quint, als sie wiederum auf der Dorfstraße dahinschritten.

Wortlos und mit kräftigem Schritt wurde von jetzt ab die Wanderung fortgesetzt, Quint voran, die Seinen im Abstand hinterdrein: und sie wagten es nicht, nach dem Ziele zu forschen. Als sie einige Dörfer passiert hatten, stand Emanuel einmal und dann nach einiger Zeit ein zweites Mal mitten im Lauf und mitten im Wege still und schien nicht zu merken, wie seine Begleiter ihm nahekamen und sich beunruhigten. Als Martin Scharf den Eindruck gewann, Quint horche in die Stille der Nacht hinein, faßte er sich ein Herz und trat an seinen Meister mit der Frage heran, was ihn beunruhige. Worauf er nur diese Worte: „Der Ruf! Der Ruf!" in geheimnisvollem Tone zur Antwort bekam.

Der Mond verblaßte. Im Osten zeigte eine erste schwache Röte das wiederkehrende Licht des Tages an, als die kleine Genossenschaft der armen Törichten, wie man sie nennen kann, sich in einen etwas hügelig gelegenen Marktflecken hineinbewegte. Hier winkte Emanuel erst Martin, dann Anton Scharf heran. Er sagte zu Martin: „Ich habe ein Anliegen. Ich möchte meinen Bruder Gustav" — gemeint war der Zwölfjährige! — „noch einmal wiedersehen. Du wirst gehen und wirst ihn zu mir bringen!" Und er bezeichnete ihm als Ort der Wiederbegegnung, wo er auch den Knaben zu sehen wünschte, Breslau und das Gasthaus zum grünen Baum.

Sein Wort war Befehl. Es gab in der Seele des ehe-

maligen Webers, die in schwerer Betäubung lag, allbereits nur noch blinden Gehorsam, ohne jeden Gedanken an Widerspruch. So müde und abgeschlagen er sein mochte und so schwierig, bei dem Charakter des alten Quint! — so ungewöhnlich sein Auftrag auch war, begab er sich doch sogleich, nachdem er die Kasse, die er führte, an seinen Bruder gegeben und selbst nur einen kargen Zehrpfennig zurückbehalten hatte, auf die Wanderung.

Er hatte kaum seinen Abschied genommen, als Quint sich auf einer Brückenmauer angesichts des wie ausgestorbenen Fleckens niederließ und zu Anton Scharf etwa dieses sagte:

„Siehst du die Kirche?" Er wies mit dem ausgestreckten Arm auf eine höher und ziemlich am Rande des Städtchens gelegene, nach ihrer Bauart zu schließen und nach den Kruzifixen, die in der Nähe errichtet waren, katholisch geweihte Kapelle hin. „Gut! Du siehst in der Nähe ein kleines Haus. Es hat nur ein Erdgeschoß und, außer denen im Dach, vorn sechs Fenster. In dieses Haus werdet ihr mich hineingehen sehen, und ich werde darin vielleicht eine halbe Stunde und länger verweilen. Sollte ich aber auch einen Tag darin verweilen, so geht in die nächste Herberge und wartet auf mich."

Noch während er sprach, hub das kleine Meßglöckchen eben jener Kapelle, von der er gesprochen hatte, hurtig zu bimmeln an.

Natürlich schien diese Sache den Begleitern des armen Quint besonders geheimnisvoll. Sie hing mit gewissen häßlichen Briefen zusammen, die Quinten sein Stiefvater hatte zugehen lassen, und mit anderen, die seine Mutter und er gewechselt hatten. Es war in der Gärtnerei bekannt, daß Emanuel von einem kriechend freundlichen Manne aus dem Volke, der als sein Stiefvater bezeichnet wurde, eines Tages besucht worden war. Als er, wahrscheinlich mit leeren Händen, davonging, war dieser Mann nicht mehr kriechend und demütig, dagegen um so mehr dreist und aufgebracht. Bald darauf waren offene Karten mit Unflätigkeiten und ein Brief

mit einer beleidigenden Aufschrift für Emanuel eingelaufen. Was in dem Briefe gestanden hatte, wußte, trotz des Vertrauens, das Quint ihr mitunter entgegenbrachte, nicht einmal Frau Heidebrand, die andrerseits doch bemerken konnte, wie Quint durch den Inhalt des Briefes besorgt und beunruhigt war.

Um es nun mit zwei Worten zu sagen: das letzte holprige Schreiben der Mutter hatte, auf Drängen ihres Sohnes, den Namen eines Marktflecken und eines katholischen Pfarrers genannt, beides Namen, die ihm bekannt waren. Er hatte als Kind, wie er sich erinnerte, in Begleitung der Mutter zwei Krüge mit Erdbeeren in das Haus des Pfarrherrn gebracht und war mit einem Paar Stiefel, einem Anzug und einer Mütze dafür belohnt worden. Noch heute konnte er aber nur mutmaßen, in welcher Beziehung dieser Mann zu seiner Mutter und zu ihm selber stand, da irgend etwas die Mutter, ja selbst den rücksichtslosen Stiefvater an der restlosen Offenbarung der nackten und vollen Wahrheit hinderte.

Seiner Absicht gemäß trat der Narr in Christo nach einiger Zeit — der Pfarrer war eben vom Messelesen zurückgekehrt — in den Flur des Pfarrhauses und seine Anhänger sahen noch, wie er mit einer Magd ins Gespräch geriet. Durch diese Magd wurde hernach, mit einem flüchtigen Blick voll Mißtrauen, der von den in gemessener Entfernung wartenden Jüngern aufgefangen wurde, die schwere Haustür ins Schloß gezogen und der Schlüssel herumgedreht.

Die ehemaligen Talbrüder hatten auf der Mauer am Rande einer wohl hundertstufigen Steintreppe, die zur Kapelle führte, im grauenden Morgen erheblich fröstelnd, Platz genommen. Einige alte Weibchen, die nach der Messe noch eine Weile gebetet hatten, stiegen langsam und hüstelnd, Stufe um Stufe, die Treppe herab. Die Wartenden sahen, wie in einigen Zimmern des Pfarrhauses Licht gemacht

wurde und wie der Schatten des wohlbeleibten Pfarrherrn, abwechselnd mit dem Schatten Emanuel Quints, über die heruntergelassenen weißen Rouleaus der Fenster ging.

Noch lag der kleine Marktflecken, in die Hügelsenkung hinein verbreitet, wie von seinen Bewohnern verlassen und jedenfalls in tiefer Verschlafenheit. Im Osten funkelte jener Stern mit vollem Glanz, der die Sonne verkündet. Es war während der langen Wanderung allerlei Abgerissenes unter den Jüngern oder Genossen Quints geflüstert worden. Man würde indessen fehlgehen, wollte man annehmen, daß ihre Meinungen und Vermutungen, gegen die Tage der Talmühle gehalten, sich im wesentlichen gewandelt oder an Überspanntheit irgend eingebüßt hätten. Soviel ihnen Quint auch immer von einem inneren Himmelreich gesprochen und versucht hatte, sie von der grob-materiellen Genugtuung durch einen Weltengerichtshof, durch einen Kerker für Gottlose und durch ein Tausendjähriges Reich auf Erden in Saus und Braus, dessen Herzöge sie sein wollten, abzubringen, herrschte dennoch in ihnen, so stark wie nur je, diese und keine andere Vorstellung. Und wie sie jetzt untereinander sich mit Schwatzen die Zeit vertrieben, war es ihnen weniger als irgendwann zweifelhaft, daß Quint, der sich ja nun öffentlich überdies als den Heiland bezeichnet hatte, der heimliche König des nahenden Zions und also des Tausendjährigen Reiches sei und sie selbst seine nächsten Teilhaber.

Sie sahen nach einiger Zeit Quint und den Pfarrherrn aus dem Hause treten — dieser war ein sechzigjähriger, noch sehr stattlicher Mann! — und gegen den Platz, wo sie saßen, heranschreiten. Als sie nahe gekommen waren, blickte der Pfarrer, der vielleicht innerlich nicht so ruhig war, als er zu scheinen beabsichtigte, mit festem Blick die Wartenden an. Nach alter Gewohnheit erhob sich Schwabe mit einem „Gelobt sei Jesus Christ!", worauf der Pfarrer „In Ewigkeit, Amen!" antwortete. Er trug den üblichen schwarzen Priesterrock, aus dessen Tasche er, scheinbar gelassen, jetzt eine Schnupf-

tabakdose hervorholte. Er bot Emanuel Tabak an und schnupfte selber, als dieser ablehnte.

„Wer sind diese Leute?“ fragte er dann.

Quint sprach:

„Es sind die Mühseligen und Beladenen!“

Der Pfarrer, der, wie man jetzt wohl merken konnte, eine heimliche Angst vor Quinten empfand, blickte ihn schnell und aufmerksam von der Seite an: dann wies er, wie um abzulenken, mit einer gleichsam segnenden Handbewegung in die Landschaft hinein, während seine Wirtschafterin befremdet und forschend aus dem geöffneten Küchenfenster herüberschaute. Die Hähne huben von allen Seiten zu krähen an.

Der Pfarrer sprach: „Von hier aus kann man die gesegneten schlesischen Auen bis zum Zopten und bis zum Streitberg, ja, bei klarem Wetter sogar bis zur Schneekoppe übersehen.“ Quint gab zur Antwort: „In einem Gefängnis nahe bei jenen fernsten Bergen bin ich zum erstenmal mit Christo Jesu ein Leib und ein Geist geworden.“

„Hm, hm,“ sprach der Pfarrer, „hm, hm! So, so!“ —

Er fuhr dann fort, nachdem er einige von den hundert Stufen zur Kapelle behäbig hinaufgestiegen war: „Wohin wirst du dich von hier wenden, mein Sohn?“

Emanuel gab eine zögernde, ungenaue Antwort, die etwa so lautete:

„Ich schreite in einem doppelten Wandel. Meinet ihr, wohin ich nach dem Leibe schreite, so ist es dorthin, wohin ein jeder nach der Geburt im Fleisch schreiten muß: nämlich Golgatha! Golgatha heißt die Schädelstätte. Aber ich schreite nicht wie das Lamm, verbundenen Auges zur Schlachtbank geführt, sondern mit fröhlichem Herzen schreite ich, offenen Auges, freiwillig.“

Der Pfarrer sagte:

„Aus welcher Ursache hättest du wohl solche schwere Todesgedanken, mein Sohn? Willst du dein Herz und dein Gewissen erleichtern? Obgleich du nicht in unserer Religion er-

zogen bist, wenn du beichten willst, komm hinauf, komm in die Kirche zu mir."

Quint fuhr in seinen Gedanken fort:

„Meine Seele ist leicht! Mein Herz ist voll Frohlocken, weil die Welt und weil der Tod durch den Vater in mir überwunden ist! Ja, ich habe die Welt überwunden!" — Wieder traf Quinten des Pfarrers Seitenblick! — „Des Menschen Sohn aber, sofern er im Geist wandelt, ist nichts Geringeres als ein Kind, überall daheim im Hause des Vaters, überall geborgen im Reiche seines Königs und Herrn, überall fremd in dieser Welt."

Alles dies hörten die Talbrüder, die langsam Quint und dem Pfarrer von Stufe zu Stufe nachstiegen.

Der Pfarrer sagte:

„Man könnte vielleicht, wenn du meinem Rate folgen wolltest, da du zu körperlicher Arbeit keine Neigung zu haben scheinst, dir noch jetzt irgendeine Möglichkeit im Bereich unserer Kirche eröffnen. Deinen geistigen Kräften fehlte vielleicht bis jetzt zu gedeihlicher Arbeit nur das klar begrenzte, wirklich fruchtbare Ackerfeld."

Der Pfarrherr, der mit seiner Bemerkung schwerlich ganz unrecht hatte, schien durch Quinten befremdet, beunruhigt, aber auch angezogen zu sein. Ja, er machte sich im geheimen Vorwürfe, daß er mancherlei in der Vergangenheit unterlassen hatte, was er vielleicht zu tun doch verbunden gewesen wäre und was möglicherweise einigen Segen gezeitigt hätte. Hatte doch diesem mit Schlapphut, offenem blauem Hemd, weitem Jakett und weitem Beinkleid aus Manchestersamt, wie ein etwas phantastischer Gärtner wirkenden Mann höchstwahrscheinlich selbst nur der sorgsame Gärtner gefehlt.

Quinten war ein Band seiner derben Schnürstiefel aufgegangen. Sogleich stürzten sich, als er selbst es bemerkt hatte, zum Staunen des Pfarrers, einander wegdrängend, alle sieben Begleiter darauf, jeder leidenschaftlich bemüht,

der besonderen Ehre, dem grotesken Menschen das Schuhband zu binden, vor den anderen teilhaftig zu sein.

Quint stand still, wie wenn er an solche Dinge gewöhnt wäre, und fing von neuem, aber nur seine eignen Gedanken weiter spinnend, als ob er die Worte des Pfarrers gar nicht gehört hätte, zu sprechen an.

„Ich bin ein König! Ich bin der Herr der Welt, der die Welt überwunden hat! Denn ich und der Vater, ich und der König, ich und der Herr sind eins. Wer es fassen mag, fasse es."

„Wer ist denn der König und Herr, von dem du sprichst?" fragte der Priester, der nun wieder einen armen Irrenhauskandidaten in seinem Besucher zu sehen schien. „Der Herr ist der Geist!" sagte kurz Emanuel.

Sie waren inzwischen mit sachtem oben vor der offenstehenden Kirchtür angelangt. Sie traten ein, in den heiligen Raum, der noch dunkel war, soweit er nicht durch die ewige Lampe, die wie ein Blutstropfen über dem Hauptaltare hing, und durch einige Opferkerzen auf einem eisernen Ständer, spärlich beleuchtet wurde. Der Schneider Schwabe bekreuzte sich. Wie üblich, war über dem Altar und dem Altarbilde, das die Geburt zu Bethlehem darstellte, die Taube des heiligen Geistes, in einem goldenen Strahlenlimbus herniederflatternd, angebracht. Man sah auch Mosen, oder war es Gott der Vater? als eine weiße Barockfigur mit vergoldetem Chiton, sitzend und das Weltzepter in der Hand. Hauptsächlich aber trat überall die Gestalt des Gottessohnes aus dem Dämmer der Dunkelheit: hier als Hirt, das Lamm auf dem Arm, die Fahne mit dem Kreuzessymbol in der rechten Hand! Dort, überlebensgroß, an ein Kreuz genagelt! und ferner in einer Anzahl verschiedenartiger Kruzifixe, diese in Marmor, jene in Holz oder in Metall! Wie üblich, waren die Altäre mit spitzenumrandeten Altardecken, mit Papierblumen, Vasen, Bildchen, Leuchtern und Kerzenstöcken ziemlich trödelhaft ausgeschmückt. Man sah in einer besonderen Nische das falsche Grab irgendeines Heiligen. Auf einem

Altar, nicht weit davon, stand ein metallener Reliquienschrein, der ein Knöchelchen aus dem Skelett irgendeines vor mehreren tausend Jahren gestorbenen Kirchenmannes enthalten sollte. Auf dem Hauptaltar leuchtete das mit edelsteinartig bunten Glasstücken geschmückte Ziborium.

Alles dieses nahm der seltsame Morgenbesuch des Pfarrers, nahmen Meister und Jünger, unter Führung des jovialen Klerikus in Augenschein. Diese Vormorgenstunden erschienen später allen, mit Ausnahme Quints, wie etwas, von dem sie nicht wußten, ob es wirklich erlebt oder ob es die Einbildung überreizter Nerven, ob es ein Traum oder eine Erzählung war?

Quint sagte plötzlich: „Gott ist ein Geist, ihr sollt euch kein Bild machen!"

„Schweig still, mein Sohn," gab der Pfarrer ungehalten zurück, „vergiß nicht, daß du in einem Gotteshause bist."

„Soll man in einem Gotteshause nicht für Gott Zeugnis ablegen dürfen?" sagte Quint.

„Vor allen Dingen sollst du im Hause Gottes bescheiden, demütig und ehrfürchtig sein!"

Diesen Worten des Pfarrers gab Quint zur Antwort:

„Meint ihr, das sei in Wahrheit ein Gotteshaus, was um eure Schmach und um einen Galgen errichtet ist? Gott thront weder auf Leichen, noch auf Schädeln. Habt ihr aber Gott ans Kreuz geschlagen, die ihr Gotteskinder heißt, so nehmt ihn herab."

Der Pfarrer sprach: „Weißt du nicht, daß Jesus vom Kreuze herabgenommen, begraben, von den Toten auferstanden und gen Himmel gefahren ist?"

„Nein!" sprach Quint. „Hättet ihr wenigstens," fuhr er fort „euren alten Adam gekreuzigt, hättet ihr ihn, samt dem Galgen, daran er hing, in ein Haus gesetzt, und hättet ihr beides bis in die Fundamente mit Feuer verbrannt!"

Der Pfarrer sprach: „Was meinst du damit? Ich verstehe dich nicht."

Quint dagegen:

„Ehe man nicht in eure Folterkammern Gottes die Brandfackeln werfen wird, so daß sie vertilgt werden von der Erde, bis man die Stätte nicht mehr erkennt, wo sie gestanden haben, werdet ihr Gott täglich hinrichten."

„Mein Sohn," sprach der Pfarrer mit halber Stimme, „solche Gedanken sind nicht bloß närrisch: sie sind verbrecherisch."

„Aber es muß die Zeit kommen," fuhr der Tor in Christo mit Härte fort, „wo man Gott weder auf diesem noch auf jenem Hügel, weder auf diesem noch auf jenem Berge, noch in diesem oder in jenem Hause, noch in dieser oder in jener Kirche, weder in dieser Kathedrale noch in jenem Dom anbeten wird, sondern allein im Geist und in der Wahrheit."

Mit diesen Worten fiel im Dunkel des Raumes ein Geräusch vieler harter Schläge zusammen, deren Ursache, wie sie bald von einem stürzenden Gefäß, dem Geklirr eines auf die Steinfließe fallenden Metalleuchters und dem Klingklang von Porzellan und Glasschérben begleitet wurden, dem Pfarrer so wenig wie den Begleitern Quints sogleich deutlich ward. Dann freilich war nicht mehr zu verkennen, daß der persönliche Wahn des Narren einen tobsuchtartigen Ausbruch genommen hatte und er mit seinem derben Schäfer- oder Gartenstock wie rasend unter die heiligen Gegenstände auf den Altären schlug.

„Mensch, hebe dich weg," schrie der Pfarrer, sprang hinzu und suchte die Arme des Tobenden festzuhalten. „Fluch über dich! der du ein entsetzlicher, gottverworfener Kirchenschänder bist!"

„Ich bin Christus!" schrie dagegen Emanuel laut, ja gewaltig, so daß es von allen Gewölben widerklang. „Ich sage dir," — und er schlug mit einem mächtigen Schlage das Standkreuz des Hauptaltares herunter — „dies ist kein Bethaus, sondern es ist eine Mördergrube!"

Jetzt hatte der Pfarrer, hatten die Jünger den wütenden Schwärmer und Bilderstürmer angepackt und nachdem im Dunkel der hallenden Kirche ein längeres, stummes Ringen sein Ende erreicht hatte, schien auch der Kirchenschänder gesättigt zu sein.

„Geh! Laß dich nie wieder blicken! Geh! Du bist vom höllischen Dämon besessen! Geh! Gott straft mich durch dich! Geh! Ich befehle es dir!"

Diese Worte des Pfarrers, mit starker, befehlender Stimme gesprochen, duldeten keinen Widerspruch. Quint sagte: „Kommt!" und ging, hochatmend, starken Schritts, mit den Seinen davon.

Die Sonne war eben heraufgekommen. Sie traten in das blendende, alles überflutende Licht hinaus, wo Quint den Staub seiner Schuhe mit einem Tuche abstaubte. „Geh, geh!" schallte die Stimme des Pfarrers nochmals aus der schwarzen Höhlung der Kirche heraus, und der Verwiesene streckte die Arme in Kreuzesform, nachdem er sich wiederum aufgerichtet, gegen das gewaltige, herrliche Blutlicht des Tagesgestirnes auf und schritt ihm, von den armen Leuten gefolgt, mit einem lauten Aufschrei entgegen.

Als der Pfarrer, bleich und mit zitternder Hand, die Kirchtür diesmal sorgsam mit dem Schlüssel verschloß, sah er die Rotte seiner Besucher bereits weit draußen durch die Felder fürbaß schreiten. Es bedeutete eine Frist für Quint, daß die Freveltat, die er an diesem Morgen verübt hatte, aus irgendeinem dunklen Grunde durch den klugen Priester verschwiegen blieb.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Ohne aufzuhören, ja ohne sich umzublicken, lief nun Emanuel einige Stunden lang und zwar in einer Gangart, der seine Begleiter nicht ohne Mühe folgen konn-

ten. Da sie seit nahezu vierundzwanzig Stunden weder gegessen noch geschlafen hatten, siegten sie manchmal nur gewaltsam über Hunger und Müdigkeit. Gleichsam im Fluge gelang es ihnen, aus dem Planwagen eines Müllers, der ihnen auf der Chaussee begegnete, ein Brot zu erwerben, wovon sie starke Keile abschnitten und im Gehen kauten, nachdem sie ihrem Meister vergeblich davon angeboten hatten.

Dieser spürte, wie es schien, nichts von Hunger und nichts von Müdigkeit. Er schien mit Ungeduld einem bestimmten Ziele zuzueilen. So strebt der Wasservogel, der monatelang nur auf dem Spiegel eines stillen Sees schwamm und der plötzlich Luft unter seine Flügel bekommen hat. Er hielt erst inne, als man am fernen Horizonte die Schornsteine und die Kirchtürme Breslaus zu sehen bekam, und es ward eine längere Rast gehalten.

Der Himmel war nicht mehr wolkenfrei. Meister und Jünger hatten am Rande einer feuchten Wiese, die von Erlen und Weidengebüsch umgeben, ja eingeschlossen war, unweit eines niedrigen Bahndammes, Platz genommen. Von Zeit zu Zeit klirrte in der Nähe ein Draht, der längs der Strecke auf eine weite Entfernung von dem Häuschen des Wärters bis zu einer Bahnbarriere gezogen war, mit Hilfe dessen er, je nach Bedürfnis, den Bahnübergang eines Feldweges öffnen und schließen konnte. Das Vorhandensein vieler alter Erlen, Weiden und Rüstern, etwa steinwurfsweit vom Rande der Wiese entfernt, so wie der rastlose Lärm vieler Rohrsperlinge, zeigte die Nähe eines Weihers an. Es schien eine wildreiche Gegend zu sein, denn es traten nicht nur Rehe, sorglos äsend, auf die Wiesenflächen heraus, sondern man hörte den Laut der Wildente und sah Fasanen aus den erst schwachbegrünten Büschen hervor- und wieder hineinschlüpfen.

Quint saß mit dem Rücken an einen Grenzstein gelehnt,

und die Seinen, die sich im Kreise gelagert hatten und, trotz des ermüdeten Ausdrucks ihrer Gesichter, gespannt nach ihm hinblickten, schienen auf eine Eröffnung gewichtiger Art gefaßt zu sein.

Diese Eröffnung sollte nicht ausbleiben.

Nachdem er nämlich etwas gesagt hatte, dessen Bedeutung ihnen vollständig dunkel war, fügte er andere, wichtige Dinge an, die sie ebensowenig begreifen konnten. Man wird aber annehmen müssen, daß sich seine erste Bemerkung auf den jüngsten Zwischenfall mit dem Priester bezog: „Beinahe dreißig Jahre," sagte er, „haben wir gemeinsam gelebt und sind doch all die Zeit einer dem anderen nicht geboren worden. Als wir einander geboren wurden, an demselben Tage, Morgen und Augenblick, starben wir einander für alle Ewigkeit." Quint fuhr fort und ermahnte die Seinen, sich fortan über sein Tun und Lassen nicht zu wundern. Er habe sie auserwählet, damit sie bis zur letzten Stunde, ja womöglich bis zum letzten Hauch, Zeugen seines Wandels sein sollten. Er wiederholte von jetzt ab oft und sagte es hier zuerst seinen Anhängern, wie er großen Leiden und Martern entgegenginge. Er wies auf die Türme am Horizont, als nach dem Schlachtfeld, zu dem er hinmüsse, und meinte, seine Feinde, die Kinder der Welt, warteten sein. Des Menschen Sohn, erklärte er weiter, müsse immer wieder in der Menschen Hände überantwortet werden. „Ihr sollt nicht glauben," hieß es weiter, „sie werden des Menschen Sohn, der sich Gott allein zum Vater erlesen hat, auch diesmal anders erhöhen, als an den Galgen. Einstmals werden sie des Menschen Sohn anders erhöhen, aber erst, wenn die letzte Auferstehung geschehen ist! Dann werden selbst Blinde seiner gewahr werden."

Alles dies sagte Emanuel nicht mit Trübsinn, sondern mit einem schwer zu verbergenden Rausche innerer Glückseligkeit.

Ein gewaltiger Donner unterbrach aber diesen Redestrom. Es war ein Schnellzug, dessen Wagen untereinander durch

Gänge verbunden waren und dessen eiserne Räder über die Schienen, die sich darunter bogen, vorüberschmetterten. Der Luftzug riß Staub und verdorrte Blätter des letztvergangenen Herbstes in einer wild gen Himmel taumelnden Wolke hinterher. Beide, Meister wie Jünger, hatten die Köpfe herumgewendet und es schien, daß im Augenblick alles, ausgenommen das ungestüme und lärmende Wunder der Zivilisation, vergessen war. Als Quint, dessen staunend geöffnete Augen sich gewaltsam gesammelt hatten, längst aufs neue in das Gehäuse seines Wahnes verkapselt, weiter und weiter sprach, konnten die Jünger, mit Flüstern und Zeichenmachen, über die tafelnden Menschen im Speisewagen, über die vornehmen Damen und Herren an den Fenstern nicht hinwegkommen, die ihren Trupp, dieses Feldbiwak armer Landstreicher, keines Blickes gewürdigt hatten.

Quint fuhr fort:

„Ich habe nicht recht getan, daß ich Gewalt geübt habe im Hause der Gewalttäter. Oder meinet ihr etwa, daß ein Pfaffe" — er gebrauchte zum erstenmal dieses Wort — „daß ein Pfaffe kein Gewalttäter ist? Jeder Pfaffe ist ein Gewalttäter! Und alle zusammen, die sich fälschlich als Diener Gottes bezeichnen, möchten vom Geringsten bis zum Höchsten unter ihnen, lieber heute als morgen, Beherrscher des Himmels und der Erde, Herrscher nicht nur der Menschen, sondern auch Gottes sein."

Quint sprang auf, wie wenn er durch den vorüberbrausenden Eisenbahnzug selbst zur Eile gemahnt worden wäre. Es war nichts mehr in seinem Wesen von der ihm früher eigenen, scheinbar leidenschaftslosen Betrachter-Ruhe, sondern eine ungeduldige Streitbarkeit. Im Gehen sprach er: „Ich lege einen Stein des Anstoßes, einen Stein des Ärgernisses, einen Felsen des Hindernisses in die Welt: daß die Kinder der Welt sich die Räder ihrer Wagen und ihrer Maschinen, ja ihre eigenen Füße und Stirnen zerstoßen sollen! Daran sollen die Kärrner anlaufen und nicht minder die Könige!"

Und einige Male im kraftvollen Fortschreiten wiederholte er: „Ich bin bereit."

Aus allen diesen Reden wußten die Jünger wenig zu machen. Ihr Wesen war erfüllt von dem immer steigenden Fieber ihrer Phantasterei. Ihre Müdigkeit ließ himmlische Vorstellungen einer künftigen Ruhe entstehen. Die Anstrengungen der rastlosen Wanderung machten, daß sie immer wieder von jenem Asyl sprechen mußten, darin das Ende aller Leiden gekommen und das, wie sie meinten, nicht mehr ferne war. Sie fühlten recht wohl die Veränderung, die mit ihrem Meister vor sich gegangen war und wie sie einer Entscheidung zustrebten. Dies, ihre nun entschlossenere Nachfolge, dazu die auf ein dunkles Schicksal deutenden Reden Quints, die er weniger mit ihnen, als mit unsichtbar gegenwärtigen, feindlichen Mächten zu führen schien, erregten in ihnen eine gewisse, allgemeine Besorgnis, Furcht und Bangigkeit.

„Wo habt ihr den böhmischen Josef gelassen?" fragte mit einem Male Quint.

Sie sahen einander betreten an, schwiegen und keiner wollte antworten.

„Ängstet euch nicht und fürchtet euch nicht," sagte Quint, der wohl merkte, daß sich Josef nicht in gutem von ihnen getrennt hatte und die Anhänglichkeit der Seinen nun in ihren Augen zu einem bewußten Opfer geworden war. „Fürchtet euch nicht, denn ihr werdet von dem Hasse der Welt nicht zu leiden haben wie ich, der ich gegen sie zeuge, der ich überall Zeugnis ablegen werde — wie ich denn schon begonnen habe — daß die Werke der Welt böse und ruchlos sind."

In der siebenten Stunde des Abends erreichten Quint und die Seinen Breslau und die kleine Herberge zum Grünen Baum. Der Meister wurde durch die Wirtsfrau, deren Mann eine Schlächterei betrieb, in einem Dachkämmerchen, nach der lehmig und schnell fließenden Oder hinaus,

für sich allein, die anderen Männer in einem Verschlag des Heubodens untergebracht. Alle gingen, nachdem sie, schon während des Kauens beinahe einschlafend, etwas zu sich genommen hatten, sofort zur Ruhe, um erst etwa nach sechzehnstündigem Schlaf gegen Mittag des folgenden Tages wiederum aufzuwachen.

Um diese Zeit sendete Quint Dibiez, den ehemaligen Soldaten der Heilsarmee, mit einigen Zeilen von seiner Hand an Hedwig Krause, die seit etwa einem Monat nach Breslau übergesiedelt war und in einem neu errichteten städtischen Krankenhause jenseits der Oder arbeitete. Keiner der Jünger, Dibiez ausgenommen, der einigermaßen in der Welt herumgekommen war, würde für eine solche Sendung im labyrinthischen Lärm einer Großstadt zu brauchen gewesen sein.

Dibiez hatte die Schwester Hedwig indessen bald ausgemittelt, und es traf sich so gut, daß ihre Erholungsstunden soeben begonnen hatten und sie bereits nach Verlauf einer Stunde, an der Seite Dibiezens, im „Grünen Baum" und in Quintens Dachkammer erschien.

Quint merkte sehr wohl, wie aus dem Mädchen hier in der Stadt eine durchaus neue Persönlichkeit geworden war und daß eine geistige Frische und Beweglichkeit, ja, eine Tatkraft von ihr ausströmte, die von dem etwas schleppenden, mißmutig unbefriedigten Daseinszustand, den er draußen auf dem Lande an ihr gespürt hatte, durchaus unterschieden war. Aber auch Schwester Hedwig sah einen neuen Menschen in Quint. Er war ausgeruht und sein Wesen besaß, gegen früher gehalten, mehr männliche Frische, Festigkeit, ja Heiterkeit.

Das schöne dreiundzwanzigjährige Mädchen, dessen ein wenig strenges Madonnengesichtchen zwei große verzehrende Augen besaß und dessen ganze Erscheinung durch die einfache Schwesterntracht überaus reizvoll zur Geltung gebracht wurde, fühlte sogleich, wie ihre Illusion von dem seltsamen Menschen durch seine Gegenwart noch übertroffen wurde.

Sie hatte ganz ohne Umstände auf Quintens Feldbett-

stelle Platz genommen und erzählte, gerötet und merklich beglückt durch seine Anwesenheit, vielerlei aus ihren eigenen Erlebnissen, nachdem sie ebenso vielerlei und mehr aus der Heimat zu wissen begehrt hatte. Sie berichtete schließlich, ein wenig zögernd, aber von Quint sogleich ermutigt, daß ein Bericht seines Auftretens, sie meinte damit seine verunglückte Feldpredigt, von allen Zeitungen der Provinzialhauptstadt gebracht worden sei.

Wirklich las Emanuel dieses in einem Blatte, das Schwester Hedwig aus einem kleinen Handtäschchen genommen und ihm dargereicht hatte:

Religiöser Wahnsinn. In der Nähe von Miltzsch wurde am ersten Feiertag ein Mensch sistiert, der eine Art religiösen Meetings mitten auf freiem Felde abhalten wollte. Man weiß, daß die Gegend von Miltzsch noch heute als eine Domäne der Orthodoxie zu betrachten ist. Der Verrückte, der, wie einige wissen wollen, sich als den wiederauferstandenen Heiland selbst bezeichnet haben soll, hat schon seit längerer Zeit, und zwar an verschiedenen Plätzen der Provinz sein Unwesen getrieben. Man sagt, daß eine gewisse vornehme Dame, die ihr ungeheures Vermögen in liberalster Weise für ländliche Kirchenbauten zur Verfügung stellt, eine Vorliebe für den sonderbaren Heiligen gefaßt und damit seine Narrheiten unterstützt habe. Er wurde übrigens auch von der Volksmenge, die Gott sei Dank bei uns aufgeklärter als in den Ländern religiöser Heuchelei und hysterischer junger und alter Weibchen, Amerika und England, ist, in gebührender Weise zurückgewiesen.

Lächelnd, obgleich erbleichend, gab Quint das Blatt an Hedwig zurück und sagte dabei: „Ich bin frei geworden von Menschenfurcht. Wenn ich sagen wollte,“ fügte er an, und zwar mit der größten Einfachheit ... „wenn ich sagen wollte: ich sei nicht Christus, Gottes Sohn, so müßte ich mich von meinem Vater lossagen, müßte mich und Christum und Gott vor ihm verleugnen.“

Schwester Hedwig, die dem Berichte nur teilweise Glauben geschenkt und die nun durch die Bestätigung, die er in seinem schlimmsten Teile unmittelbar erhalten hatte, nicht wenig erschrocken war, konnte sich doch von einem einigermaßen betörenden Schauder mystischer Wollust beim Anhören solcher Worte nicht freimachen.

Am folgenden Tage hatte sie, weil Emanuel manchmal leicht hustete und dann zuweilen etwas Blut in seinem vor den Mund gehaltenen Schnupftuch fand, einen ihr befreundeten Assistenzarzt mitgebracht, einen kräftigen, blauäugig-blonden jungen Mann, der von der pommerschen Küste herstammte. Er stellte mit Quint, dessen Geschichte er teilweise durch Hedwig erfahren hatte, eine geduldig hingenommene, eingehende Untersuchung an. Er hatte am Schluß allerdings, da sein Patient, sooft seine Fragen über die körperlichen Angelegenheiten hinausgingen, zurückhaltend blieb, nichts Eigentliches über seine Geistesverfassung herausbekommen, aber er sagte doch, als er einige Stunden später die Schwester im Dienste wiedertraf, daß man es in Quinten mit einem Degenerierten zu tun habe. Sie antwortete ihm: „Degeneriert oder nicht degeneriert! Wer bliebe heute noch auf freien Füßen, wenn man euch Ärzten und euren Diagnosen Gehör schenkte? Übrigens sind Sie Atheist und in Religionssachen ohne Verständnis."

Der junge Arzt wollte das nicht bestreiten. Sein Name war Doktor Hülsebusch. Allein er meinte, wenn er auch für das Religiöse in der Erscheinung vielleicht kein rechtes Verständnis habe, so ginge ihm doch, als einem demokratisch gesinnten Manne, wenigstens nicht das Interesse, von allem Ärztlichen zu geschweigen, für die soziale und menschliche Seite der wunderlichen Erscheinung ab. Die Frage, in welchem Berufe Emanuel arbeite, brachte die Schwester in eine gewisse Verlegenheit. Sie wollte nicht sagen, daß er überhaupt nicht arbeite, und konnte nicht hoffen, dem Arzt begreiflich zu machen, wie er, mit seinem ausschließlichen

Sinn für Gott und das Göttliche, dennoch kein Müßiggänger sei. Der Arzt aber schloß, Quint sei von hektischer Konstitution, brauche reichlich Nahrung und eine gesunde Beschäftigung.

Es mochten seit Quints und der Seinen Ankunft im „Grünen Baum" vier bis fünf Tage vergangen sein, da geriet die gute Stadt Breslau eines Tages durch ein ungewohntes Ereignis, allerdings nur vorübergehend, in eine gewisse Aufregung. Man sah gegen vier Uhr, Sonntags nachmittags, unter dem Gewimmel der Spaziergänger, auf der sogenannten Liebigs-Höhe plötzlich einen Mann auftauchen, seinem Ansehen nach aus dem ländlichen Arbeiterstand. Er stieg auf die Rampe einer dort befindlichen mächtiger Freitreppe und machte, über den aufwärts und abwärts flutenden Strom geputzter Herren und Damen hoch emporragend, Zeichen, aus denen man seinen Wunsch zu reden entnehmen sollte und auch entnahm. Ein Sonntagnachmittag ist, auch wenn die Sonne eines Vorfrühlingstages scheint, nicht immer kurzweilig. So trat denn mit einer gewissen Bereitwilligkeit, nach kurzem Gelächter, eine verhältnismäßige Stille ein. Da schrie nun aber der bäuerische Mensch nichts weiter als dreimal dieselben Worte in die lauschende Menge hinunter: „Ich sage euch, Jesus Christus ist auferstanden!" Darnach sprang er herab und verschwand in der Menge, die mit lautem Gelächter und einem Hagel von Witzen antwortete und ohne zu fragen, wo der Verrückte geblieben war, zu anderen Dingen überging.

Dieser Vorgang hätte nun wohl kaum seinen Weg bis in die Spalten irgendeiner Zeitung gemacht, wenn nicht das gleiche von der Rampe des königlichen Schlosses herab, über der Menschenmenge, auf dem sogenannten Exerzierplatz, ferner auf dem Ring und der Rampe der Rathaustreppe und an mehreren anderen Orten genau um die gleiche Zeit passiert wäre. Unmöglich konnte der Unfugstifter ein

und derselbe Mann gewesen sein, denn erstlich deuteten die Beschreibungen, die gemacht wurden, auf verschiedene Menschen hin und zweitens war dasselbe, und zwar um die gleiche Zeit, unter der Menschenmenge im Scheitniger Park, in Pirscham und auf der Ziegelbastion, sowie auf dem Tauenzienplatze geschehen, Orten, die weit voneinander entlegen sind.

Da alles so kurz verlaufen war, hatte die Polizei weder Anlaß noch Möglichkeit gefunden, einzuschreiten, und als die Berichte in ihren Bureaus und den Redaktionen der Zeitungen zusammenliefen, schien der Vorfall jedenfalls sonderbar, aber weder genugsam verbürgt noch gefährlich zu sein. So war er am Mittwoch bereits vergessen, trotzdem die Zeitungen am Montag abend und Dienstag früh eine Notiz darüber gebracht hatten.

Doktor Hülsebusch hatte sogleich, als ihm die Zeitungsnachrichten zu Gesicht kamen, seinen bestimmten Verdacht gefaßt, und als er Schwester Hedwig auf dem Korridore des Krankenhauses begegnete, meinte er: dies wäre doch ein bedenklicher Streich, und man müsse sich fragen, ob nicht vielleicht noch größeres Unheil, durch vernünftige Einwirkung auf den Freund und Schützling, zu verhüten wäre. Schwester Hedwig, obgleich sie rot wurde, leugnete nicht, daß die sonderbare Tat durch Quinten angeordnet und durch seine Begleiter ausgeführt worden war. Sie sagte, es sei die Absicht Quints, um jeden Preis die Menschen aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln, weshalb er auf dieses Mittel verfallen sei.

Der Arzt behauptete, Schwester Hedwig Krause sähe seit der Anwesenheit ihres Familienheiligen, wie er Quint gutmütig spottend nannte, selber kränklich wie eine durch Wachen und Fasten angegriffene heilige Hedwig, Agnes oder Therese aus. Und er warnte das Mädchen davor, sich von dem „pathologischen" Geist dieses Menschen umnebeln zu lassen.

Schwester Hedwig war schweigend vorübergegangen und hatte nur mit den Achseln gezuckt.

Sie war auch an diesem Tage, wie an jedem, seit er im Gasthaus zum Grünen Baume war, während ihrer Freizeit bei Quint gewesen und hatte, vor kaum einer Stunde, die Frage nach dem Grund seiner seltsamen Maßnahme an ihn gestellt, worauf er mit einem grimmigen Weinen in der Kehle, die Faust auf den Tisch schlagend, die Worte der Schrift, nicht anders, als wären es seine eigenen, gebraucht hatte: „Wahrhaftig, wo diese nicht redeten, müßten die Steine schreien!"

Inzwischen sah es seit dem Ereignis recht wunderlich im „Grünen Baum" und um Emanuel aus. Erstens war die Gegenwart eines Mannes, dem man gewisse Heilkräfte zutraute, unter den kleinen Leuten ruchbar geworden, und zwar hatten Quintens Begleiter, obgleich er leugnete, jemals ein Wunder getan zu haben, teils aus Überzeugung, teils aus einer gewissen Wichtigtuerei, ihn als Wundertäter bekannt gemacht. Emanuel nahm einen tiefen Anteil an der im Grunde kranken Menschenwelt. Es war ihm, als trüge er selbst ihre Krankheit. Deshalb gelang es ihm auch jetzt noch nicht, gegen die Leiden des einzelnen Menschen gleichgültig und gefühllos zu sein. Trotzdem hatte er, sich auf Behandlung Kranker einzulassen, im „Grünen Baum" von vornherein abgelehnt: was natürlich nicht hinderte, daß die Leidenden kamen, den Wirtsleuten zu verdienen gaben, ja sich mit Geschenken an sie heranmachten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Anton Scharf hatte von seiner Bekennertat auf der Rathaustreppe einen achtzehnjährigen Menschen, Sohn eines Postbeamten und Primaner, mit nach Hause gebracht. Der dürftig gekleidete, stark im Wachsen begriffene schöne Jüngling hieß Dominik. Er war ziemlich groß, hatte den ersten

dunklen Bartflaum, wie einen feinen Schatten, um Oberlippe und Kinn, dunkle, melancholische Augen und eine zarte, bräunliche Haut. Er trug schadhafte Schuhe mit ausgeweitetem Gummizug, Beinkleider und Rockärmel waren zu kurz geworden, sein Vorhemd und Kragen, der ohne Schlips war und den niemand ihm wusch, konnten unmöglich sauber sein. Es lag ein schmerzlicher Idealismus in diesem Kopf, der etwas Edles und dabei unsäglich Anziehendes hatte.

Dominik hatte die Worte Anton Scharfs: „ich sage euch, Christus ist auferstanden!" gehört, er war dem Bekenner nachgeschlichen und hatte ihn über Absicht und Grund seiner Handlung ausgefragt. Als er aus einem dunklen Zuge des Herzens Anton begleitet hatte und vor dem Meister dieses grobschlächtigen Jüngers stand, wußte er fast auf den ersten Blick, daß sein Schicksal fortan unlöslich mit dem dieses Menschen verknüpft sein werde.

Er wurde Emanuels rechte Hand.

Eine solche Hilfe brauchte Emanuel, denn er hielt bereits einige Tage nach der Aussendung der Sieben gleichsam regelmäßige Sprechstunde. Es zeigte sich, daß im geheimen viel mehr Menschen, als es den Anschein gehabt hatte, durch das Bekenntnis, Christ sei erstanden, berührt worden waren, und diese hatten den Weg bis zum Herde des neuen Irrglaubens zu finden gewußt.

Unter denen, die Dominik empfing, ehe sie eines Gespräches mit Emanuel Quint gewürdigt wurden, waren keineswegs nur Mädchen, Frauen und Männer aus niederen Volksschichten, sondern auch Baronessen und Gräfinnen, Militärs in Zivil, kurz Leute von Stand und darunter manche prominente Persönlichkeit; sie scheuten sich nicht vor dem übelriechenden, ziemlich verrufenen Platz, der, obgleich über ihn eine Straße führte, nur wie ein Hof wirkte, an dem das Gasthaus zum Grünen Baum gelegen war. Sie traten über die schmierige Schwelle, mutig, wenn auch nicht ohne Schaudern, in den schmierigen, engen, von Fliegen überkrochenen

Hausflur hinein und durch die Tür rechts in das von Käse-geruch und Alkoholdunst gesättigte Gastzimmer, was für die-sen und jenen aus dem Kreise der Vornehmen zum Warte-raum und zur Geduldprobe ward.

In wenigen Wochen tat sich vor Quint der ganze Jammer auch der mittleren und oberen Stände auf, die eine den Neid so stark erregende, glänzende Außenseite zur Schau trugen. Er blickte in ein über alle Begriffe bitteres, inneres Elend hinein, und es kam ihm vor, als wenn dies das echte Antlitz der Zeit wäre.

Da war ein Weib, das ihr vornehmer Mann, nachdem er ihr ewige Liebe und Treue geschworen, physisch vergiftet, geschlagen, um ihr Vermögen gebracht, mit einer anderen betrogen und dann verlassen hatte. Eine Tochter, die von ihrem vergötterten Vater sittlich entehrt worden war. Eine andere Tochter, die ihr würdeloser und deklassierter Papa zum Handelsobjekt erniedrigt und an Kavaliere verschachert hatte. — („Er hat meine Seele zehnmal zertreten!" sagte sie.) — Da war eine andere Tochter, durch ihre Eltern von einem jungen, gesunden, geliebten Mann hinweggerissen und an einen reichen und kranken Roué von Stand zur Ehe verkauft. Da war ein Mann, der vor dem Schlafzimmer seiner ver-götterten Frau fast jede Nacht die Stiefel eines andren Ver-ehrers fand. Ein anderer, den ein geliebtes Weib zu Betrug, Diebstahl und Totschlag verführt hatte. Das Weib eines vornehmen Mannes, der seine Seele vor Quint ausschütten wollte, war eine Trinkerin und kam, zur Landstreicherin er-niedrigt, zuweilen bettelnd vor seine Tür, wo ihre eigenen Kinder, die sie von ungefähr sahen und sie nicht kannten, sich vor der eigenen Mutter entsetzten und ekelten.

Es kam ein Vater zu Quint, der auf seinen Sohn jeden erdenklichen Fluch zu häufen sich für berechtigt hielt: der Sohn hatte an der Kassa seines Vaters Diebstahl, Betrug und Einbruch verübt. Es kamen Leute ohne Zahl, die waren in ihren Berufen unglücklich, das heißt, ihr Beruf erschien

ihnen wie ein Zwang, ein Kerker, ein Unglück, ein Seelenmord, dem sie doch nicht entrinnen konnten, weil er das einzige Mittel war, ihr tägliches Brot herbeizuschaffen. Unter diesen Unfreien, diesen Gefesselten waren hohe und niedrige Militärs, hohe und niedrige Beamte, Vertreter der allermeisten Berufsarten: und keiner wollte gerade das, was zu sein ihn die Verhältnisse zwangen, sondern etwas ganz anderes sein.

Es mußte Emanuel und auch Dominik auffallen, welcher Grad von Demut, Furcht, ja Feigheit, der Mehrzahl dieser Menschen eigen war, die in ihren Kreisen und in ihrer Öffentlichkeit meist mit unbeugsamer Härte und mit nicht minderem Hochmut auftraten. Und weshalb suchten sie eigentlich bei seiner Armut und in seinem schmutzigen Winkel Rat, da ihnen doch ganz andere Ratgeber zu Gebote standen? Sie selber meinten, ihre Welt sei bis obenan von Tücke, Lüge, Heuchelei, Haß und Niedertracht angefüllt. Einer belaure des andern Schritte und sei, sofern dieser auch nur das geringste Zeichen von Schwäche, etwa durch irgendein öffenes Bekenntnis, merken lasse, sofort mörderisch über ihn herzufallen bereit; „denn," sagten sie, „die moderne Gesellschaft ist auf den rücksichtslosen Kampf der Interessen aller gegen alle gestellt. Wehe dem, der auch nur einen Augenblick feindlich um sich zu blicken und um sich zu schlagen nachläßt!"

Es kamen auch viele Leute zu Quint, die über eine widernatürliche Anlage ihrer Natur, die sie vergeblich zu bekämpfen suchten, zu klagen hatten. Es waren solche darunter, deren übrige Wesensart von ganz besonderer Feinheit und Zartheit war, Menschen, die jeden Mut zur Schönheit, zur Treue und auch zum Tode hatten. Manche von ihnen gingen mit dem Gedanken, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, um: eine Absicht, über die sich auch der junge Dominik zuweilen mit Quint auseinanderzusetzen pflegte.

Die Martern der meisten aber, die zu Quint kamen, drehten sich um den Erwerb und Verlust von Geld. Die Sorge

darum vergiftete ihnen Tage und Nächte, verdarb und zerrüttete ihnen Jahr um Jahr ihrer Lebenszeit. Quint glaubte zu sehen, wie die gesamte moderne Zivilisation nichts weiter als eine erzwungene Orgie ohne inneren Sinn, verbunden mit einem faden oberflächlichen Rausche, war, darin sich keiner der Teilnehmer wohlfühlte. „Der Zweck," sagte Dominik, „der Gesamtheit ist entweder der einzelne oder der einzelne braucht die Gesamtheit nicht." Seine Meinung war ferner: die ganze Menschheit sei augenblicklich zu einer schwitzenden, ächzenden, fluchenden Bedienungsmannschaft des großen Molochs Maschine herabgewürdigt, ja sie sei selbst ein Maschinenteil und stünde mit Rad, Achse, Schiene, Kohle und Öl auf gleicher Stufe.

„Das würde nichts schaden," meinte Quint, „wenn nur nicht der ganze Körper, zu dem wir gehören, schlecht und verseucht wäre. Ein schlechter Sauerteig hat das ganze Brot, von innen heraus, verdorben und ranzig gemacht. Außerdem sitzen wie ebensoviele Krebsgeschwüre, verdeckt unter buntem Tuch, blanken Knöpfen, Seide, Hermelin und Spangen von Edelstein, Geschlechtssucht, Ehrsucht, Mordsucht verbunden mit Menschenfurcht in dem Leibe der Zivilisation. Wer will ihn gesund machen?"

In diesen Tagen und allen seinen Besuchern gegenüber empfahl Quint immer wieder dasselbe Heilmittel: „Segnet die, die euch fluchen! bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen! tut wohl denen, die euch hassen! liebet euren Nächsten wie euch selbst! wer dich bittet, dem gib! und wer dir das Deinige nimmt, von dem fordere es nicht wieder! und wer dich schlägt auf eine Backe, dem reiche die andere auch dar! wer dir den Rock nimmt, dem schenke auch noch dein Hemd."

So weit waren die Antworten Quints im ganzen harmlos gewesen. Eines Tages aber kam ein Mensch zu ihm, der fragte, was er tun solle, da er es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren könne, eine Waffe zum Menschenmord in die Hand zu nehmen, aber leider zum Militärdienst ausgehoben

sei. Quint sagte: „Du sollst nicht schwören! So verweigere dem König den Treueschwur!“ Er fuhr dann fort: „Du sollst nicht töten! So lege den Säbel ab, den sie dir umbinden wollen, und nimm das Gewehr, wenn sie es dir reichen, nicht in die Hand!“ „Sie werden mich in den Kerker werfen,“ sagte der Mann. „Dann liege im Kerker!“ gab Quint zur Antwort. „Sie werden mich anspeien, mich verfluchen, mich verachten, mich auf jede erdenkliche Weise mißhandeln, mich aus der Gesellschaft der Menschen ausstoßen.“ Quint sprach: „Das haben sie Jesu Christo auch getan.“ „Wenn sie mich aber töten?“ fragte der Mann. „Dann mußt du sterben!“ sagte Emanuel.

Quint und Dominik, zuweilen mit Hedwig Krause als der dritten im Bunde, machten oft weite Spaziergänge. Dann streiften sie an den Ufern der Oder hinauf oder bewegten sich über die melancholischen Wiesenflächen der scheinbar stillstehenden Ohle, wo sie gelegentlich einen Kahn losmachten, den sie in tiefster Einsamkeit, etwa an eine Weide gebunden, vorfanden, die mit ihren Zweigen ins Wasser hing. In diesem Jahr war der Frühling zeitig eingetreten, und es gab Nächte von einer unendlichen Schwermut und Schönheit in dieser Flußniederung.

Emanuel nahm in den ersten vierzehn Tagen seltsamerweise keine Veranlassung, Hedwig und Dominik gegenüber auf seinen Messiaswahnsinn zurückzukommen. Er ging ausschließlich auf die Sorgen und Kümmernisse des durch ihren Beruf nicht befriedigten Mädchens und auf die Philosophie der Lebensmüdigkeit des ihm mit Leib und Seele ergebenen Primaners ein.

Dominik trug sich mit Selbstmordgedanken.

Menschen, die das Leben bis ins hohe Mannesalter getragen haben, erinnern sich meist gewisser Krisen der Jünglingsjahre nicht und sind nicht geneigt, sie wichtig zu nehmen. Dennoch hat das Leben in jedem Alter die gleiche Wichtigkeit.

Schon deshalb, weil immer der gleiche Einsatz, nämlich die ganze Persönlichkeit, zu Gewinn und Verlust auf dem Spiele steht. Tragik und Heroismus, das beweisen zahllose Beispiele, stehen dem Jünglingsalter ebenso nahe, ja vielleicht näher als jedem späteren. Und jeder Augenblick, in dem die reine und eigentümliche Gefühlswelt eines keusch erwachten Idealismus hochbegabter Jünglingsnaturen von der Erkenntnis der herrschenden Niedertracht und platten Gemeinheit der Welt wie mit einem vergifteten Speer tödlich getroffen ist, wird dieser selbe Speer, nicht selten von der Hand des Betroffenen, mutig und entschlossen weiter bis ins Herz des eignen, körperlichen Lebens weitergeführt. Jahr um Jahr kommen Schiffe mit schwarzen Segeln von den Labyrinthen des Minotaurus zurück.

Die Lehrer hatten Dominik eröffnet, er werde von dem sogenannten Abgangs- oder Reifeexamen zurücktreten müssen, nicht eigentlich mangelnder Kenntnisse wegen, sondern weil er moralisch nicht von der nötigen Reife sei. Der Anlaß, den er für dieses Urteil gegeben hatte, bestand in Freundestreue und kameradschaftlicher Aufopferung. Er war, ohne daß er selbst zum allergeringsten Verrat zu bewegen gewesen wäre, überführt worden, bei gewissen Arbeiten unter Klausur, seinen Nachbarn rücksichtslos mit Rat und Tat hilfreich gewesen zu sein.

Keineswegs war er aber durchdrungen von der eigenen Unmoral, sondern, da er in dieser ekelerregenden Schulmoral den herrschenden, schmutzigen Unsinn der Welt verkörpert wähnte, so kam ihn vor dieser Welt ein tödliches, mit Übelkeit gemischtes Grausen an.

Dominik hat ein Heftchen Gedichte zurückgelassen und eine Anzahl Notizen über Emanuel Quint. Eines Abends, als eben der Mond wie eine riesige, in düsterer Rosenfarbe glühende Kugel am Rande der Ohlewiesen lag, hatte er still im Boot — aber nur dieses einzige Mal, — vor Hedwig Krause und vor Emanuel aus seinen Gedichten vorgetragen.

Seine Seele war, nicht anders wie eine eben geöffnete Blüte, von großer, eigener Schönheit — ja von einer königlichen Schönheit! — dabei aber auch von mimosenhafter Verletzlichkeit. Die gleiche Verletzlichkeit sah er in allen, die seiner Meinung nach unterdrückt und entrechtet waren. Ohne mit irgendeiner Partei Gemeinschaft zu haben, ordnete er sich selbst in die Klasse der Verachteten und Zertretenen ein.

Dies war der Abschluß eines Gedichtes, das er an jenem Abend im Boote mitgeteilt hatte:

Und wie man einst am Anfang deines Lebens
nur mit Verachtung sah auf dich herab,
so ist auch jetzt das Endziel deines Strebens
und deiner Tatkraft ein verachtet Grab!

Dominik war ein Mensch von bewunderungswürdigen, vielfältigen Anlagen und von einer für sein Alter staunenswerten Gelehrsamkeit und Belesenheit. Er besaß einen Reichtum an Kenntnissen aus der Naturwissenschaft. Er liebte kosmologische und kosmogonische Träume. Er sprach, als von zwei gleich großen Wundern, von dem moralischen Gesetze in uns und dem gestirnten Himmel über uns. Er hielt Emanuel Quinten und Hedwig Krause Vorträge, in denen die Namen Giordano Bruno, Herschel und Kepler vorkamen. Er sprach mit funkelnden Augen davon, wie Galilei im Kerker sein: „sie bewegt sich doch!" gesprochen hatte und wie die Menschheit allezeit ihre größten Wohltäter steinige. Er behauptete, wenn er weiter lebe, so werde er künftig mit dem Volk, durch das Volk, unter dem Volk und für das Volk sein Bestes tun.

Als ob er im Innersten zu ihr gehöre, schloß er sich der einstigen romantischen Schule an. Er liebte Novalis, der das Wort gesagt hatte: „Deutschheit ist echte Popularität." Er liebte die ganze Gruppe, weil ihr freies und kühnes Denken nicht in Rationalismus versandete, sondern das Mysterium des Daseins fortgesetzt als solches erkannte und bestehen ließ. Dieser Jüngling vereinigte den Geist und Stolz freier For-

schung mit der mystischen Inbrunst eines mehr katholischen Christentums, das ihn mit einem weichen, sehnsuchtsvollen Lyrismus erfüllte.

Sein Lieblingsdichter außer Novalis war Hölderlin. Nicht nur sprach er in stillen Stunden gern dieses und jenes seiner Gedichte aus dem Kopfe vor, sondern er führte auch den Hyperion in einem zerlesenen Exemplar fast stets in der Tasche.

Was Dominik an Emanuel fesselte, wird vielleicht nach alledem einigermaßen begreiflich sein. Entscheidend für die neuentstandene Abhängigkeit des jungen Genies war natürlich vor allem der Eindruck, den Quintens ganze Erscheinung hervorbrachte. War ihm schon der platteste und gewöhnlichste Mensch ein Mysterium, wieviel mehr dieser Quint, dessen geheimen Anspruch er kannte. So stürzte er sich mit einer vielleicht mehr künstlerischen, als blindgläubigen Sucht in die verwirrende Atmosphäre um Quint hinein. Aber es war dabei ein bewußtes, entschlossenes Wollen in ihm, weil er spürte, daß der Weg des Meisters, den er gefunden hatte, dorthin ging, von wo auch ihm die größte Lockung der Ruhe oder des Paradieses ausstrahlte. Dieser, wie er ihn bereitwillig und aus Überzeugung nannte, heilige Mensch war, wie er selber, gleichsam nur verirrt in die Welt.

Seht — der Fremdling ist hier — der aus demselben Land
sich verbannt fühlt, wie ihr; traurige Stunden sind
ihm geworden — es neigte
früh der fröhlich Tag sich ihm.
Bleibt dem Fremdlinge hold — spärlich Freuden sind
ihm hienieden gezählt — doch bey so freundlichen
Menschen sieht er geduldig
nach dem großen Geburtstag hin.

Im Umgang mit Dominik zeigte Quint seltsamerweise eine, wie ein Ausruhen wirkende, ungeschraubte Schlichtheit und menschliche Einfachheit. Zwischen beiden, schien es, war, ohne jede Verhandlung, stillschweigend ein fester Pakt ge-

schlossen. Es herrschte eine fast magische Einigkeit. Dominik, der, über einem verrufenen Lokal, bei Bahnschaffnersleuten in Schlafstelle war — wo er ein Kruzifix über dem Bett angebracht und ein anderes auf sein Nachttischchen gestellt hatte! — beschäftigte sich trotzdem nicht viel mit der heiligen Schrift, und es wurde auch zwischen ihm und Quint kaum je eine Bibelstelle besprochen, ja überhaupt nur ein religiöses Gespräch geführt. Durch ein Wort, das Quint eines Tages geprägt hatte, als der Name des Heilands gefallen war, ward Dominik betört oder, nach seiner Ansicht, aufgeklärt: „Christus? ich kenne ihn nicht, oder bin es selbst!" hatte es gelautet.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Erst am zehnten Tage nach seiner Abfertigung hatte sich Martin Scharf, mit dem zwölf Jahre alten Gustav Quint, in der Wirtschaft zum „Grünen Baum" eingefunden. Er hatte auf dem Wege nach Giersdorf die eigene Heimat und das Grab seiner Eltern aufgesucht, wo er betete und allen Ernstes den Toten unter dem Rasen mitteilte, es sei gesäet verweslich, um aufzuerstehen unverweslich, und die Zeit sei nahe, wo es in seine Hand gegeben sein würde, sie aufzuerwecken. Hernach, auf dem Wege durchs Dorf, hielt ihn der neue Besitzer seines Häuschens an und er war gezwungen, über den Sonntag bei ihm zu bleiben, um endlich die sogenannte Auflassung des Grundstücks am darauffolgenden Montag, an Gerichtsstelle, vornehmen zu lassen. Nachdem es geschehen und Martin weiter gewandert war, sagte der neue Besitzer, zu einem jeden, der es hören wollte, wie Martin Scharf dermaßen unsinnig in seinem Betragen und Reden wäre, daß man selber, um nüchtern zu bleiben, sein ganzes bißchen Verstand nötig habe.

Der alte Quint empfing Martin durchaus nicht mit Freundlichkeit, und da seine Frau, die immer im beginnenden Frühjahr einen Gemüsehandel eröffnete, nicht zu Hause war und er selbst und August, sein Sohn, von der Reise Gustavs durchaus nichts wissen wollten, gab es lange Zeit niemand, der diesen Eigensinn brechen konnte. Am fünften Tage der Reise Martin Scharfs kam endlich, gegen Abend, die Mutter nach Haus und man konnte nun ruhiger unterhandeln.

Aber auch hier erhielt der gediegene und vertrauenerweckende Martin nur mit Mühe die Einwilligung, den kleinen Benjamin mit sich zu nehmen. Die Mutter weinte viel über Emanuel Quint und überhäufte den Abwesenden mit Vorwürfen. In einem Atem schwor sie, es sei in seinem Kopfe von Jugend an, ja von Geburt an, nicht richtig gewesen, und behauptete, er hätte können nach seinen Anlagen und nach alledem, was ihm geboten worden war, wenn er sich's nur im geringsten wahrgenommen haben würde, die Stütze der ganzen Familie sein. Für alles, was Martin von ihm erzählte, hatte sie nur die Worte: närrisch, nichtsnutzig, übergeschnappt! war aber schließlich doch so weit, besonders weil ihr der kleine Gustav selbst mit dringlichen Bitten zusetzte, den Jungen mit Martin reisen zu lassen. Sie gebrauchte dabei diese bittere Form der Zustimmung: „Gut! ihr wollt mir den Bengel auch noch verrückt machen."

Jetzt widerhallte die Hütte des Tischlers noch einen ganzen Tag lang von heftig geführter, häuslicher Streitigkeit, die endlich, auf das Anraten von Frau Quint, durch einen harten Taler für ihren Mann und einen für August von Martin geschlichtet wurde. Der alte Tischler hatte sich, im Besitz des Geldes, denn auch sofort stillschweigend wie mit seinem Raube davongemacht.

So war denn Martin Scharf strahlenden Auges mit Gustav bei Quinten eingetroffen. Dieser riß seinen Bruder an die Brust, und es war von jetzt ab, während dreier

Tage, so, als ob nur der Bruder auf der Welt wäre und Emanuel sich selbst, seine Sendung, seinen heimlichen Vorsatz, seinen Jesuswahn, seine vergangenen und zukünftigen Schicksale, seine Jünger, Freund und Feinde, kurz, alles außer dem Bruder vergessen hätte.

Das Betragen Emanuels hatte, nicht anders wie das seines jungen Halbbruders, etwas kindlich Rührendes. Er schlief auf dem Sofa und räumte dem Kleinen die Bettstelle ein. Er ersuchte Dominik, oder einen seiner andren Begleiter, diese und jene Kleinigkeit einzukaufen, die der Junge, mit staunenden Augen, etwa in einem Schaufenster entdeckt hatte. Darunter war ein kleines Laubsäge-Handwerkszeug. Stundenlang half ihm Emanuel selbst, eine zierliche Arbeit auszuführen. Auf seine Bitte kauften die Jünger ihm Gläschen voll Selterwasser mit Himbeersaft. Man zeigte ihm Schaubuden, wo wilde Tiere zu sehen waren. Gustav war ein zarter, blonder, durchaus nicht bäurischer Knabe, der, durch die Fülle des Neuen berauscht und beglückt, voll Bewunderung zu Emanuel aufblickte.

Schon am Morgen nach seiner Ankunft hatte Emanuel Schwester Hedwig, unten am Eingang des Krankenhauses, seinen Bruder mit einem merkbaren Stolze vorgestellt. Er sagte es nicht, aber man konnte es seinen Blicken ansehen, daß er es dachte: Solche besitzen das Himmelreich! Und wenn seine Mienen, gleich einem plötzlichen, tiefen Wolkenschatten, der Ernst überkam, so lag es dahinter: Wehe! und sehet zu, daß ihr nicht einen von diesen Kleinen beleidigt! Emanuel schien diesem Knaben gegenüber ganz Hingebung, ja, während einiger Tage, ganz hilflose Abhängigkeit. Er sah die Welt aus des Bruders Augen.

Dominik pflegte eine vertraute Beziehung zu einer Kellnerin. Es war ein Mädchen, das sich in der Gewalt jenes Wirtes befand, der die Bier- und Weinstuben unter der Wohnung des Bahnschaffners, dem Quartiere Dominiks, innehatte. Diese Räume, die eine übelberüchtigte, niedre

Spelunke bildeten, trugen den Namen Musenhain, womit eine hochgelobte Gegenwart die goldene und reine Luft der parnassischen Höhen rückwirkend verpestete und diesen ganzen Gottesberg der Vergangenheit zum Müllhaufen umwandelte.

Elise Schubbrich, so hieß das Mädchen, hatte für Dominik eine ernste, wenn auch resignierte und hoffnungslose Neigung gefaßt. Sie war eines Bahnhofsinspektors Tochter, die, nachdem sie mit achtzehn Jahren ein Kind geboren hatte, wie üblich von ihrem Vater aus dem Hause geworfen und für immer verstoßen worden war. Sie durfte sich nicht mehr blicken lassen, oder, wie er gedroht hatte, er schlüge sie tot.

So wurde sie, ohne Mittel für ihren Unterhalt, ganz natürlicherweise eine Beute für jedermann, ward von der Polizei „unter Sitte" gestellt — das heißt unter Unsitte! — und fand endlich in jenem schrecklichen Giftwinkel Unterkunft.

Elise erschien eines Tages vor Quint, um in einer weinenden Beichte ihr Herz und die ganze Last ihres Elends auszuschütten.

Er sagte zu ihr:

„Deine Eltern, die dich verfluchen, deine Brüder und Schwestern, die dich verachten und verdammen, alle, die über dich und deine Taten Recht sprechen und sie verurteilen, richten nach dem Fleisch. Sünde wird nur durch Sünde verdammt. Ich richte niemand." Worte, womit er sich diesem käuflichen Mädchen gegenüber allerdings auf den vielumstrittenen Boden des Heilands stellte. Er fügte, indem er der Knieenden, wie segnend, die Hand auf den Scheitel legte, noch hinzu: „Steh auf! deine Sünden sind dir vergeben."

Von diesem Tage an liebte Elise Schubbrich, die verachtete Kellnerin aus dem Musenhain, ihren Beichtiger abgöttisch. Da sie immer an ihren traurigen Dienst in der Kneipe gebunden war, aber seine Gesellschaft und die Gesellschaft ihres Geliebten nicht entbehren wollte, hatte sie es zu Wege gebracht, daß Quint ihr den Geliebten nicht mehr durchaus

entzog, sondern mit ihm, an einem der von ihr bedienten Tische, ein und den andern Abend zubrachte.

Man weiß, die Tiefe des Schmutzes, darin ein Mensch gezwungen oder freiwillig watet, ist nicht immer ein Beweis für die Unsauberkeit seiner Seele. So hatte sich denn in einem der Trinkzimmer um einen älteren Künstler, einen Professor für Malerei, auch ein sogenannter Stammtisch gebildet, der aus jugendlich idealistischen Künstlern bestand, unter denen einige allerdings der depravierenden Wirkung des Alkohols und der niedren Erotik bereits verfallen waren. Es ist nicht zu leugnen, daß der Professor selbst, der von seinen Schülern verehrt und umschwärmt wurde, ein Trinker im letzten Grade war, dessen ganze Nahrung am Tage aus einem sauren Hering bestand, den er in ungeheuren Mengen von Bier und von Wein ertränkte. Dominik war diesem Kreise, dem er sich manchmal zugesellte, nicht unbekannt, und der Professor mit dem schwarzen Faunsgesicht und den roten und feuchten Faunslippen, dem ein schwarzer Schopf wild über die düster funkelnden Augen hing, hatte ihn mehrmals mit kicherndem Lachen in bezug auf Elise Schuhbrich „unsern Asra" oder auch „unsern Ritter Toggenburg" zubenannt.

Es machte ein nicht geringes Aufsehen, als Dominik, der etwa vierzehn Tage und länger dem Musenhaine ferngeblieben war, eines Abends mit Quint, in Begleitung des kleinen Gustav und seiner acht ländlichen Mitläufer, wieder erschien. Der Professor, der seine schwarzbewimperten Augen meist halbgeschlossen hielt, konnte sie plötzlich kaum genügend weit aufreißen. Während aber in seiner Umgebung ein allgemeines Gelächter und ein großer Lärm der Begrüßung entstand, hielt er den Blick, wie verstört und erschrocken, auf Quint gerichtet, als ob es ihm bei dem Lichte der Gasflammen und im dicken Dunst von Rauch und Alkohol zu unterscheiden nicht möglich wäre, daß jener ein wirklicher Mensch und keine bloße Erscheinung seines deliranten Gehirnes sei.

In der Flucht der Räumlichkeiten und an den verschiedenen Tischen, die von neun Kellnerinnen — tatsächlich neun, nach der Zahl der Musen! — bedient wurden, sah es, die Gäste anlangend, sehr verschieden aus. Meist allerdings fanden sich solche Gesichter, denen das Zeichen der Venus vulgivaga auf der niederen, weichenden Stirne stand. Hier zechten Leute, die ihren Fäusten, ihrem Anzug und ihrem Betragen nach zu urteilen, wahrscheinlich auf dem Viehhof zu tun hatten, dort hatten sich Leute niedergelassen, deren dürftiges Äußere auf niedere Schreibarbeit, in schlecht gelüfteten Kanzeleien, zu deuten schien. Abgesondert, an einem Tische für sich, der ihm auch unbestritten blieb, saß ein athletischer Mensch, mit tückischen Augen und einem Stiernacken, der vielleicht als Kettensprenger oder mittels der Brechstange seinen Unterhalt fand. Man sah Studenten! Dieser Herr war vielleicht ein Referendar, jener vielleicht ein Regierungsbaumeister! Der Dritte konnte ein auf Reisen befindlicher Pastor sein. Nahe am Ausschank hatte sich eine Tafelrunde lärmender Kleinbürger aufgetan: kurz, es war jenes standesunterschiedlose Gemisch vorhanden, welches entsteht, wenn der Major in Zivil und der Unteroffizier, der Feudalherr und der Oberkellner, der Kommis und der Hausknecht einträchtiglich in dem gleichen, übelriechenden Tümpel fischen gehn.

So weit von diesen Tischen und Räumlichkeiten aus der Eintritt Quints in Begleitung des Knaben und seiner Jünger zu beobachten war, wurden aller Augen sogleich angezogen und es trat in kurzer Zeit, als ob jeder der lebhaft schwatzenden und gestikulierenden Menschen das Ende des gerade angefangenen Satzes vergessen hätte, Stille ein. Dieser, der trank, und jener, der, mit herausgequollenen Augen, begierig an einem zähen Beefsteak kaute, unterbrach einen Augenblick verdutzt seine Tätigkeit. Und es wurde erst nach einiger Zeit wieder in der alten Weise weiter gekaut, getrunken, geschrien, mit den Kellnerinnen gescherzt und an ihnen, mit derben Griffen und rohen Späßen, wiederum das Beste getan.

Als der wunderliche Heilige, dem übrigens alle neun Kellnerinnen sogleich scheinbar bedingungslos zugeflogen waren, am vierten, fünften Tage wieder erschien, war sein heimlicher Span längst scherzweise von den Mädchen unter den Gästen verbreitet worden. Man machte sich lustig über den Narren in Christo, Quint, der seine neue Kirche in einer Kneipe mit Damenbedienung, wie sie sagten, aufgeschlagen habe, deren sauberes Symbol nicht mehr das Kreuz, sondern die rote Laterne war. Aber Quint genoß den Respekt eines Irrsinnigen. Und es mußten erst einige Tage vergehen, bevor man an diesem und jenem Tisch den Mut, ihn offen zu hänseln, fand.

Nach und nach zog die Gegenwart Quints eine Menge verschiedenartiger Elemente an, so daß die Tafel, deren Mittelpunkt er und nicht mehr der malerisch in einen leichten römischen Mantel drapierte Professor war, länger und länger ward. Die Gespräche, die hier geführt wurden, und denen Emanuel, meist ohne einzugreifen, zuhörte, hatten die Kunst, die Literatur, diesen und jenen Zweig der Wissenschaft, soziale Fragen oder philosophische Dinge zum Gegenstand. Man wußte in den Kreisen derer, die an Quint irgendwie ein Interesse nahmen, wo er an mehreren Tagen der Woche zu finden war, und so hatte sich eines Abends Kurt Simon, der jetzt in Breslau eine sogenannte Presse für den einjährigfreiwilligen Dienst besuchte, und eines anderen Abends auch Benjamin Glaser der Tafelrunde eingefügt.

Es wurde Emanuel später zum Vorwurf gemacht, und man schloß daraus auf seine Verkommenheit im Moralischen, daß er nicht nur in dieser Umgebung niederer Sittenverderbnis selbst seine Abende zubringen mochte, sondern auch, solange er bei ihm war, seinen Bruder Gustav mit sich nahm. Ja, er hatte schließlich auch Schwester Hedwig um alle Reputation gebracht, so daß sie aus dem Stande der Diakonissinnen unter dem Protektorat des Gurauer Fräuleins austreten und in dem konfessionslosen Orden vom roten Kreuz ihre

Tätigkeit fortsetzen mußte, weil sie, wie man ihr nachgewiesen hatte, auch eines Abends, in Begleitung des Assistenzarztes Hülsebusch, Gast an der Tafel des Musenhaines gewesen war.

Der kleine Gustav hing an dem Bruder, seit er in Breslau war, mit einer fast besorgniserregenden Hingabe. Den jungen studierten und gebildeten Leuten, die eine reizvolle, oft zur Ehrfurcht erregende Ähnlichkeit in dem Wandel dieses gefährlichen Sonderlings, Quint, mit dem Wandel und Wesen des wahren Heilands hineinsahen, schien der Knabe der am innigsten gläubige Jünger zu sein. Dieses Kindesauge bekannte es, ohne daß ein Schatten von Zweifel die volle Reinheit des Ausdrucks trübte, wie dieser Bruder sein alles in allem: Freund, Beschützer, Herr und Heiland, ja sein Gott oder Abgott war. Der blasse Knabe starb übrigens früh. Er wurde nicht ganz vierzehn Jahre alt. Ihm wäre vielleicht, wenn er weiter gelebt hätte, ein ähnliches Schwärmerschicksal, wie seinem Bruder, beschieden gewesen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Als Emanuel eines Tages von einem gewesenen Stukkateur, namens Weißländer, der sich auf der Breslauer Kunstschule für das Zeichenlehrer-Examen vorbereitete, laut wegen der Gegenwart des Knaben am Trinktisch getadelt wurde, sagte Quint:

„Uns ist eine kurze Frist gegeben. Die Stunden, ja die Minuten, die uns gehören, sind gezählt. Der Abschied steht vor der Tür und ihr könnt nicht wissen, unter welchen Zeichen wir leben und um welche geheime Stunde des Tages und Jahres und zu welchem Ziel wir beide einander geschenkt worden sind. Denn wir wandern von weit her und wandern weit hin, und obgleich wir hier sind, sind wir nicht hier, noch

wir bei euch, noch ihr bei uns. Was ihr hier suchet, das suchen wir nicht, und was ihr hier findet, dafür sind unsere Augen blind. Die Augen der Engel heiligen, was sie betrachten. Glaubt ihr, daß er weniger als ein Engel ist?"

„Das ist furchtbarer Schwulst!" sagte Weißländer, worauf man ihn aber allgemein — der Professor voran! — zur Ruhe verwies.

„Die Worte des Teufels und die Augen des Teufels," schloß dann Quint, „sind es, die Himmel und Erde gemein machen."

„Du bist und bleibst doch eben ein gemeines Luder, Minna," sagte jemand laut am Nebentisch, indem er die Kellnerin, die ihm Bier brachte, mit roher Spaßhaftigkeit auf den Rücken schlug. „Das hätten Sie besser bleiben lassen," sagte darauf, zu dem Fremden gewendet, Dominik. Er hatte bemerkt, wie die Kellnerin halb das Bier verschüttete und nur mit Heroismus die stürzenden Tränen zurückdrängte.

Emanuels Wesen und Betragen machten in diesen Tagen durchaus den Eindruck strahlender Selbstsicherheit und Furchtlosigkeit. In seinen Gang, in seine Haltung, in seinen Blick war eine stolze Freiheit gekommen. Den Augen der Jünger erschien er beinahe gebieterisch. Zu Kurt Simon und Benjamin Glaser aber äußerte Dominik, voll überschwenglich jünglingshafter Paradoxie und Bewunderung, wie in seinen Augen dieser Tischlerssohn das geborene Genie, der geborene Fürst des Geistes, ein König und Herrscher des inneren Himmelreichs, und, wie er romantisch-mystisch sich ausdrückte, mit dem Zeichen allwissenden Schmerzes an der gewölbten Stirn, auf Erden der wahre crucifixus sei.

Nicht ohne tiefe Bewegung konnten die Jünger und Freunde Quints in jener Stunde des Abschieds bleiben, als er sich endlich entschlossen hatte, den kleinen Gustav nach Haus zu entlassen. Meister, Jünger und einige Freunde gaben dem Jungen, der seine Heimreise diesmal unter der Obhut Dibiezens zurücklegen sollte, zu Fuß, bis Schmolz, das Geleit. Unter den Freunden befand sich Hedwig Krause und

außer Benjamin Glaser, sowie Kurt Simon, auch der immer von Quinten eigentlich unzertrennliche Dominik. Es war ein herrlicher Sonntagsmorgen und die vereinten Glocken der Breslauer Kirchtürme, des alten Doms, der Kirche Sankt Magdalenens und Sankt Elisabethens und vieler anderer schickten den Wandernden ihr Geläut bis weit hinaus in die unter dem allgemeinen arbeitsamen Jubel der Lerchen frisch begrünten Felder nach.

Es wurde, während des ganzen Weges, durch die Jünger und auch durch die Freunde der übliche Abstand von Emanuel innegehalten. Die Freunde, und vor allem Dominik, sorgten dafür, daß die zärtliche Schwermut und Feierlichkeit, die über ihm lag, nicht etwa durch grob naives Fragen und Allgemeinverhalten der Jünger gestört wurde. Quint hatte den rechten Arm um die Schulter des Knaben gelegt, dessen rechte Hand fast stets in der seinen haltend. Der Knabe umschlang mit dem linken Arme die Hüfte seines vergotteten Bruders, er legte sein blasses und schwärmerisch blickendes Haupt an ihn an, während ihm ein harter Druck in der Kehle saß und Tränen über die Wangen herabtropften.

Ehe der kleine Gustav, auf dem Bahnhof von Schmolz, mit Dibiez in den Wagen vierter Klasse stieg, warf er sich schluchzend an Quintens Brust. Dieser sagte zu ihm: „Wenn du lebst, wirst du mir nachfolgen! wenn du lebst, wirst du die Taten des Menschensohnes tun! Du wirst niederfahren zur Hölle, sage ich dir, und wirst am dritten Tage wieder auferstehen! Ist es aber anders bestimmt im Rat, so wirst du noch früher mit mir im Paradiese sein."

Diese Worte waren nur halblaut gesprochen, aber doch so, daß Dominik, Hedwig Krause und Martin Scharf sie vernommen hatten.

Auf dem Rückwege bildeten Freunde und Jünger meist eine andächtig lauschende Gemeinde eng um Quint. Der Schmerz des Meisters, die Schwermut des Meisters,

bildete eine unsichtbare Wolke der Wehmut, darin alle atmeten. Während der Wanderung sagte Quint:

„Spürt ihr nicht überall in der Natur das Wartende? Wenn ihr lauscht, wenn ihr euch vertieft, wird es euch nicht unter schmerzlichen Schauern des Glückes deutlich, wie alles dieses, was euch umgibt, wartend, nur vorläufig und nicht endgültig ist? Ist euch niemals der Wunsch gekommen, dort zu sein, wo die von euch strömenden Wellen eures Geistes — und eure Sinne sind Geist! — zu Ende sind? Hattet ihr niemals eine glühende Leidenschaft, dort, an der äußersten Grenze anzufangen? Wer es fassen mag, fasse es!" fuhr er fort.

Dominik wagte einzufügen:

Selbsttötung sei der reale Anfang aller Philosophie und nur dieser Akt habe alle Merkmale der transzendenten Handlung.

Ahnungslos fragten Kurt Simon und Benjamin Glaser gleichzeitig:

„Was, Dominik, wollen Sie sich denn selbst töten?"

Er wehrte ab. „Sie verstehen mich nicht!"

Quint überging diese Zwischenrede und schritt auf dem wirklichen, von Gras und Gänseblümchen gesäumten Feldwege, und zugleich in die mystischen Weiten seiner Seele weiter fort.

„Überall in der Natur ist das Wartende! Oder meint ihr, daß in dem Lerchenjubel, ob unseren Häuptern, etwas endgültig ist? Es ist noch nicht so viel von der Wahrheit, sage ich euch, als in dem Berichte eines Boten Wahrheit ist, der den Bericht eines anderen Boten vernommen hat, der von einem weiß, über den die Rede ging, er habe der Wahrheit einen Hauch verspürt.

Wahrlich, wenn ihr nicht werdet gewiß und gläubig wie dies Kind, das mich eben verlassen hat, so bleibt ihr ferne vom Himmelreich. Wer aber einen von diesen Kleinen verachtet, dem wäre besser, man hinge ihm einen schweren Stein

um den Hals und ertränkte ihn. Ihm wäre besser, sage ich euch. Oder sollte er als ein von Gott vergessener, gottloser Leichnam leben wollen? Gott ist Geist, und wo der Geist nicht ist, ist der Tod, ob auch der Körper lebendig ist. Wer aber im rechten Sinne tötet, der ist es, der im rechten Sinne lebendig macht. Wer aber im falschen Sinne lebendig macht, der übt Mord."

Eine verräterische, fast mädchenhafte Röte, ging, mit dem Ausdruck einer scheuen, versteckten Hoffnung, bei diesen Worten über Dominiks Antlitz hin.

„Ich finde," sagte Kurt Simon, „daß in unserer heutigen Welt das Kind, der Knabe, der Jüngling, unter dem Druck der Geringschätzung und der Verachtung ganz allgemein zu leiden haben."

„Es ist so," sagte Emanuel. „Dennoch müssen wir unsere irdische Predigt gründen auf Hoffnung, wo nichts zu hoffen ist, wie die Apostel es taten, die nach mir kamen!" — Hier horchten Kurt Simon, Benjamin Glaser und Hedwig Krause erschrocken auf, während die übrigen von einem heiligen Schauer befallen wurden! — „die Apostel, die da ‚geglaubet' haben, wie geschrieben steht, gleich mir selbst ‚auf Hoffnung, da nicht zu hoffen war!'

„Tausend Jahre sind vor Gott wie ein Tag," fuhr er fort, „ein Tag, der gestern vergangen ist. Und über alles das wird ein Tag kommen, auch in diese irdische Dunkelheit. Wenn dieser Tag aber nahe ist, so werden der Menschen Söhne und der Menschen Töchter das Angesicht meines Gottes sehen: sie sollen alsdann nicht mehr bloß träumen und weissagen, denn der Geist wird sich ausgießen auf alles Fleisch, und der Geringste wie der Höchste wird alsdann Leben haben und wissend sein.

Denn es ist allein der Geist, der lebendig macht, das Fleisch ist dazu nichts nütze. Gott ist ein Geist. Harret mit allem Fleisch auf die Zukunft unseres Gottes, des Herrn. Ich sage euch aber, daß er ein Feuer in euern Söhnen und

Töchtern anzünden wird, womit er sich in euren Söhnen und Töchtern wird wiedergebären, und daß fortan das Geheimnis des Reiches Gottes nicht mehr wird das Licht unter einem Scheffel sein, sondern des Menschen Sohn und des Menschen Tochter werden im Glanze ihres Tages dem Blitze gleichen und Brüdern und Schwestern des Blitzes, der vom Himmel blitzt und leuchten wird über alles, was im Himmel und unter dem Himmel ist. Harret!"

„Woran sollen wir erkennen," fragte Schmied John, „daß der Tag des Menschensohns nicht mehr ferne ist?"

„Erkennet an mir, meine Kinder," antwortete Quint, „daß er nahe ist. Oder wollt ihr mein Zeugnis bezweifeln? Wer sollte ein gültigeres Zeugnis ablegen, als des Menschen Sohn von des Menschen Sohn? Oder als der Geist des Sohnes Gottes von dem Geiste des Vaters ablegen kann? Des Vaters Geist gibt Zeugnis meinem Geist, auf daß ich hier in der Welt von ihm zeuge. Wer aber unter euch nicht erkennt, wes Geistes Kind ich bin, und daß die Worte, die ich rede, Geist sind und Leben, der ist noch ferne vom Gottesreich."

„Wir erkennen es alle!" riefen die Jünger. Emanuel aber lächelte still und sah einen um den anderen von ihnen mit demselben gütigen, stillen Lächeln an.

„Du hast gesagt: harret," äußerte der immer mit starker Unruhe und mühsamer Aufmerksamkeit Quintens Rede verfolgende Krezig, der Handelsmann ... „du hast gesagt: harret! Also bist du nicht, der da kommen soll, und müssen wir eines anderen warten?"

„Ich bin der Wissende und der Suchende," antwortete Quint. „Ihr aber seid die, die unwissend sind und nicht sehen. Deshalb sage ich euch: Glaubet, dieweil ihr nicht wisset! Und wer an mich glaubet, der glaubet nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat. Deshalb, wenn ihr mich lästert, so lästert ihr des Menschen Sohn, und wahrlich, wie ich gesagt habe: liebet eure Feinde! segnet, die euch fluchen! so will ich euch dennoch lieben und segnen! — Lästert ihr aber

den Geist, so lästert ihr Gottes Sohn und macht den Satan zum Herrn über euch."

Sie näherten sich wiederum der Stadt Breslau an. Quint wies mit der Hand in die dunkle Rauchwolke, die darüber hing. Er sagte:

„Der Satan ist der Lügner, ist der Verbrecher von Anbeginn. Er ist die Lüge und ein Vater der Lüge. Er ist das Verbrechen wider den Geist und ist der Vater des Verbrechens wider den Geist. Satanas ist der Herr der Satzungen. Satanas hat Gott und die Menschen in Kerker gesperrt. Satanas sitzt auf Petri Stuhl. Satanas hat den Schlüssel des Abgrundes als Zepter in seiner Hand und verspricht, mit ihm das Himmelreich aufzuschließen. Satanas hat die Menschen zu Teufeln und Götzen aus Holz, Stein, Erz und bemalter Leinwand zu Heiligen gemacht. Ich aber sage euch: Holz, Erz, Stein, Leinwand können den Menschen nicht heiligen, sondern es ist der Mensch allein, der sie heiligen kann. Deshalb sollt ihr zu heiligen Menschen Gottes werden.

Ihr aber seid die Tempel Gottes, Tempel, die da wandeln und erfüllt sind von Gottes Geist. Andere Tempel, Tempel aus Stein und Erz, Tempel mit Türmen, in denen erzene Glocken hängen, gibt es nicht. Gottes Mund ist nicht von Eisen, und seine Zunge ist nicht ein Glockenklöppel aus Erz. Wer hätte Gott einen eisernen Mund gemacht, und wer hätte ihm eine eiserne Zunge gegeben? Oder ist er ein klingendes Erz, oder eine tönende Schelle? Nein! Gott ist der Geist! und wir wissen, daß er allein der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist der Wahrheit und der Erkenntnis und daß er der Geist der Liebe ist.

Ein Mensch mag des anderen Diener sein, aber er soll nicht Gottes Diener sein. Die da Talare tragen, von den Kanzeln predigen, Gnaden verkaufen, unwirsch zuteilen und vorschneiden und sich Diener und Knechte Gottes heißen, sind in Wahrheit Knechte und Diener von Satanas. Knechte und Diener hat nur Satanas. Gott aber kennt keine Knechte

und Diener. Viel eher ist Gott ein Diener der Menschen, als daß er die Menschen zu Dienern erniedrigen möchte. Ich sage euch: Gott erhöhet die Menschen, sie wären denn gottlos, und wo jemand erniedrigt ist vor Gott, den hat allein der Teufel erniedrigt. Ich aber, der ich von den Menschen erniedrigt werde, bin erhöhet vom Vater, der sich in mir erhöhet hat.

Tretet doch in die Kirchen, wo sie mit schwieligen und verkrüppelten Seelen Totenknöchel und den Leichnam dessen anbeten, den Satan getötet hat, statt daß sie Engel und Gefäße des Geistes selber sind. Womit wollen sie Gott dienen, außer mit Gott? Was können sie Gott aus der Armut ihrer Knechtschaft darbieten? Meinen sie, daß er ein Vater von geprügelten Hunden, winselnden und gefesselten Knechten zu sein begehrt, dessen Füße mit Wollust auf ihren Nacken herumstampfen? Wahrlich, ich sehe die Zeit, wo eure Kirchen, eure Kanzeln und Richterstühle, eure Altäre, wo sie den Menschen Greuel zu essen gaben, werden unter den Boden gesunken sein, der ewig grünen wird von dem freien Wandel und unter den Füßen der Kinder Gottes."

Man sieht, wie diesem neuen Messias die schriftliche Überlieferung der Worte des ersten, echten Messias mit eigenen Zusätzen kaleidoskopisch durcheinander ging, und wie er immer die gleichen Gedanken zu neuen Gruppierungen in sich umwälzte. Freilich schien es, so wie alle diese Worte laut wurden, daß ein Zwang, eine innere Gewalt hier wirksam war, die alles von innen, wie mit dem Hauche der ersten Schöpfung hervorbrachte, und jedenfalls lag für die Zuhörer ein kühner und erneuernder, wenn auch weit mehr berauschender und entzückender, als klärender Sinn darin.

„Was sagen Sie zu der Äußerung Quints von den Aposteln, die nach ihm gekommen sind?" fragte, als die jungen Leute später allein waren, Benjamin Glaser mit einer gewissen eigentümlichen Spannung Dominik. Dieser antwortete:

„Wenn Sie eine rationalistische Antwort suchen, so bin ich dafür nicht der rechte Mann. Dazu hat mich diese Erscheinung zu sehr verzaubert. Novalis sagt: alle Bezauberung geschieht durch partielle Identifikation mit dem Bezauberten, und ich, der Bezauberte, bin mit diesem Zauberer identifiziert. Ich verstehe, ich kenne, ich fühle ihn allenthalben. Er hat mich gezwungen, jede Sache so zu sehen, zu glauben, zu fühlen, wie er will. Und hat er nicht über alle seine Begleiter, Sie und Herrn Simon ausgenommen, eine ähnliche Macht, als über mich?

Ich will Ihnen einen kurzen Dialog, wiederum von Novalis, sagen, der Ihnen statt aller Antwort auf Ihre Frage dienen soll. Ich glaube, ein Leben ohne Magie kann nur von oberflächlichen Denkern gedacht werden. Ich bin gewiß nicht erst vor achtzehn Jahren, durch den Zufall meiner Geburt, in das Universum hineingeraten."

Dominik schloß: „So lautet das Zwiegespräch:

‚Wer hat dir von mir gesagt?' fragte der Pilgrim. ‚Unsere Mutter.' — ‚Wer ist deine Mutter?' ‚Die Mutter Gottes.' ‚Seit wann bist du hier?' ‚Seitdem ich aus dem Grabe gekommen bin.' ‚Warst du schon einmal gestorben?' ‚Wie könnt' ich denn leben?'"

Glaser fragte: „So glauben Sie also an die ewige Wiederkunft?"

„Ich wüßte nicht, was es mehr für sich hätte, nicht daran zu glauben. Ist es weniger ein Wunder, daß ich zum ersten Male geboren bin? Und sehen wir nicht, wie in unserem engen Bereich sich alles unerschöpflich erneuert? Und gibt es außerhalb dieses engen Bereichs, das unser schwaches Bewußtsein beleuchtet, nicht das Bereich der Ewigkeit und der Unendlichkeit?"

Inzwischen war die Polizei auf das Treiben im Grünen Baum aufmerksam geworden und hatte mehrere Schutzleute abgeordnet, die bei den Nachbarn und auch ge-

radezu bei dem Wirt Informationen, wie man es nennt, einziehen sollten. Der Wirt und Schlächtermeister begünstigte Quint, weil in seinem Laden, seit er im Hause war, mehr rohe Beefsteaks und Würste aus Pferdefleisch und in seiner Gaststube mehr Bier und andere Getränke verkauft wurden. Er traktierte den Schutzmann, der in einem guten Verhältnis zu ihm stand, und gab die Versicherung, man habe es in Quint und seinen Anhängern mit harmlosen Muckern zu tun, Betbrüdern, von denen gewiß nichts zu fürchten war.

Therese Katzmarek und Martha Schubert hatten Emanuels Spur entdeckt, waren ihm nachgefolgt und hatten in nahe gelegenen Fabriken Arbeit gefunden. Natürlich benutzten sie jede Gelegenheit, um in der Nähe ihres Abgotts zu sein. Der Wirt erklärte, die Weibsvölker kämen nur meist gegen Abend zur Betstunde, und wirklich hielten die Jünger Quints täglich mehrmals, auch hier, in einem hinteren Zimmer des Gasthauses Betstunde ab. In diesen Versammlungen, denen Emanuel selbst nicht beiwohnte, ging es nach dem Zeugnis des Wirtes überaus ordentlich und gesittet zu. Er machte zum Lobe dieser Zusammenkünfte geltend, daß eines Abends ein großer Stein von Sozialdemokraten, die aus einer Versammlung gekommen wären, durch die Scheiben in das Zimmer geworfen worden sei, weil der Gesang eines Kirchenliedes sie empört habe. Der Freund und Schutzmann bewies indessen, bei allem Hunger und Durst, den er entwickelte, im Ausfragen eine gewisse Zähigkeit und wollte nicht nur über Dominik, sondern auch über Hedwig Krause, Benjamin Glaser und Kurt Simon, sowie über alle andren Besucher Bescheid wissen. So wagte der Wirt ihm nicht zu verschweigen, wie auch der Agitator Kurowski eines Tages unter diesen Besuchern gewesen war.

Was die Leute, die Quint noch immer täglich heimsuchten, eigentlich von ihm wollten, wußten der Wirt und die Frau des Wirtes nicht. Sie hatte gelauscht, natürlich nur zufällig,

weil ihre Plättkammer neben dem Zimmerchen Quints gelegen war, und konnte versichern, irgend etwas Ungehöriges wäre jedenfalls niemals vorgekommen, auch dann nicht, wenn schlechte Weibsbilder von der Straße ihn besucht hätten. Es seien auch solche Mädchen gekommen, denen man wohl hätte anmerken können, daß sie Freuden entgegensahen und in der Verzweiflung Hilfe von ihm zu erlangen gehofft hätten. Aber er habe auch hier weder jemals ein Medikament verabreicht, noch etwas Verdächtiges getan. So sei denn auch die eine etwa durch seine Worte getröstet, die andere enttäuscht davongegangen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Nach einiger Zeit fand im Musenhain jener vielbesprochene Abend statt, der den Kreis der dort Vereinigten sprengte und die Besuche in dem schlimmen Lokal zum Abschluß brachte.

Hedwig Krause war erschienen, aber nicht in Schwesterntracht, und hatte, gleichsam zum Schutz, den in persönlich moralischen Dingen äußerst braven und gediegenen Doktor Hülsebusch mitgebracht. Dieser nun wieder hatte schon längst den Wunsch gehabt, das Treiben um Quint, wie es sich in dieser verrufenen Umgebung abspielte, aus der Nähe zu beobachten. Es war damals nicht ganz ohne Gefahr, den Sitzungen solcher Konventikel beizuwohnen, da man überall geheimbündlerische Tendenzen witterte, denen ein gewisses Ausnahmegesetz, das in jenen Zeiten in Kraft war, mit drakonischer Strenge zu Leibe ging. Aber gerade diese Strenge bewirkte einen zähen und fanatischen Widerstand und trug dazu bei, daß sich in vielen guten, jugendlichen Köpfen kühne und revolutionäre Ideen in Menge bildeten. Man rechnete allen Ernstes mit einem gewaltigen, allgemeinen gesellschaft-

lichen Zusammenbruch, der spätestens um das Jahr neunzehnhundert eintreten und die Welt erneuern sollte. Wie die armen ländlichen Professionisten, die den Spuren des Narren gefolgt waren, auf das Tausendjährige Reich und auf das neue Zion hofften, so und nicht anders hofften die sozialistischen Kreise, und diejenigen jugendlichen Intelligenzen, die ihrer Gesinnung nahe standen, auf die Verwirklichung des sozialistischen, sozialen und also idealen Zukunftsstaats.

Über vielen Tischen politisierender Volkskreise schwebte damals, verquickt mit dem Bier- und Zigarrendunst, gleich einer bunten, narkotischen Wolke, die Utopie. Was bei dem einen diesen, bei dem andern jenen Namen hatte, war im Grunde aus der gleichen Kraft und Sehnsucht der Seele nach Erlösung, Reinheit, Befreiung, Glück und überhaupt nach Vollkommenheit hervorgegangen: das gleiche nannten diese Sozialstaat, andere Freiheit, wieder andere Paradies, Tausendjähriges Reich oder Himmelreich. Diese sich immer neu erzeugende Wolke des Zukunftsstaates oder Zukunftsreichs war auch über den Köpfen der Gesellschaft im Musenhain stets gegenwärtig.

Dominik saß zur Linken, Hedwig Krause zur Rechten Quints, und die Eltern des Mädchens würden nicht wenig erschrocken gewesen sein, ihre Tochter in solcher Umgebung zu sehen. Übrigens war der Leiter ihres Krankenhauses ein berühmter medizinischer Forscher und Arzt, der liberale Ansichten hatte und sogar, über Doktor Hülsebusch und Schwester Hedwig hinweg, selbst ein Interesse an Quinten nahm. Sein Haus vor der Stadt war ein in Deutschland bekannter, gesellschaftlicher Mittelpunkt. Er liebte Musik, er unterhielt mit den meisten bedeutenden Geistern der Nation, im Gebiete der Literatur und Kunst, Beziehungen. Kinderlos und bemittelt unterstützte die Gattin junge begabte Menschen, Künstler und Künstlerinnen, und ein gewisser junger Maler, Bernhard Kurz, wurde von Professor Mendel und seiner Gattin wie ein eigener Sohn gehalten.

Da nun Hedwig Krause zuweilen in die Familie ihres Chef-Arztes gezogen worden war und Bernhard Kurz, den sie von dorther kannte, ebenfalls, nicht weit von ihr, in der Tafelrunde dieser schlechten Spelunke saß und überdies Menschel selbst einmal zu ihr gesagt hatte: eine Person, wie Sie, Schwester Hedwig, kann und soll ohne Schaden überall hingehen! so fühlte sie bald die Unsicherheit und das Unbehagen, das sie beim Eintritt befallen hatte, nachlassen.

Sie war überdies nicht die einzige Frau in diesem Kreis. Ihr gegenüber saß, neben einem nicht sehr großen, einem russischen Bauern ähnelnden Menschen, ein junges Weib, das immer wieder schmachtend und abhängig nach den kleinen, unter Bart, Haupt- und Wimpernhaar fast verborgenen, blöde zwinkernden Schweinsäuglein ihres Nachbars hinblickte. Dieser Nachbar, der ein fast immer subsistenz- und obdachloser Dichter war, zog zuweilen ein Blättchen heraus, auf das er mit Bleistift Notizen machte. Sein Name war Peter Hullenkamp und der seiner Freundin Annette von Rhyn.

Peter Hullenkamp, mit Bettfedern im verwahrlosten Haar und dem langen kaftanartigen Paletot, den er deshalb nicht auszog, weil er ihn direkt auf dem Hemde trug, war eigentlich eine Apostelgestalt. Kurt Simon erschien er wie ein Waldbruder. Dem jungen Dominik wie ein zynischer Philosoph des Altertums. In Wirklichkeit war er ein zeitfremder Mensch, hinter dessen steiler, gewaltiger Stirn sich eine ferne Zukunft und eine ferne Vergangenheit in ein ewig gärendes Märchen zusammenbildete. Auch Annette von Rhyn, die überall neben ihm herlief, wie Antigone neben dem blinden Ödipus, war vollkommen durch ihn und er durch sie in dieses brodelnde Märchen eingeschlossen. Sie nannte ihn abwechselnd einen König von Taprobane, einen Kaiser der sieben schwimmenden Silberinseln, einen Aufseher der hängenden Gärten der Semiramis. Vier Wochen lang nannte sie ihn den Herzog von Ophir, die nächsten vier Wochen lang war er ihr Harun

al Raschid, der Kalif, und sie lebte mit ihm, indem sie ihm seine Flöhe absuchte, an den mit Früchten, Gewürzen und Getränken überlasteten Tischen in den Palästen und bedient von den vielen hundert Sklaven ihrer Einbildung.

Außer Hedwig Krause und Annette von Rhyn hatte, die Kellnerinnen natürlich ausgenommen, noch eine dritte Frau, Josefa Schweglin, eine russisch-polnische Studentin aus der Schweiz, den Mut gehabt, sich in das Bereich der berüchtigten Kneipe und in das Bereich des Narren vom Grünen Baum, wie Quint hier genannt wurde, hinabzuwagen. Dieses Mädchen, das mit jenen Kreisen Fühlung hatte, die Turgenjeff die nihilistischen nennt, war erfüllt mit eigenen Ideen und hatte, außer einer großen Befähigung und Leidenschaft für die Mathematik, eine noch stärkere Leidenschaft für alles, was in der Seele des niederen Volkes nach Freiheit, Erlösung und Leben rang. Auch ihre Parole war: Alles mit dem Volk, für das Volk, durch das Volk, obgleich sie aus einem hochmütig-adelsstolzen Hause stammte und, wie viele ihrer russischen und polnischen Mitschwestern, mit seidenen Kleidern, Equipagen, Dienern und Gouvernanten aufgewachsen war.

In diesem Kreise geistvoller und gebildeter Leute, wie überhaupt unter den Eindrücken der großen Stadt, waren die sieben ländlichen Anhänger Quints etwas schüchtern und kleinlaut geworden. Aber sie hielten mit Augen, in denen die mystische Flamme flackerte, ihren mit leidenschaftlichen Opfern erkauften Messias festgepackt — und es war ein Bann, den er spüren mußte und mit dem auf keine Weise zu spaßen war, ebensowenig, als man ihm so und so zu entrinnen hoffen konnte. Diese einfachen Männer mochten bescheiden und schüchtern sein, aber sie ließen sich im Grunde keinen Pfennig von dem, was sie von Quint glaubten fordern zu dürfen, abhandeln. Wehe aber, wenn er etwa eines Tages als eine Art Zechpreller vor ihnen stünde.

In Wahrheit hatte Emanuel für sein Teil mit dem Leben abgeschlossen und eben darum eine volle Empfindung der

Unabhängigkeit, der Freiheit erlangt. Aber er fühlte recht wohl, wie das Leben hier in der Stadt ihn mit tausend neuen Organen umklammern wollte. Während er zwar die Gleichgültigkeit und den Haß der großen Masse deutlich empfand, fühlte er doch auch immer mehr Augen mit spannungsvoller Erwartung auf sich gerichtet und wußte, daß sie, ohne eine Art endlicher, übernatürlicher Offenbarung, nicht wohl würden zu befriedigen sein. Es gab auf seinem Wege hier mitunter für ihn weder ein Vorwärts noch Zurück. Oft dachte er, aus dem Boot, wenn er allein auf der Oder schwamm, in den Fluß zu verschwinden. Aber er hoffte und harrte, beinahe mit heißer Sehnsucht, auf eine ahnungsvoll vorausgefühlte, andere Todesart, die er aus dem Unbekannten heraus bestimmt erwartete. Immer wieder ward er enttäuscht, wenn sie der Abend nicht gebracht hatte und die Sonne eines neuen Tages wiederum in sein Fenster schien.

Während also die buntgewürfelte Tafelrunde, und mancher außerhalb der Tafelrunde, der Entpuppung des unerklärlichen Menschen, wie einer Erlösung entgegensah, stiegen in diesem immer stärkere Wellen empor, die dem Tod durch Fügung des Schicksals, wie einer Erlösung entgegenfluteten.

Dominik hatte zu seiner Geliebten, Elise Schuhbrich, gesagt, Quint sei ein Mensch, der in einer erhabenen, innerlichen Größe über das Erdreich wandele. Die ganze Person erhebe sich bis in das Göttliche hoch hinaus, während er kaum mit den Füßen in der platten Gemeinheit ihrer niedren Umgebung stünde. In der Tat hatte Emanuel Wallungen überirdischer Größe und Erhabenheit. Er sagte selbst wiederholt zu Dominik, wie er sich allbereits dem Unsichtbaren überall näher verbunden fühle als dem Sichtbaren. Der Weber Schubert meinte, daß er schon halb im Himmel sei.

Im ganzen war seine Stellung in der Tafelrunde, wo die Jünger ihn anhimmelten, der Professor ihn für ein gutes Modell und sonst für einen sensationellen Narren nahm,

wo dieser junge Künstler ihn für ein Genie gelten lassen wollte, der andere ihn für einen von Schwachsinn Geschlagenen hielt, mehr lächerlich als beneidenswert. Besonders da zwar ein jeder von dem starken Eindruck seiner Persönlichkeit getroffen, aber doch im letzten Winkel der Seele nicht sicher war, ob er es mit einem reinen und gutgläubigen Toren oder mit einem bewußten, abgefeimten Betrüger zu tun hatte. Die aber, ohne im Sinne des Köhlerglaubens gläubig zu sein, mit starker Verehrung dem einzigartigen Wesen Quints ergeben waren, und zwar nicht ohne eine gewisse, mystische Gläubigkeit, waren: die russische Polin, der haarbuschige Dichter Peter Hullenkamp, Kurt Simon, Benjamin Glaser und vor allem Hedwig Krause, Elise Schuhbrich und Dominik.

Als die Gesellschaft, zahlreicher als an jedem früheren Abend, eine Weile über alltägliche Dinge plaudernd beisammen war, fing man bereits an den übrigen Tischen und Räumen des Lokales an, sich über sie aufzuhalten. Nach einiger Zeit fand eine Genossenschaft halb betrunkener Kommis es für angebracht, halblaut das fromme Lied „Ach bleib mit deiner Gnade!" unterbrochen von „Du bist verrückt, mein Kind, du mußt nach Berlin!" anzustimmen.

Es war in der kleinen Gasse kein starker Wagenverkehr, dennoch hörte man durch die Fenster, die außen mit Läden verschlossen waren, durch das Geklapper der Bierseidel und das Geträller der Kellnerinnen, den dumpfen Rumor einer großen Stadt. Der blonde, verstandestüchtige Doktor Hülsebusch, der sich eigentlich vorgenommen hatte, dem Idol Schwester Hedwigs einmal gründlich den Puls oder auf den Zahn zu fühlen, erörterte, während die übrigen in einzelnen Gruppen andere Fragen behandelten, mit Dominik das Für und Wider der Vivisektion. Dominik machte starke Einwände, während Hülsebusch alle entsetzlichen Folterqualen, die man den Tieren im Dienste der Forschung auferlegte, im Interesse

der Menschheit für notwendig hielt. Dominik meinte: Schuld zeuge Schuld, und wenn es auch nur das Verbrechen am Tiere wäre, so hätte im Grunde die Menschheit nur den Fluch, der in allem Verbrechen liege, davon. Übrigens hätte die Menschheit bereits einen so großen Erkenntnisschatz, daß sie ihn gegen die Summe des massenhaften, brutalen Unsinns, der die Welt beherrsche und der von einer niedrigen und beschränkten Selbstsucht getragen sei, nur durchzusetzen brauche, um von dem größten Teil der Übel, denen sie jetzt mit falschen Mitteln zu Leibe gehe, befreit zu sein. „Sie wenden sich also gegen das Recht der freien Forschung!" sagte Hülsebusch: während mehrere Male das Wort „Gemeinheit" über den Tisch herübergeflogen kam, das der Professor ausgesprochen hatte und das sich auf Vivisektion bezog. „Wenn Sie das Recht der freien Forschung unterbinden, meine Herren," rief Doktor Hülsebusch, „wie wollen Sie denn jemals zu erträglichen allgemeinen Zuständen kommen?" „Die Wissenschaft!" rief ein Herr vom Nebentisch ... „die Wissenschaft hat uns zurückgebracht!" „Ein solches Wort kann nur jemand aussprechen, der von Wissenschaft eine ebensogroße Ahnung wie ein Droschkenpferd von Klavierspiel hat!" entgegnete Doktor Hülsebusch. Der fremde, starke Herr vom Nebentisch, der schon erheblich getrunken hatte, trat darauf an die Gesellschaft heran und fing an, von einem gewissen Leiden zu klagen, das er nicht näher bezeichnen wollte und das seit vier Jahren, unter den Händen von mindestens fünfzehn Ärzten, nur schlimmer und schlimmer geworden sei. „Solche Leute wie Sie", rief Hülsebusch, „die sich mit ihrem Leiden nach vier Jahren noch immer in solcher Umgebung herumtreiben, könnte nicht einmal Gott selber gesund machen. Wir lernen nach und nach," fuhr er fort, „mittels der Wissenschaft die Natur beherrschen!" „Lernten wir uns doch erst selbst beherrschen," sagte Dominik. „Was wollen Sie denn mit aller Ihrer Selbstbeherrschung anfangen?" fragte Hülsebusch, „gegen solche furchtbare Feinde der Menschheit wie Cholera,

Blattern, Lues und Tuberkulose, lieber Freund? Da müssen doch eben wir Ärzte heran." „Gute Luft, Bewegung, Sonne, Seife," warf Benjamin Glaser ein, „ist meiner Ansicht nach das ganze ärztliche Evangelium."

Jetzt redete Quint, und in dem Kreise der gebildeten Leute erregte die veraltete und dabei biblische Form seines Denkens eine mitleidsvolle Betretenheit, die sich in einem zwiefach höflichen Aufhorchen ausdrückte.

„Der Satan," sagte Quint mit einer bald hohlen, bald leise klingenden Stimme, „ist der Feind und Mörder von Anbeginn. Wer aber ein Leib und ein Geist ist mit Gott, hat das ewige Leben. Der Satan allein brachte Krankheit und Tod in die Menschenwelt. Des Satans Fluch, unter dem wir leben, heißt Feindschaft, Haß, Selbstsucht, Gesetz und ewig sich wiederzeugende Sünde durch das Gesetz. Kann jemand meinen, daß Krankheit etwas anderes als Sünde ist? Der Teufel war des Gesetzes Anfang, und des Gesetzes und also der Sünde und also der Krankheit Ende wird Christus sein."

Elise Schuhbrich hatte ihre beiden Arme ungeniert, hinter dem Stuhle Dominiks stehend, über seine Schultern gelegt und er hielt ihre Hände in den seinen, während sie mit einem ernsten, etwas müden Gesichtchen, unter schweren, blonden Flechten andachtsvoll auf Quinten herabblickte. Auch ihr Geliebter blickte auf Quint. Als dieser schwieg, trat eben der Agitator Kurowski grüßend von der Straße herein und hing seinen Überrock an den Kleiderständer, nahm dann ein Spiegelchen, kämmte sich, bestellte Bier, faßte die Kellnerin unter das Kinn und hatte dann schließlich zwischen Kurt Simon und der russischen Polin Platz gefunden.

„Gut!" sagte Hülsebusch, ohne merken zu lassen, daß er es seiner Meinung nach, mit einem Irren zu tun hatte, zu Emanuel Quint. „Gut! Aber das können wir doch nicht den Kranken sagen, die zu uns kommen und fordern, daß man sie gesund machen soll.

Ich sage Ihnen übrigens offen: ich bin ein Gegner des

Christentums. Ich bin mit Goethe, Schiller und unseren größten Philosophen der Ansicht, es ist durch die christliche Lehre ein lebensfeindliches Element in die europäische Menschheit gekommen. Das Christentum hat zum Beispiel mit der Verdammung, Entheiligung und Entwürdigung des Geschlechtslebens allein schon maßloses Unheil angerichtet. Es hat den Vorgang der Liebe der Geschlechter, aus dem die neuen Menschen hervorgehen, auf eine Stufe mit den Vorgängen in einer Latrine oder Kloake gebracht. Ja sogar auf eine noch tiefere Stufe. Ich betrachte das Christentum noch immer überhaupt als den wahren Krebsschaden unserer gesamten menschlichen Zustände."

Ein Murmeln ging durch den Jüngerkreis, aber Anton Scharf, der mit stotternden Worten dreinfahren wollte, ward durch einen Wink seines Meisters zum Schweigen gebracht.

Dann sagte Quint:

„Es ging ein Sämann aus zu säen seinen Samen, und indem er säete, fiel etliches an den Weg und ward zertreten, und die Vögel unter dem Himmel fraßen es auf. Und etliches fiel auf den Fels, und da es aufging, verdorrete es, darum, daß es nicht Saft hatte. Und etliches fiel mitten unter die Dornen, und die Dornen gingen mit auf und erstickten es. Und etliches fiel auf ein gutes Land. Da es aber aufgehen wollte, kam der Feind des Nachts und säete Unkraut darunter aus. Und es war am Tage der Ernte kein gutes Jahr und nach Frost und Hitze, nach Meltau und Hagelschlag, waren wenige Körnchen Weizens übriggeblieben."

„Er könnte sich gut etwas deutlicher ausdrücken," bemerkte Weißländer zynisch, „ohne seiner Stimme Zwang anzutun." Josefa Schweglin aber, die mit Bewußtsein die gleiche Anrede wie die Jünger brauchte, sagte: „Sie meinen also, Meister, daß unser heutiges Christentum Fels, Weg, Dornen, Hagel, Brand, Meltau, kurz alles andere, nur nicht der ursprüngliche Weizen des Sämanns ist. Nun gut! Aber ist überhaupt auch nur ein Körnchen des alten Weizens übriggeblieben?"

„Was müßte geschehen, wenn ein Körnchen des alten Weizens übriggeblieben wäre?“ fragte, statt zu antworten, Quint.

„Es müßte in gute Erde gelegt werden.“

„Es sei denn, daß ein Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, anders bleibt es allein und trägt keine Frucht,“ fuhr Quint fort. „Du hast recht geredet!“

„Demnach, wenn wir Sie richtig verstanden haben, sind Sie im Sinne des heute herrschenden, römisch-katholischen, griechisch-katholischen oder protestantischen Christentums,“ bemerkte Kurowski, „durchaus kein Christ?“

„Ich bin die Auferstehung und das Leben!“ sagte Quint.

Diese letzte Bemerkung bewirkte eine allgemeine Bewegung unter den Anwesenden. Keiner von ihnen hätte eigentlich sagen können, welcher Art die Wirkung war, die sie ausübte. Wenn der eine sich in seinem christlich-religiösen Gefühl, dessen doch jeder, wenn auch zurückgedrängt, noch genug besaß, verletzt fühlte, der andere beleidigt, der dritte erschrocken war, der vierte und fünfte mit lauernder Spannung weiteren Offenbarungen des Tollhauskandidaten entgegenpaßte, so hatten doch alle zugleich, selbst Doktor Hülsebusch, einen unerklärlichen, tiefen Schauder gefühlt. Jedes Auge war auf diesen fest in seinem Wahne begründeten, neuen Messias gerichtet, selbst von dem vorausgesetzten falschen Schein wie von etwas Übernatürlichem angezogen. Nie hatte man mit so leidenschaftlicher, fast quälender Gier hinter das Geheimnis eines Geistes zu dringen begehrt.

„Ich sage euch aber, das Geheimnis des Reiches, das Senfkorn im Acker der Menschheit heißt Selbstlosigkeit!“ Und Quint unterließ nicht, wieder gewisse entscheidende Sätze der Bergpredigt wie: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen!“ hinzuzusetzen.

„Ist wirklich die Befolgung jener Sätze und der Umfang der heute geübten Selbstlosigkeit gleich dem Umfang des

Reiches Gottes auf Erden, so muß man allerdings sagen, daß es noch immer nicht größer als ein Senfkorn ist," sagte Fräulein Schweglin.

Doktor Hülsebusch aber rief: „Die Entwicklung, ein menschlicher Staat, die Kultur überhaupt, ist nicht zu gründen auf Selbstlosigkeit. Kampf, Selbstsucht bleiben die mächtigsten Triebfedern. Das Christentum hat es darum auch in zweitausend Jahren mit dieser falschen Tendenz nur zu einer ungeheuren Heuchelei, zu einem ungeheuren Fiasko gebracht. Die Welt wird überall von Selbstsucht getragen, die Nationen werden durch Selbstsucht aufrechterhalten, von Selbstsucht werden alle großen und kleinen Handlungen der Menschen untereinander diktiert und inspiriert. Die Kirche übt die Herrschaft in Gott und fordert dafür die Knechtschaft in Gott. Die Herren wollen sich gegen die Herren und gegen die Knechte, die Knechte gegen die Knechte und gegen die Herren durchsetzen. Da ist nicht einer in den wilden Interessenkämpfen unserer Zeit, der nicht seine eigene Festung ist. Soll er nun also selbstlos sein und sogleich seine Festung schleifen lassen? Das allersterilste Prinzip, das es geben kann, behaupte ich, ist die Selbstlosigkeit: denn wer sie wirklich und mit ganzer Folgerichtigkeit wahr machen will, der müßte, um den Frieden um jeden Preis durchzusetzen, vom Schauplatz oder vom Kampfplatz abtreten, der müßte freiwillig aus dem Leben gehen. Damit würde, horribile dictu, Selbstmord die echte christliche Forderung, die eigentlich letzte Folge der Lehre sein."

„Töte die Selbstsucht und wenn es nicht anders sein kann," sagte Quint, „so töte dich selbst. Und wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer sein Leben nicht lieb hat, der wird es gewinnen, sage ich euch."

Nun ereignete sich ein Zwischenfall. Benjamin Glaser, der möglicherweise ein wenig zu hastig getrunken und bisher, den Kopf in die Hand gestützt, keinen Blick von Quinten

verwendet hatte, schien plötzlich durch Wort und Anblick des Narren vom Grünen Baum widerstandslos, gleichsam in einen Strudel hineingezogen zu sein. Er sprang auf und sagte mit fester, lauter und bebender Stimme: „Meister, was soll ich tun, um deiner würdig und des ewigen Lebens, von dem du sprichst, teilhaftig zu sein?“

Kurt Simon versuchte Benjamin, während er leise und eindringlich redend seine Erregung beschwichtigen wollte, auf den Stuhl niederzuziehen. Der Professor sagte: „Wir sind aufgeklärte Leute und Künstler, hysterische Weibspersonen sind wir nicht!“ „Machen Sie doch um Gotteswillen keine Geschichten,“ sagte Bernhard Kurz, „wir werden ja im höchsten Grade lächerlich! Die Leute werden ja aufmerksam!“ „Das geht weiß Gott etwas weit,“ sagte Weißländer. „Sollen wir uns denn hier von einem Primaner, einem durchgefallenen Abiturienten“ — gemeint war Dominik — „und einem Fuchs im ersten Semester unsterblich blamieren lassen?“

Inmitten dieses Durcheinanders von Worten erhob sich jetzt feierlich die Apostelgestalt Peter Hullenkamps. „Ich sage euch,“ rief er, „laßt ihn reden. Ihr seid ein banales, plattes, flaches, gottverlassenes Geschlecht, das von dem wahren Geiste des Christentums keine Ahnung hat. Trinkt euer Bier und raucht eure Giftstangen, aber spuckt nicht den Unrat eurer Seelen aus, wenn eine Raupe, die verpuppt im Staube gelegen hat, zum erstenmal ihre Schmetterlingsflügel ausbreitet. Weiter,“ wandte er sich an Benjamin Glaser, indem er einen ihm dargebotenen Schnaps bis zur Neige trank, „immer vorwärts, junger Idealist! Weiter, lassen Sie sich nicht abschrecken!“

Die Worte des Dichters, verbunden mit dem Trunk, den er tat, lösten unwiderstehlich das allgemeinste Gelächter aus.

Benjamin hatte inzwischen, bleichen Antlitzes, dagestanden, von allen Einsprüchen unberührt. Jetzt sagte er: „Wovon sollte ich mich wohl einschüchtern lassen? Ich denke doch,

daß, sofern man sich in einem Erlebnis wie dem unsern befindet und einem über das Leben hinaus entscheidenden Augenblick nahe fühlt, alles andere geringfügig ist." Benjamin schwieg und suchte nach Worten, da sprang Dominik auf und umarmte ihn. „Jawohl," rief er alsdann mit lauter Stimme, „ich bin ein durchgefallener Abiturient! Aber dürfen vielleicht Primaner oder durchgefallene Abiturienten, die dem Leben, weil es sie anekelt, hoffnungslos gegenüberstehen, nicht Gottsucher sein?" „Machen Sie lieber," schrie Hülsebusch, „physikalische und chemische Experimente und suchen Sie herauszukriegen, durch welches Verfahren aus der anorganischen Natur das Eiweiß zu ziehen ist. Wir müssen lernen, aus Steinen Brot machen. Dann wird die berühmte soziale Frage gelöst und Sie werden ein wirklicher Wohltäter der Menschheit sein." „Brot?" fragte Dominik mit Achselzucken und im Ton der Geringschätzung. „Euer wissenschaftliches Brot ist mir zu trocken. Wenn Sie wenigstens Manna gesagt hätten." Kurowski rief: „Unbedingt hat der Doktor recht; denn entweder ist Gott überhaupt nicht zu finden, trotzdem er von tausend und abertausend versunkenen Menschengeschlechtern gesucht worden ist, oder aber er ist gefunden, und dann, muß ich sagen, lohnt es des Suchens nicht. Was nützt mir ein Gott, dem nach hunderttausend Jahren Nachdenkens die Lösung der sozialen Frage noch nicht gelungen ist, oder der sich für sie nicht interessiert!"

Alle sprachen jetzt durcheinander, so daß in dem Lärm der Stimmen etwas Zusammenhängendes kaum noch zu unterscheiden war. Der starke Herr, der vorhin über die Ärzte geklagt hatte, wiederholte fortwährend: „Selbstlosigkeit? Das wäre doch eine höchst dürre Moral!" „Ich scheue mich nicht zu sagen, meine Herrschaften," sagte ein Individuum, das herangetreten war und eine schlechte Zigarre, wie aus Höflichkeit, zwischen zwei Fingern in die Höhe hielt ... „ich scheue mich nicht, zu sagen, ich bin ein Sünder und in gewisser Beziehung gläubig. Jesus ist für mich weit mehr als

ein bedeutender Mensch gewesen. Ich bin ein Sünder, ich hoffe auf Sündenvergebung und hoffe auf die ewige Seligkeit, die uns der Heiland versprochen hat. Das aber muß ich Ihnen versichern, wäre sein Himmel nur Selbstlosigkeit, dann, ja dann wäre Jesus der größte Betrüger gewesen, der je gelebt hätte. Selbstverständlich ist er das nicht."

Weißländer, der sich mit einer der Kellnerinnen für eine Weile zurückgezogen hatte und wiederkam, hatte Ränder unter den Augen. Er rief nach Bier, er schlug auf den Tisch. Er rief, daß es eine Gemeinheit wäre, das Heilige so in den Schmutz zu ziehen. „Ich halte mich aber durchaus, auch in dieser Umgebung, nicht für schmutzig", sagte gelassen und eine Zigarette drehend der Maler Kurz. „Es müßte Ihnen doch auch bekannt sein, daß der Gründer der christlichen Religion kein Salonlöwe gewesen ist. Seine Jünger sind ganz gewöhnliche Fischersleutchen und andere Professionisten gewesen. Ich bin durchaus nicht sehr bibelfest, aber es ist mir, als ob ich gelesen hätte: Christus nimmt die Sünder an, oder so, und isset mit ihnen. So oder ähnlich, ich weiß es nicht." „Es ist vielleicht dem Herrn nicht bekannt," äußerte er mit Bezug auf das Toben Weißländers, „wie die ersten christlichen Gemeinden von den sogenannten Heiden Versammlungen der Bettler genannt wurden. Und was den Gebrauch von Bibelzitaten betrifft, so heißt es ja doch: Suchet und forschet in der Schrift!" Dominik rief: „Von wem ist wohl das lautere Wort am meisten mißbraucht worden? Ich denke doch von den vielen Hunderttausenden, die es zu Herrschaftszwecken herabwürdigten und es zur Knute, zur Folter, zum Scheiterhaufen erniedrigten. Ich meine damit alle die niederträchtigen, betrügerischen, tückischen, egoistischen, zänkischen, groben, schändlichen, oberflächlichen, pöbelhaft eitlen, von Dummstolz aufgeblähten, kriechenden, anmaßlichen, lüsternen, verbuhlten schlechten Pfaffen — die guten natürlich nicht! — die für gute gegolten haben und unter dem Schutze ihres Talars, ihrer kirchlichen Festung

weiter für gute gelten. Diese sind es, diese — nicht wir! — entehren das Gotteswort.

Und was brauchen denn diese Menschen den Heiland? Fühlen sie sich denn nicht in diesem Leben hier auf der Erde ganz kannibalisch wohl? Sagen Sie doch! Was soll denn so ein fettiger, wohlgenährter Pfaff, der fette Gänse und Knödel frißt, von den Leiden des Menschensohns wissen? Sehen Sie sich doch so ein Gesicht mal an! So ein Kerl kann ja überhaupt kein Gesicht machen. Diese Kerle sind ja nicht mal Kuhschweizer. Sie haben das Christentum einfach zur milchenden Kuh gemacht! Diese Leute kennen und brauchen den Heiland nicht, und der Heiland kennt und braucht sie nicht! Aber diese neun Kellnerinnen hier, die, ausgenützt, von ihnen und aller Welt verachtet, entehrt und mißbraucht, ausgestoßen von der gesamten christlichen Welt, in Elend und Siechtum verkommen müssen, die haben ihn nötig, die brauchen ihn."

Auf diese Rede, zu der sich Dominik leider mehr und mehr durch die Erregung des Augenblicks hatte hinreißen lassen und die er mit den Worten schloß: „Mich ekelt, mich ekelt, mich ekelt die Welt!", wäre vielleicht sofort ein böser Auftritt gefolgt, wenn nicht ein langgelockter, jugendlich hübscher Pianist, der dem Kreise angehörte und der durch Elise Schuhbrich mit krampfhaften Bitten an das Pianino gezwungen wurde, eben jetzt mit Macht die Tasten gerührt hätte. Er hatte begriffen, was seine Aufgabe war, und ließ nicht nach, alles Laute im Raume überdröhnend, mit Baß und Diskant einen solchen Rumor zu machen, bis jedermann, weil niemand sein eigenes Wort verstand, durch ihn zum Schweigen gebracht worden war.

Bereits aber hatte jemand dem schmierigen Wirt, der sich aus Zuhälterkreisen allmählich bis zur Höhe seiner jetzigen Stellung heraufgearbeitet hatte, die Beleidigungen Dominiks hinterbracht und die Kellnerinnen, die beinahe darüber den Dienst vernachlässigten, hielten gestikulierend Rat, wie sie den

Sturm beschwören konnten. Die bestialischen Eigenschaften ihres rücksichtslosen Brotherrn und grausamen Ausbeuters waren ihnen genugsam bekannt. Sie wußten genau, daß bei der Roheit und Rachsucht und zur Gewalttat neigenden Art dieses Ehrenmanns viel zu befürchten war.

Langsam sah man den Wirt heranschreiten.

Die Gestalt des Menschen war untersetzt. Auf einem kurzen Halse saß ein friseurhaft gescheitelter Kopf, der mit seinen stechenden, schwarzen Augen und seinem gedrehten Bärtchen auf der Oberlippe, ebensogut dem, unter italienischem Namen reisenden Leiter einer herumziehenden Kunstreitergesellschaft angehören konnte. In seinen Kreisen wurde der Mann auch jetzt noch der schwarze Karl genannt und man wußte, daß er in einem Fall, wo unter rätselhaften Umständen ein gewisser Fabrikbesitzer ermordet aufgefunden worden war, nur mit Mühe und Not, und weil die Beweise nicht ganz zureichten, dem Zuchthause oder dem Beile entschlüpfen konnte. Unter den Dirnen, in deren Betten, wie man weiß, Männer aus allen Gesellschaftsschichten einander ablösen, wo der Platz eines schweren Verbrechers zuweilen, noch warm, von einem Polizeileutnant, oder umgekehrt der Platz eines Landjunkers und Herrenhausmitgliedes, noch warm, von einem sogenannten Geldschrankknacker oder Klingelfahrer eingenommen wird, glaubte man an die Unschuld des schwarzen Karl keinen Augenblick. Man erzählte dort, er habe das Kapital zur Eröffnung des Musenhains lediglich durch Erpressung zusammengebracht.

Man fürchtete übrigens allgemein den Jähzorn und die Rachsucht des schwarzen Karl, der oft schon durch ein ganz harmloses Wort in seiner Ehre verletzt werden konnte. Es kam hinzu, daß er, wie viele Verbrechernaturen, feurig und im gleichen Maße von Eitelkeit, geschlechtlicher Gier und Geldgier erfüllt, ein gefürchteter Abgott der käuflichen Mädchen war: eine Stellung, die er entschlossen behauptete.

Schwester Hedwig, die den Wirt jetzt breitbeinig in der

Nähe des langen Tisches dastehen und trotz aller Beschwichtigungsversuche der Kellnerinnen, bald Quint, bald Dominik fest aufs Korn nehmen sah, geriet in Angst und bat Doktor Hülsebusch, daß er ihre Zeche begleichen und ihr bis an die Pforte des Krankenhauses das Geleit geben möchte. Da der Pianist wieder leise spielte, ja zuweilen die Hände ganz von den Tasten nahm und übrigens alle Verständigen dieser Tafelrunde die Unterhaltung in vernünftige Grenzen zurücklenken und Dominiks Entgleisung vertuschen wollten, so schwirrten nun allerhand religiös-historische Doktorfragen durch die Luft. Der Parakletus, Kirchenväter, Namen vieler christlichen Sekten wurden durcheinander genannt und, vom Hundertsten in das Tausendste, mit den Tagen der frühesten Christengemeinden angefangen, Essäer, Therapeuten, Nazarener, Ebioniten, Donatisten und Montanisten und Chiliasten durchgenommen.

„Diese besonders — die Chiliasten" — sagte ein Student in den letzten Semestern, ein Freund von Hülsebusch, „richten mit ihrer Erwartung des Tausendjährigen Reiches immer wieder in den Köpfen köhlergläubiger Menschen das ärgste Unheil an." Ein anderer rief und fügte hinzu: „Wie denn überhaupt der Glaube an Christi Wiederkunft, seit den Tagen der ersten Christen, die Stärke des christlichen Wahnsinns und trotz aller jahrtausendelanger Enttäuschung noch heute seine Stärke und damit der schlimmste Feind einer Gesundung unseres geistigen Lebens ist."

Plötzlich trat eine Stille ein. Der schwarze Karl war mit einer unheilverkündenden Blässe im Gesicht bis zu Dominik durchgedrungen und hatte sich vor dem schönen Jüngling, der vom Sitze emporgesprungen war, aufgepflanzt. „Ich möchte bloß wissen," fragte er, „ob Sie gesagt haben, daß ich ein Ausbeuter bin." „Ich habe nicht speziell Sie gemeint," erwiderte Dominik, der nicht wenig erschrocken war und den die heisere und gemeine Stimme des Kerls und überhaupt der ganze Mensch anekelte. Da hatte ihn aber die Faust des

Wirtes bereits mit brutalem Griffe vorn an der Gurgel und hinten im Nacken gepackt und er lag, eins, zwei, drei, auf der Gasse draußen.

Der Professor und die meisten Teilnehmer dieser nächtlichen Sitzung, Weißländer und einige andere ausgenommen, erhoben sich. Ihre Rufe der Entrüstung und der Mißbilligung riefen indessen an einigen anderen Tischen und in den Nebenlokalen für den Wirt eine wahre Salve des Beifalls wach. Dazwischen wurden Worte wie „Sozialistenbagage"! und „Anarchistengesindel" ausgesprochen. Durch solche Worte und seinen Beifall ward aber der schwarze Karl auf dem Wege seiner Ehrenrettung noch weiter geführt, wobei auch seine Wut durch den Aufbruch der Tafelrunde gesteigert wurde. Er schrie, dieses Jüngelchen habe er schon längst auf dem Striche gehabt. Es sei ein Schüler, der, statt zu lernen, sich herumtreibe und ein Verhältnis zu einer Kellnerin angefangen habe, einem Mensch, das er ihm am liebsten gleich auf die Straße nachschmeißen möchte.

„Und Sie!" — mit diesen Worten trat jetzt der Wirt dicht vor Quint, dessen Miene sich nicht verändert hatte — „wagen Sie sich noch einmal mit Ihrem Gesindel in mein Lokal herein, unterstehen Sie sich noch ein einziges Mal..." er schwieg. In dem ganzen Lokal aber war die Stille so tief geworden, daß man plötzlich die Stimme eines Harzer Kanarienvogels vernahm, der irgendwo in einem Wirtschaftsraume der Kneipe herrlich trillerte.

Nach einigen bangen Augenblicken hörte man Quintens Stimme sagen: „Womit habe ich Ihnen Böses getan?" Diejenigen aber, die, in der nun wiederum folgenden Stille, die entstellten Züge des Wirtes betrachteten, hatten eine Empfindung, als ob dieser Mensch den anderen, den armen Narren in Christo, der immer noch, nicht ohne Ruhe und Hoheit, vor ihm stand, mit einem tödlichen Hasse gehaßt haben müßte, bis zu diesem ersehnten Augenblicke, Jahrtausende lang.

Leider sagte der Maler Kurz jetzt ein Wort, das seiner Tapferkeit und seiner Empfindung zwar Ehre machte, aber das böse Verhängnis des Auftrittes ward: „Rühren Sie diesen Menschen nicht an, sonst werden Sie es zu bereuen haben.“ Diesen drohend und schneidig gesprochenen Worten folgte als einzige, schreckliche Antwort des Wirtes ein Faustschlag mitten in Quintens Gesicht.

Emanuel schwankte. Das linke getroffene Auge schloß sich zu und es rann daraus Blut und Wasser über die im Augenblick unförmlich aufgeschwollene Wange herunter. Während aber der Wirt, wahrscheinlich rot vor den Augen sehend, hochatmend und aufgerissenen Mundes noch die Besinnung nicht wiedererlangt hatte, beugte Quint sein furchtbar verschwollenes Antlitz, schon wieder vollkommen seiner Herr, vor ihm hinab und küßte dem schlechten Halunken die ruchlose Hand.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

In dieser Nacht, als Quint mit nassen Kompressen um den Kopf im Grünen Baum zur Ruhe gegangen war, hielten die Jünger, im hinteren Zimmer des Wirtshauses, bis zum Morgen Rat miteinander. Sie konnten es voreinander nicht mehr verbergen, daß ihr Glaube an Quint, seit sie in der Stadt lebten, von leisen Zweifeln getrübt und durch die Ereignisse dieser letzten Nacht mehr noch als durch die jüngste Feldpredigt und den mit ihr verknüpften Steinhagel, geradezu erschüttert worden war.

Mit wachsender Unruhe, ja mit Besorgnis, waren sie Quint in die Stadt gefolgt und, zwar gehorsam, aber doch ängstlich von Tag zu Tag eine Offenbarung erwartend, seinen Fußstapfen nachgegangen und seinen Befehlen nachgekommen. Das unbeirrte, täglich erneute Treiben der

großen Stadt, das jeden Morgen, als ob es keine Erdbeben, keine Posaune des Jüngsten Gerichts, kein nahes Weltende, keinen Heiland und keinen Emanuel Quint gäbe, mit Wagengerassel, Geschrei, klappernden Menschenschritten, heulenden Dampfpfeifen von frischem begann, trug dazu bei, sie irre zu machen. In diesem allem, das ihnen neu war, lag ein gewaltiger Lebensmut und etwas wie eine kühne, entschlossene Freudigkeit. Es war mit ihren stillen, beschränkten Seelen, ähnlich wie es mit einem kleinen Weiher sein würde, wenn plötzlich ein starker und breiter Bergstrom sich seinen Weg durch ihn gebahnt hätte: der ruhige Spiegel ihres Innern ward gleichsam zerbrochen und in eine strudelhafte Bewegung zerstückt.

Als die Jünger nun, anfänglich furchtsam und flüsternd, im Hinterzimmer des Grünen Baum beim Schein einer Kerze Rat hielten, hatten sie sich in kurzer Zeit, nachdem erst das Eis gebrochen war, nicht minder im Zweifel als früher im Glauben gestärkt, wobei Emanuel nicht zum einfachen Menschen, sondern weit mehr zum Feind, zum Dämon, zum bösen Geiste sich umbildete. Emanuel wollte nichts wissen von einem sogenannten Kirchenlied. Er meinte: die schlichte, fruchtbare Einfalt der Lehre leide unter einem weichlich aufgeschwemmten Gefühl, das in einer sumpfigen Trübsal dahinsickere. Dies bekannte er eines Tages, in Gegenwart vieler, Dominik. Diese Ansicht deutete man ihm nun als Verbrechen aus. Quint hatte gesagt: Buße? Was Buße? Tut meine Worte! Er hatte es zu dem zerknirschten Weber Schubert gesagt, der sich vieler heimlicher Sünden anklagte. Er bedeutete Dibiez, wie der öffentliche Sündenbekenntnisdrang eine öde Falle des Satans sei. Seine Worte waren: „Der Teufel sündigt, solange der Teufel in euch ist; mag der Teufel dem Teufel Sünden vergeben! Gott aber, wenn er in euch ist, sündigt nicht: so kann er sich auch nicht Sünden vergeben, noch kann er in euren Seelen Buße tun." War nicht, fragten die angstvollen, ja entsetzten Augen der Jünger untereinander, auch diese Ansicht teuflisch und ketzerisch?

Am allermeisten bildete aber der Verkehr Emanuels mit einer wachsenden Anzahl gebildeter Menschen für die Seinen ein Ärgernis. Sie sahen erstens, nach Art ihrer Sektengenossen, Teufelswerk in aller Bildung und Wissenschaft und besaßen außerdem jenen Haß gegen bessere Kleider, edleres Aussehen und überlegene Lebensform, die dem Paria der Gesellschaft eigen ist. Zudem war auf Grund des Glaubensrestes, der ihnen geblieben war, die Angst, sie könnten durch jene Elemente auch im kommenden Reich um ihren Vorrang geprellt werden, und zugleich die Eifersucht auf den persönlich geliebten Emanuel Quint erwacht, und alles dies wirkte in jenen Stunden dahin, daß sie, aufs heftigste gegen ihren Meister erregt, zu entschlossenem Handeln bewogen wurden.

„Es geht nicht anders!" sagte Krezig, der Handelsmann. „Wir müssen ihm sagen, wir wollen endlich bestimmt Bescheid wissen."

Dennoch mußten drei oder vier Tage vergehen, bis sie sich gegen den Meister herauswagten. Dieser blieb inzwischen meist allein, empfing auch die wenigen Leute nicht, die jetzt noch kamen, um seinen Rat in Lebensnöten zu erbitten, machte einsam weite Spaziergänge, einige Male mit Dominik, aber nur ein einziges Mal mit den Jüngern, die indessen in Abstand hinter ihm bleiben mußten und kaum eines Wortes teilhaftig wurden, und schien in Sorgen und Grübeleien versunken zu sein.

Man befand sich im Wirtsgarten eines ländlichen Gasthauses, etwa zwei deutsche Meilen entfernt von der Stadt, und auf Veranlassung Quints war das Mittagessen durch die Seinen in einem kleinen, mit frischem Sand bestreuten Tanzsälchen bestellt worden, das nach dem Garten zu offen stand. Während man unter den Kastanien auf und nieder ging, war das Geflüster der Jünger zu gegenseitiger Aufmunterung stärker und stärker geworden und Krezig hatte sich eben gefaßt gemacht, eine vorbereitende Frage an Quint zu

tun, als zur größten Verwunderung, ja zur Freude aller, die Gestalt des böhmischen Josef durch ein Hintertürchen im Garten erschien.

Nachdem der Sturm des Empfanges vorüber war, Josef etwas sprunghaft auf die Menge an ihn gerichteter Fragen geantwortet hatte und Emanuel das verlorene, scheinbar wiedergefundene Schaf seiner Herde begrüßt und mit einem durchdringenden Blicke gemustert hatte, fing das Geflüster von neuem an. Quint mußte bemerken, wie die Kreise, die seine Jünger in lebhaft gestikulierenden Gruppen um ihn beschrieben, weiter wurden, ja er befand sich schließlich im Garten allein, indessen die Seinen außerhalb um das ganze Anwesen herumstrichen.

Er setzte sich nieder und lauschte dem Bienengesumm, verfolgte den Lärm einer Spatzengesellschaft, den Schwalbenflug, sog Duft von Reseda und Goldlack ein und hielt einen Maikäfer in der Hand, der abwechselnd über ihre innere und äußere Fläche krabbelte. Endlich flog der Käfer davon, Schubert, die Scharfs, Schmied John und die anderen tauchten auf und Quinten kam plötzlich das alte unendliche Mitleid mit diesen ihn hündisch verfolgenden Leuten an.

Inzwischen hatten sich jene mit Hilfe des böhmischen Josef, auf dessen in der Ziegelei geäußerte Zweifel sie jetzt zurückgekommen waren, einen Mut gemacht und, indem sie vor ihren Verführer und Abgott als feierliche Gesamtheit hintraten, erbaten sie die Erlaubnis von ihm, eine Anzahl Fragen stellen zu dürfen. Sie ward ihnen unverzüglich gewährt.

„Wer bist du?" fragte also der erste Sprecher, Handelsmann Krezig, Emanuel.

„Erstlich der, der ich mit dir rede!" war die Antwort.

„Ist es wahr, daß du gottgesendet bist?" hieß die zweite Frage. Die Antwort: „Meint ihr, daß der Satan sich gegen sein eigenes Reich selbst bewaffnen wird?"

„Du hast gesagt, du bist Christus! Bist du es wirklich?"

hieß es weiter. — Die Antwort war: „Du sagst es, und du sagst recht daran!"

Da sprachen sie zu ihm, indem sie fast alle bleich wurden: „Was tust du für ein Zeichen, auf daß wir sehen und glauben dir? Was wirkest du?" — „Habt ihr nicht gehört, was geschrieben steht: es wird diesem bösen und mirakelsüchtigen Geschlecht, das die Zeichen der Zeit nicht siehet, kein Zeichen gegeben? Warum forschet ihr nicht in der Schrift, wo ihr doch selber meinet, ihr habet das ewige Leben darin?" sagte Quint.

Schmied John aber sagte: „Auf das Wort des Heilands sind böse Geister aus den Menschen in Säue gefahren. Er hat des Jairus Tochter, den Jüngling zu Nain und Lazarus von den Toten auferweckt. Lazarus roch bereits, er hatte vier Tage im Grabe gelegen. Jesus verrichtete viele Wunder. Er machte Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige rein."

„Ihr seid Toren," sagte Emanuel. „Ihr, die ihr selber ein Zeichen Gottes seid, begehret Zeichen! Das macht der Feind: er hat euch gegen die Zeichen Gottes überall im Himmel und auf Erden blind gemacht. Würdet ihr glauben, wenn ich trockenen Fußes über das Wasser der Oder ginge, die dort fließt? Es stehet geschrieben: des Menschen Sohn speisete mit fünf Gerstenbroten und zween Fischen fünftausend Mann, und es wurden davon zwölf Körbe mit Brocken gesammelt, er ging trockenen Fußes über das aufgeregte Meer gen Capernaum, und danach glaubten sie doch nicht an ihn, denn im sechsten Kapitel des Evangelium Johannes steht zu lesen, gleich nachdem diese Wunder beschrieben sind, im dreißigsten Vers, eben das, was ihr zu mir gesagt habt: ‚Da sprachen sie zu ihm: was tust du für ein Zeichen, auf daß wir sehen und glauben dir? Was wirkest du?'"

Die Männer riefen: „Wir würden glauben! Wir würden glauben! Versuche es!"

Quint redete weiter: „Höret, der Satan sprach eines Tages zu mir: ‚Mache, daß diese Steine Brot werden'. Des Men-

schen Sohn aber antwortete ihm: ‚der Mensch lebt nicht vom Brot allein‘. Des Menschen Sohn hat niemals fünftausend Mann mit fünf Gerstenbroten und zween Fischen gespeiset. Ihr Satanskinder! Warum versucht ihr mich? Des Menschen Sohn hat ihnen aber Brot vom Himmel zu essen gegeben und hat euch Brot vom Himmel gereicht, und ihr habt es in die Pfützen geworfen!“ — Sie riefen mit Ungeduld: „Zeige uns dieses Brot!“

Mit einem tiefen Grauen im Ausdruck, als ob er einem Gespenst, dem ewigen Urfeind aus den Tiefen der Zeiten her unerwartet wieder ins Auge sähe, sagte Quint: „Ich ... ich ... ich! Ich bin das Brot des Lebens!“

Auf diese Worte des Narren in Christo trat ein verlegenes Schweigen ein; Krezig aber hatte den Mut, es auszusprechen, wie er sich nicht erinnern könnte an irgendein Brot, das Quint ihnen jemals zu essen gegeben, geschweige, daß sie es in eine Pfütze geworfen hätten. Alle, ausgenommen die Scharfs, blieben dabei, der Heiland habe Wunder getan, sowohl an anderen wie an sich selbst: denn er sei am dritten Tage nach seiner Kreuzigung und nach seinem Begräbnis sogar von den Toten auferstanden.

„Des Menschen Sohn hat gesagt: ‚Ich bin die Auferstehung und das Leben!‘ Er ist es! Aber er ist niemals als ein körperlicher Leichnam aus seinem Grabe hervorgegangen,“ sagte Quint. „Ich bin die Auferstehung und das Leben! Wer es fassen mag, fasse es! Wem es aber der Vater gegeben hat, daß er diese Worte zu begreifen imstande ist, der und der Vater, der und der Sohn, ja der und der Geist sind eins.“

„Herr,“ sagte Martin Scharf, „rede deutlich mit uns. Wir sind arme, ungelehrte Leute und verstehen deine rätselhaften Worte nicht. Bist du von deinem Vater gesendet, so kann es nicht dein irdischer Vater sein, den du meinst, sondern nur der himmlische. Öffne uns einmal nur den Himmel für einen einzigen Augenblick und zeige uns deinen

Vater in seiner Herrlichkeit, so fallen wir nieder und beten dich an."

„Martin, so lange bin ich bei euch," sagte Quint, „und du kennst mich nicht? Wie sprichst du denn: zeige uns den Vater? Wer mich siehet, der siehet den Vater. Glaubet ihr nicht, daß ich im Vater und der Vater in mir ist?"

Sie riefen: „Tue das kleinste Zeichen, so glauben wir! Tue das kleinste Zeichen, so fallen wir nieder und beten dich an!"

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben," antwortete Quint. „Und wer mich siehet, der siehet nicht mich, sondern den, der mich gesandt hat. Wer aber den, der mich gesandt hat, nicht siehet, der siehet auch nicht mich. Wer aber den siehet, der mich gesandt hat, der betet nicht an, außer den Vater und betet nicht anders an, als den Sohn, und sein Gebet ist die Kraft der Wahrheit und des Geistes allein. Der Satan ist ein Gewalttäter, der Vater aber ist kein Gewalttäter! Und wie ihr noch heute vor Gewalttätern anbetet und im Staube liegt, vor den Königen, die da Kinder des Satans sind, und vor Satan selbst anbetet, so sollt ihr vor dem Vater nicht anbeten. Der Vater ist in euch oder der Feind, und wo er in euch ist, nämlich der Vater, so weiß er, wessen ihr bedürfet in Ewigkeit."

Anton Scharf tobte jetzt in einer überstürzten Verlegenheit. „Wir haben geglaubt und wir sind dir nachgefolgt. Wir haben das Unsere zu Geld gemacht und viele von uns haben ihr Gewerbe und ihr Haus vernachlässigt. Wir haben Tag für Tag gehofft und sind des festen Vertrauens auf eine Offenbarung gewesen. Warum hast du uns in die Stadt geführt? Wozu haben wir unser Geld zusetzen müssen? Warum sind wir in diese Löcher des Lasters hinuntergestiegen? Warum umgibst du dich mit den Studierten und Vornehmen? Warum hast du dem Schuft, der dich schlug, die Hand geküßt und nicht lieber Feuer vom Himmel gerufen, ihn und die ganze Höhle der Unzucht zu verbrennen und auszutilgen?"

„Wisset ihr nicht," sagte Emanuel Quint, „wes Geistes Kind ich bin?" Es war überraschend anzusehen, wie durch diese enttäuschten Männer gestellt, dieser in die Enge getriebene Tischlerssohn trotzdem sein Messiasgewand nicht ablegen konnte.

„Es ist wahr, ihr habt mir euer irdisches Brot zu essen gegeben und ich habe euch weder Gold noch irdisches Brot dafür zurückgeschenkt. Verdammt mich denn, verleugnet mich. Und wenn ihr meine Worte zwar höret, aber nicht glauben, sondern verwerfen wollt, so werde ich euch nicht richten. Denn ich bin nicht gekommen, daß ich die Welt richte, sondern selig mache. Ich habe weder Silber noch Gold, noch Brot, das ich euch zurücklassen könnte, aber meinen Frieden lasse ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt, und nicht so, wie ihr mir gegeben habt. Wer aber nehmen will, was ich gebe, der nehme und habe meinen Frieden."

Es war zu erkennen, wie durch alle diese Reden der wankende, ja fast zerstörte Glaube der Landleute nicht gestärkt worden war. „Tue ein Zeichen," riefen sie durcheinander. „Tue ein noch so geringes Zeichen, an dem wir erkennen, daß du wirklich der von Gott Gesendete bist!" Da stand Emanuel von dem Gartenstuhle auf, wo er gesessen hatte, und sprach: „O, ihr Ungläubigen, des Menschen Sohn ist kein Wundertäter, das heißt, kein Gewalttäter. Der Wundertäter ist ein Gewalttäter. Siehe, die Gerechtigkeit Gottes umgibt euch wie ein Gewand zum Schutz vor der Kälte. Sie ist wie ein Dach über eurem Kopf, zum Schutz vor Hagel, Regen und Schnee und vor stürzenden Felsmassen. Die Gerechtigkeit Gottes ist wie ein sicheres Haus, sie macht, daß ihr aufrecht geht und steht und ihr vor Schwindel und Wahnsinn bewahrt bleibet. Der Wundertäter ist der Gewalttäter. Nur der Feind will die Mauern der Gerechtigkeit Gottes zerschlagen und die Dämme vor der Sintflut durchbrechen, der Sintflut, darin ihr alle ersaufen müßtet. Nur der Feind, sage ich euch, will Wunder tun. Des Menschen Sohn ist aber kein Wunder-

täter und also kein Gewalttäter, sondern ein Wohltäter. Sollte er wohl die Wohltat der Gerechtigkeit Gottes antasten wollen? Wollt ihr den Sohn gegen den Vater bewaffnen, wo doch der Vater den Sohn am Herzen trägt?

Der Fürst dieser Welt ist ein Gewalttäter. Gott aber ist kein Gewalttäter. Wenn ihr Augen hättet zu sehen und Ohren zu hören, so würdet ihr die Hölle dieser Welt, die Hölle des Abgrundes dieser Welt, die Hölle des Gewalttäters durch die Jahrtausende ächzen, stöhnen und heulen hören. Nun also: die Gewalttäter hassen mich, denn ich bringe den Frieden; weil ich aber den Frieden bringe, so hassen sie mich ohne Ursache. Ihr aber sollt mich lieben und nicht verwerfen, wie der Fürst dieser Welt, denn ich liebe euch. Werdet Gottes Kinder!

Ich sage euch: entzündet euer Licht an dem Licht, solange das Licht bei euch ist! Nur eine kleine Zeit ist es noch bei euch, dann überfällt euch die alte Finsternis. Glaubet an das Licht, dieweil ihr es habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder seid."

Alle diese Worte hatten nicht den geringsten Eindruck auf Quintens Jünger gemacht: zu lange war ihre Hoffnung hingehalten, ihre Erwartung und ihre Neugier getäuscht worden. „Rede deutlich! Wenn du wirklich bist, was du zu sein behauptest: der König in Zion, der König des Tausendjährigen Reichs, so kannst du es uns durch ein Wort, durch einen Wink deiner Hand beweisen."

„Brechet alle diese Kirchen ab," sagte lächelnd Quint, „deren Türme dort aus der Ferne herüberblicken und in zween Tagen will ich eine neue Kirche aufrichten, daß man der alten nur mit Grausen gedenken soll."

Die Jünger riefen: „Wie können wir denn die Kirchen abbrechen?" „Da liegt es!" schloß Emanuel Quint mit einer aus dem Lächeln in tiefen Ernst sich verkehrenden Zustimmung.

Diese mißverstandenen Worte hatten nun wieder auf den

Kreis der acht einen gewissen Eindruck gemacht. „So sage uns wenigstens endlich,“ schrie Weber Schubert, „was es mit dem Geheimnis des Reiches Gottes, das du uns vorenthältst, für eine Bewandtnis hat!“ „Und was heißt das?“ fragte der Hufschmied John: „Wir haben dies alles hingeopfert und dafür soll uns Finsternis, wie du sagst, überfallen?“

Emanuel griff sich, wie in Verzweiflung gen Himmel blickend, mit beiden Händen gegen den Kopf. „Es steht nicht in meiner Macht,“ sagte er, „euch aufzuklären. Ich will meinen Vater bitten, daß er eure Herzen erleuchten soll. Wenn ihr euch aber dermaleinst bekehret und sehend seid, wie ihr jetzt verfinstert seid, so werdet ihr euch erinnern und werdet erkennen und begreifen alles das, was ich euch gesagt habe.“

„Werden wir sterben oder werden wir, die wir dir nachgefolgt sind, mit diesen unseren leiblichen Augen die Herrlichkeit Gottes und das neue Zion herabkommen sehn?“ fragten einige.

Quint sprach: „Habe ich euch nicht immer wieder gesagt: ohne daß ihr von neuem geboren werdet, könnt ihr das Himmelreich nicht sehen? Und seid ihr von neuem geboren worden? Seid ihr, geheiligt durch den Geist, zu heiligen Menschen Gottes geworden? Ich habe mich für euch geheiligt durch den Geist und die Wahrheit, damit auch ihr durch den Geist und die Wahrheit geheiligt werdet. Aber ihr seid nicht geheiliget worden und habt euch selbst nicht geheiliget. Deshalb seid ihr Knechte der Welt. Aber ich bin kein Knecht der Welt. Und ich bin nicht mehr in der Welt, während ich mit euch rede, die ihr nichts anderes seid als Kinder der Welt. Wahrlich, ihr habt dem Menschensohne gedient, aber ihr habt ihm gedient um des Feindes willen, habt ihm gedient um des Fürsten willen dieser Welt. Des Menschen Sohn aber hat euch gedient um Gottes willen. Denn auch ich bin gekommen, nicht daß ich herrsche, sondern diene! Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit

daß, sofern man sich in einem Erlebnis wie dem unsern befindet und einem über das Leben hinaus entscheidenden Augenblick nahe fühlt, alles andere geringfügig ist." Benjamin schwieg und suchte nach Worten, da sprang Dominik auf und umarmte ihn. „Jawohl," rief er alsdann mit lauter Stimme, „ich bin ein durchgefallener Abiturient! Aber dürfen vielleicht Primaner oder durchgefallene Abiturienten, die dem Leben, weil es sie anekelt, hoffnungslos gegenüberstehen, nicht Gottsucher sein?" „Machen Sie lieber," schrie Hülsebusch, „physikalische und chemische Experimente und suchen Sie herauszukriegen, durch welches Verfahren aus der anorganischen Natur das Eiweiß zu ziehen ist. Wir müssen lernen, aus Steinen Brot machen. Dann wird die berühmte soziale Frage gelöst und Sie werden ein wirklicher Wohltäter der Menschheit sein." „Brot?" fragte Dominik mit Achselzucken und im Ton der Geringschätzung. „Euer wissenschaftliches Brot ist mir zu trocken. Wenn Sie wenigstens Manna gesagt hätten." Kurowski rief: „Unbedingt hat der Doktor recht; denn entweder ist Gott überhaupt nicht zu finden, trotzdem er von tausend und abertausend versunkenen Menschengeschlechtern gesucht worden ist, oder aber er ist gefunden, und dann, muß ich sagen, lohnt es des Suchens nicht. Was nützt mir ein Gott, dem nach hunderttausend Jahren Nachdenkens die Lösung der sozialen Frage noch nicht gelungen ist, oder der sich für sie nicht interessiert!"

Alle sprachen jetzt durcheinander, so daß in dem Lärm der Stimmen etwas Zusammenhängendes kaum noch zu unterscheiden war. Der starke Herr, der vorhin über die Ärzte geklagt hatte, wiederholte fortwährend: „Selbstlosigkeit? Das wäre doch eine höchst dürre Moral!" „Ich scheue mich nicht zu sagen, meine Herrschaften," sagte ein Individuum, das herangetreten war und eine schlechte Zigarre, wie aus Höflichkeit, zwischen zwei Fingern in die Höhe hielt... „ich scheue mich nicht, zu sagen, ich bin ein Sünder und in gewisser Beziehung gläubig. Jesus ist für mich weit mehr als

ein bedeutender Mensch gewesen. Ich bin ein Sünder, ich hoffe auf Sündenvergebung und hoffe auf die ewige Seligkeit, die uns der Heiland versprochen hat. Das aber muß ich Ihnen versichern, wäre sein Himmel nur Selbstlosigkeit, dann, ja dann wäre Jesus der größte Betrüger gewesen, der je gelebt hätte. Selbstverständlich ist er das nicht."

Weißländer, der sich mit einer der Kellnerinnen für eine Weile zurückgezogen hatte und wiederkam, hatte Ränder unter den Augen. Er rief nach Bier, er schlug auf den Tisch. Er rief, daß es eine Gemeinheit wäre, das Heilige so in den Schmutz zu ziehen. „Ich halte mich aber durchaus, auch in dieser Umgebung, nicht für schmutzig", sagte gelassen und eine Zigarette drehend der Maler Kurz. „Es müßte Ihnen doch auch bekannt sein, daß der Gründer der christlichen Religion kein Salonlöwe gewesen ist. Seine Jünger sind ganz gewöhnliche Fischersleutchen und andere Professionisten gewesen. Ich bin durchaus nicht sehr bibelfest, aber es ist mir, als ob ich gelesen hätte: Christus nimmt die Sünder an, oder so, und isset mit ihnen. So oder ähnlich, ich weiß es nicht." „Es ist vielleicht dem Herrn nicht bekannt," äußerte er mit Bezug auf das Toben Weißländers, „wie die ersten christlichen Gemeinden von den sogenannten Heiden Versammlungen der Bettler genannt wurden. Und was den Gebrauch von Bibelzitaten betrifft, so heißt es ja doch: Suchet und forschet in der Schrift!" Dominik rief: „Von wem ist wohl das lautere Wort am meisten mißbraucht worden? Ich denke doch von den vielen Hunderttausenden, die es zu Herrschaftszwecken herabwürdigten und es zur Knute, zur Folter, zum Scheiterhaufen erniedrigten. Ich meine damit alle die niederträchtigen, betrügerischen, tückischen, egoistischen, zänkischen, groben, schändlichen, oberflächlichen, pöbelhaft eitlen, von Dummstolz aufgeblähten, kriechenden, anmaßlichen, lüsternen, verbuhlten schlechten Pfaffen — die guten natürlich nicht! — die für gute gegolten haben und unter dem Schutze ihres Talars, ihrer kirchlichen Festung

weiter für gute gelten. Diese sind es, diese — nicht wir! — entehren das Gotteswort.

Und was brauchen denn diese Menschen den Heiland? Fühlen sie sich denn nicht in diesem Leben hier auf der Erde ganz kannibalisch wohl? Sagen Sie doch! Was soll denn so ein fettiger, wohlgenährter Pfaff, der fette Gänse und Knödel frißt, von den Leiden des Menschensohns wissen? Sehen Sie sich doch so ein Gesicht mal an! So ein Kerl kann ja überhaupt kein Gesicht machen. Diese Kerle sind ja nicht mal Kuhschweizer. Sie haben das Christentum einfach zur milchenden Kuh gemacht! Diese Leute kennen und brauchen den Heiland nicht, und der Heiland kennt und braucht sie nicht! Aber diese neun Kellnerinnen hier, die, ausgenützt, von ihnen und aller Welt verachtet, entehrt und mißbraucht, ausgestoßen von der gesamten christlichen Welt, in Elend und Siechtum verkommen müssen, die haben ihn nötig, die brauchen ihn."

Auf diese Rede, zu der sich Dominik leider mehr und mehr durch die Erregung des Augenblicks hatte hinreißen lassen und die er mit den Worten schloß: „Mich ekelt, mich ekelt, mich ekelt die Welt!", wäre vielleicht sofort ein böser Auftritt gefolgt, wenn nicht ein langgelockter, jugendlich hübscher Pianist, der dem Kreise angehörte und der durch Elise Schuhbrich mit krampfhaften Bitten an das Pianino gezwungen wurde, eben jetzt mit Macht die Tasten gerührt hätte. Er hatte begriffen, was seine Aufgabe war, und ließ nicht nach, alles Laute im Raume überdröhnend, mit Baß und Diskant einen solchen Rumor zu machen, bis jedermann, weil niemand sein eigenes Wort verstand, durch ihn zum Schweigen gebracht worden war.

Bereits aber hatte jemand dem schmierigen Wirt, der sich aus Zuhälterkreisen allmählich bis zur Höhe seiner jetzigen Stellung heraufgearbeitet hatte, die Beleidigungen Dominiks hinterbracht und die Kellnerinnen, die beinahe darüber den Dienst vernachlässigten, hielten gestikulierend Rat, wie sie den

Sturm beschwören konnten. Die bestialischen Eigenschaften ihres rücksichtslosen Brotherrn und grausamen Ausbeuters waren ihnen genugsam bekannt. Sie wußten genau, daß bei der Roheit und Rachsucht und zur Gewalttat neigenden Art dieses Ehrenmanns viel zu befürchten war.

Langsam sah man den Wirt heranschreiten.

Die Gestalt des Menschen war untersetzt. Auf einem kurzen Halse saß ein friseurhaft gescheitelter Kopf, der mit seinen stechenden, schwarzen Augen und seinem gedrehten Bärtchen auf der Oberlippe, ebensogut dem, unter italienischem Namen reisenden Leiter einer herumziehenden Kunstreitergesellschaft angehören konnte. In seinen Kreisen wurde der Mann auch jetzt noch der schwarze Karl genannt und man wußte, daß er in einem Fall, wo unter rätselhaften Umständen ein gewisser Fabrikbesitzer ermordet aufgefunden worden war, nur mit Mühe und Not, und weil die Beweise nicht ganz zureichten, dem Zuchthause oder dem Beile entschlüpfen konnte. Unter den Dirnen, in deren Betten, wie man weiß, Männer aus allen Gesellschaftsschichten einander ablösen, wo der Platz eines schweren Verbrechers zuweilen, noch warm, von einem Polizeileutnant, oder umgekehrt der Platz eines Landjunkers und Herrenhausmitgliedes, noch warm, von einem sogenannten Geldschrankknacker oder Klingelfahrer eingenommen wird, glaubte man an die Unschuld des schwarzen Karl keinen Augenblick. Man erzählte dort, er habe das Kapital zur Eröffnung des Musenhains lediglich durch Erpressung zusammengebracht.

Man fürchtete übrigens allgemein den Jähzorn und die Rachsucht des schwarzen Karl, der oft schon durch ein ganz harmloses Wort in seiner Ehre verletzt werden konnte. Es kam hinzu, daß er, wie viele Verbrechernaturen, feurig und im gleichen Maße von Eitelkeit, geschlechtlicher Gier und Geldgier erfüllt, ein gefürchteter Abgott der käuflichen Mädchen war: eine Stellung, die er entschlossen behauptete.

Schwester Hedwig, die den Wirt jetzt breitbeinig in der

Beschlusses beruhte auf der Entschiedenheit Dominiks, der ferner durchsetzte, daß man Emanuel die Aufklärung derer, die noch nichts wußten, allein überließ.

So schwebte denn über der Mahlzeit, die schon begonnen hatte, als die Neuangekommenen in den Saal traten, von Anfang an eine gewisse Beklommenheit und diese nahm zu, als Therese Katzmarek, Martha Schubert, Elise Schuhbrich, die das bunte Sommerkostüm einer Dame trug, Schubert selbst, sowie Josef und Dominik sich ebenfalls an der Tafel niedergelassen hatten.

Zwischen Quint und Dominik, Quint und Elise Schuhbrich wurden herzliche Worte der Begrüßung ausgetauscht. In Kleidung und Betragen der Liebesleute lag unverkennbar eine besondere Feierlichkeit. Ihr Wesen hatte etwas Festtägliches. Sie schienen gleichermaßen von tiefstem Ernst und von einem heiteren Glück durchdrungen zu sein.

Außer auf ihnen, lag nur noch über Quint die gleiche ruhig-ernste Feierlichkeit, die durch Äußerungen eines geheimnisvollen Glücks abgelöst wurden. Dominik setzte sich zur Linken Quints, während Elise Schuhbrich, die Kellnerin, den Platz an seiner Rechten einnehmen durfte.

Schon im Anfang der Mahlzeit löste sich die herrschende Schwüle des sommerlichen Frühlingstags draußen gleichsam in das erste Murren des Donners auf. Die Jünger, die sich seit langem selbst als die Gemeinschaft des Geheimnisses bezeichnet hatten, schienen nun wirklich die Mitglieder einer solchen Gemeinschaft geworden zu sein. Nicht derjenige unter ihnen, der das schwerste Geheimnis in sich trug und über dem sich ein anderes Geheimnis wie eine schwere Wolke zusammenzog, nämlich Quint, erschien am meisten geheimnisvoll, auch nicht Dominik und die Kellnerin, die außer dem Schrecken, der über Quinten heraufzog, auch noch ein eigenes für sie selber verhängnisvolles Ereignis zu verbergen hatten, das ihnen infolge eigenen Entschlusses nahe war: sondern die

übrigen nicht Betroffenen, die einander mit unstetem Blick, angstvoll und scheu, wie Verurteilte, ansahen, bevor nicht der Wein, den Dominik von dem Gelde der Kellnerin auftragen ließ, ihr Wesen ein wenig zum Guten veränderte.

Nach einiger Zeit, noch ehe draußen der erste Blitz gezuckt hatte, der erste Regentropfen gefallen war, erhob sich Dominik plötzlich, das volle Weinglas haltend, mit einer leuchtenden Freudigkeit. Er sagte: „Die Welt ist schlecht, die Welt ist auf Verbrechen gestellt und was die Menschen Tugenden nennen, ist fast immer nichts als faule Bequemlichkeit. Das Weltwesen wird von Henkern gebildet und das, wodurch es aufrecht erhalten wird, sind Galgen und Kreuz. Es war aber Kaiphas, der den Juden riet, es wäre gut, daß ein Mensch würde umgebracht für das Volk. Es ist nicht wahr, daß sie Hallelujah singen. Ich habe gehorcht Tag und Nacht, Monate, Jahre lang, aber es war wie ein Sturm, den ich immer wieder von allen Seiten, millionenstimmig zu hören bekam: Kreuzige, kreuzige!"

Und Dominik fuhr zu entwickeln fort, inwiefern die Welt ihm von Kindesbeinen an feindlich gegenübergestanden habe. „Es ist eine Fremdheit," sagte er, „zwischen Mensch und Mensch, und ich bin selbst im Hause meiner Eltern fremd geblieben. Ich verstehe den Sinn des Lebens, das sie führen, nicht und sie verstehen den Sinn jenes anderen Lebens nicht, wohin es mich mit allen Kräften der Seele zieht. Ich will eher alles andere drangeben, aber ich möchte nicht den reinen Besitz meiner Seele drangeben, um angenehm unter den Kindern der Welt zu sein. Man hatte mich in einen Kerker gesteckt und unbarmherzige Kerkermeister haben mir meine Seele verstümmeln wollen! sie haben sich vergriffen an mir! Sie wollten mich in den gemeinen, häßlichen Schlamm ihres elenden Daseins herabzwingen. Ich habe Flügel und Ehrgefühl, sie aber haben weder Flügel noch Ehrgefühl. Vor Gott sind sie Parias und vor den Gewaltigen dieser Welt sind sie ebenfalls Parias. Ich habe Parias zu Lehrern gehabt,

die mir meine Flügel abschneiden, mich vor Gott und Menschen zum Paria machen wollten. Ich habe schlechte, kalte, gleichgültige, bösartige, verruchte, verderbte, gottlose und niederträchtige Lehrer gehabt, eh ich diesen erhabenen Lehrer erhielt, der zur Rechten neben mir sitzt." — Er sprach es in jünglingshaft naiver Überschwenglichkeit. — „Dieser Mann hat mir den freien Gebrauch des Lebens gelehrt, zur Ehre Gottes des Vaters in uns. Durch diesen Mann ist mir und meiner Geliebten, unter dem felsenhaften Druck der Knechtschaft und Sklaverei, in der wir schmachteten, das Mysterium der Freiheit aufgegangen. Die Welt nennt uns Phantasten: wäre die Welt doch voll solcher Phantasten! Jeder ist dem Philister ein Phantast und ihren matten und platten Gefühlen ein Schwärmer, der in einer menschlich großen Empfindung glüht. Wir sind keine Pferde für Göpelmaschinen, auch nicht für Droschken, auch nicht Automaten für Postschalter oder Anwaltsbureaus, weder Unteroffiziere noch Bahnschaffner, wir sind weder praktisch noch entsprechen wir dem Philisterbegriff der Nützlichkeit. Sie nennen uns leere Enthusiasten und doch ist das wenige, was das Leben für alle möglich und erträglich macht, durch Enthusiasmus und durch den Geist erstritten worden. Wir sind ihnen untüchtig, aber ich schwanke nicht, wenn ich mich zu entscheiden habe, im Sinne der Welt oder im Sinne Gottes tüchtig zu sein. Du hast mich gelehrt, Meister, unbehindert von Menschenfesseln und Menschenfurcht, in Gott frei zu sein und heiter die Welt und den Tod zu verachten.

Und so will ich denn meine Flügel gebrauchen, und die ich lieb habe, schwebt mit mir."

Er trank. Die Jünger Quintens begriffen ihn nicht, aber dieser selbst und besonders Elise Schubbrich, taten Bescheid, an den Gläsern nippend und, wie es schien, verstanden sie ihn.

Der Schneider und Schmuggler Schwabe sprang nun auf, der ein wenig getrunken hatte und den es seit langem wieder-

um das erste Mal zum Reden trieb. Er sprach davon, und zwar mit wachsender Leidenschaft, wie sie Emanuel zuerst in der Hütte der sterbenden Greisin getroffen und dann seine Straße treulich verfolgt hätten. Er entwickelte ganz nach den glühenden Phantasien seines eigenen Gehirns, welche Hoffnungen Quint in ihnen genährt hätte und wie das Beste um dieser Hoffnungen willen, durch jeden von ihnen geleistet und getan worden war. Der Wahrheit zuwider behauptete er, daß Quint sie immer wieder von Woche zu Woche, von Monat zu Monat auf Erfüllung ihrer Hoffnung, auf die Einlösung seines Versprechens vertröstet hätte: auf nichts Geringeres als die Offenbarung seiner himmlischen Herrlichkeit. So hätten sie denn nur immer gewartet, aber es sei nichts eingetreten.

„Glaubt ihr vielleicht," rief mit Entrüstung Dominik, „daß dieser Mann Gottes ausschließlich dazu in die Welt gekommen ist, euren acht blöden Köpfen den Star zu stechen?"

Auf diese Worte hin brach unter den Talbrüdern ein allgemeines Toben los. Es war, als habe sich ein lange gestauter Strom von Wut, Angst, Enttäuschung und Verzweiflung Luft gemacht und rase über ein Wehr hinunter. Als wenn eine Meute, die mit der ganzen Gier des Blutinstinktes stundenlang ruhelos auf der Fährte gewesen ist, sich plötzlich durch das Wild gefoppt und um seine Beute betrogen sieht, kläfften, bellten, schrien und heulten sie durcheinander. Besonders Krezig, der Handelsmann, kannte sich vor Entrüstung nicht. Es war, als seien sie alle gleichzeitig nüchtern und auf eine neue Weise verrückt geworden. Es hatte den Anschein, als hielten sie über ihren Meister von ehedem, als über einen gemeinen Betrüger, das furchtbarste Strafgericht, wobei Worte wie: „Er hat Gott gelästert! Er hat die heilige Schrift entehrt! Er hat Kirchen geschändet, Abendmahlskelche zerstört!" und viele ähnliche Reden laut wurden.

Wer weiß, ob sich die Empörung der Seinen nicht bis zur Mißhandlung Quintens, Dominiks und seiner Geliebten ge-

steigert hätte, wenn nicht die erste beschwichtigende und zugleich gebieterische Bewegung des falschen Propheten zufälligerweise durch einen gewaltig prasselnden Donnerschlag bei kaum sichtbarem Blitz, unterstützt worden wäre. Allein nun wurde es lautlos still, während draußen ein leiser Regen rieselte.

„Gott vergibt euch, denn ihr wisset nicht, was ihr tut," sagte Quint — und während die lautlose Stille andauerte, begann er mittels eines Waschbeckens ruhig jene Zeremonie auszuüben, die an vielen Orten unter der römisch-katholischen, sowie der griechisch-katholischen Kirche, üblich ist: nämlich das sogenannte Fußwaschen. Die Jünger waren durch den Donnerschlag in ihren abergläubischen Herzen eingeschüchtert und diesmal in Unglauben wiederum schwankend geworden. Eine Art Grauen hielt sie gebannt, was durch die Handlung des Meisters in Hilflosigkeit und Beschämung verwandelt wurde. Es war offenbar, daß die eigentümliche Macht seiner Person noch einmal in alter Weise zu wirken begann.

Als Emanuel nach der Reihe bis zu den Füßen des böhmischen Josef gekommen war, starrte ihn dieser zuerst mit furchtbaren Augen an, rannte aber, schon von den ersten Wassertropfen, wie von Weißglut berührt, gleich darauf mit Entsetzen davon.

Dies waren Emanuels letzte Worte, als die durch Schrift und Gebrauch überlieferte Zeremonie ihr Ende erreicht hatte: „Ihr nanntet mich Meister und Herr. So nun ich, den ihr Herr und Meister nanntet, mich erniedrige, so sollen sich die Herren, Meister und Gewalttäter dieser Welt voreinander erniedrigen! So sollt ihr euch voreinander erniedrigen: denn ich sage euch, wie der Knecht nicht niedriger ist als sein Herr, so ist auch der Herr nicht größer als sein Knecht. Und wer der Geringste ist in der Welt, der wird den ewigen Tag des Reiches Gottes in ihm heraufkommen sehen! Wer aber der Gewaltigste ist in der Welt, dessen Sonne geht unter."

Neunundzwanzigstes Kapitel

Emanuel trat in den Garten hinaus, der in der lauen Fruchtbarkeit des Pfingstregens dampfte. Nachdem Dominik und die übrigen alle Angelegenheiten im Gasthaus geordnet hatten, folgten sie ihm. Sie fielen, vor das Gartenpförtchen gelangt, alsbald, durch Quint geführt, in den üblichen Wanderschritt, der aber nicht in der Richtung auf Breslau einsetzte.

Nach ruhigem Gleichmaß, während man noch im Dorfe ging, beschleunigten sich die Schritte Quints. Bald waren, außer Dominik, alle hinter dem Meister zurückgeblieben. Auch Elise Schuhbrich ging still für sich, um die Eröffnung nicht zu stören, die der Primaner Quinten zu machen hatte. Über den Feldern hing Lerchengesang.

Emanuel sprach:

„Man füllt nicht neuen Wein in alte Schläuche, sonst zerreißt der Most die Schläuche und geht verloren. Was ich vor diesen getan und geredet habe, habe ich getan als Menschensohn. Haben sie nicht begriffen, was ich als Menschensohn getan und geredet habe, wie hätten sie erst begreifen wollen, wenn ich als der Sohn Gottes vor ihnen geredet und gehandelt hätte. Das Fleisch ist willig in ihnen, aber der Geist ist schwach.

Ich habe dich lieb und ich weiß, was du vor hast", sagte Emanuel zu Dominik. „Siehe, ich bin in Gott neu und jung, aber in der Welt bin ich müde. Ich habe geredet vor tauben Ohren und der Lärm der Welt ist wie ein Meer, das eines verschlagenen Schiffers Stimme verschlingt. Ich bin ihr fremd und sie ist mir fremd geblieben.

Mein Leben in dieser Welt in unnütz, nur mein Leben in Gott ist nicht unnütz. Ich habe des Rufes gewartet, der da ergehen sollte, vom Vater an des Menschen Sohn, damit er seine Bestimmung vollende. Ich habe immer wieder gefragt: wann soll ich mein Blut ausgießen, meine starke Liebe in die

ewige Glut des Hasses dieser Welt? Ich habe gefragt: jetzt? jetzt? doch mein Opfer wurde nicht angenommen.

Mit dir wird Gott sein, denn wo du auch hingehst, treibt dich die Sehnsucht zu Gott! Aber mich jammert derer, die ich lieb habe und die ich im Ungewissen zurücklasse.

Aber alles ist müssig! Meine Worte sind ohne Kraft vor ihnen. Sie hafteten an Gewalttat, Aberglauben und knechtischem Götzendienst."

Er schwieg und Dominik fing nun erst mit Vorsicht, dann in bestimmteren Ausdrücken zu berichten an, was sich inzwischen im Wirtshaus zum Grünen Baum ereignet hatte. Emanuel rief Martha Schubert und die Katzmarek heran, aus deren Mitteilungen es ihm wahrscheinlich wurde, daß das vermißte und möglicherweise getötete Mädchen niemand anders als Ruth Heidebrand sein könne und daß es ihre Eltern, der Obergärtner und seine Frau gewesen sein möchten, die ihn im Grünen Baum gesucht hatten.

Mittlerweile hatte der Weber Schubert, gegen die Abrede, den Verdacht, der auf Quinten lastete, ruchbar gemacht und wie die Volksmenge sich Rache heischend um das Gasthaus zum Grünen Baum zusammengerottet habe und als nun Emanuel nach den Seinen zurückblickte und sie herbei winken wollte, sah er bereits in großer Entfernung einige Männer quer über Feld davonlaufen und erkannte, wie ihm, außer Dominik und den Frauensleuten, nur noch Martin und Anton Scharf geblieben waren.

Diese traten an Quinten heran, dessen Antlitz, man könnte sagen einen Ausdruck bitterer, mitleidvoller Güte zeigte. Sein Auge verfolgte die Fliehenden kummervoll. Zu den Scharfs aber, die geblieben waren, sprach er die Worte: „Wie denkt ihr: vermögt ihr den Feinden das zu glauben, wessen ich jetzt beschuldigt bin?" Die Scharfs aber schienen in Angst verstört und kaum noch, vor Furcht, Herr ihrer selbst zu sein. Sie ließen Emanuel ohne Antwort.

Da lächelte Quint, nahm jeden von ihnen in einen Arm

und drückte sie mehrmals an sich, zwischen ihnen mit einem traurigen und fast väterlichen Lächeln dastehend. „Was habt ihr doch,“ rief er mit einer gewissermaßen rührenden Lustigkeit, „soviel Liebe, Treue, Glauben, Hoffnung und Tätigkeit an einen Narren in Christo vergeuden müssen!“ Darauf sagten sie nur mehrere Male „Fliehe, Emanuel, fliehe!“ zu ihm.

„Wollt ihr nicht euer Kreuz ebenfalls auf euch nehmen und mit mir gehen?“ fragte Quint und sie zitterten, statt zu antworten. Er zog seine Arme von ihnen zurück, wendete sich zu Dominik, sagte die Worte: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich!“ und schloß, abermals zu den Brüdern gewendet: „Packt euch! Geht! und laßt mich allein!“

Allein noch konnten die beiden nicht schlüssig werden. Zwar sahen sie in Emanuel nun wirklich beinahe nur noch den Höllenfürsten, den Antichrist, der sie, statt an die Pforte des Himmels, an den Rand des höllischen Abgrunds gelockt hatte. Sie schauderten, sie entsetzten sich. Noch hielt sie jedoch die alte innige Zuneigung, die sie zuerst an Quinten gebunden hatte. Nachdem sie jedoch eine weitere Viertelstunde in der Gefolgschaft Quintens geschritten, vergrößerte sich der innegehaltene Abstand zwischen den Brüdern und ihm immer mehr, so daß, als Emanuel später sich umwendete, auch von diesen, seinen ersten und letzten Jüngern, keine Spur mehr zu finden war.

An einem gewissen Meilenstein, der zwischen alten Pappeln nicht weit von der Mauer eines Gutshofes stand, sagten sich Dominik und Quint mit einer Umarmung, Quint und Elise Schuhbrich mit einem Händedruck Lebewohl. Das Mädchen wollte von Quint nicht ablassen. Dominik aber sagte: „Er will es so, und wir müssen dem Sohne Gottes gehorsam sein.“ „Lebewohl,“ sagte Quint, „und doch kommt die Zeit, da wird auch diese alte, herrliche, von knechtischem Ungeziefer entehrte Erde von Söhnen und Töchtern Gottes bewohnt werden.“

Nach diesen Worten veränderte, ja verfinsterte sich Emanuels Angesicht und die Strenge seiner Mienen, sowie sein gebieterisches Wort scheuchten, als Dominik und die Kellnerin ihn verlassen hatten, nun auch Therese Katzmarek und Martha Schubert dermaßen zurück, daß sie ihm nur aus der Ferne nachschleichen konnten. Dabei rückten sich seine Schultern zurück, er trug seinen Nacken, wie niemals bisher, gerade und trotzig aufgerichtet und schien von der Stadt, der er sich mit entschlossener Wendung wiederum zugekehrt hatte und wo doch sein schwerstes Verhängnis wartete, wie von etwas lange Ersehntem angezogen zu sein.

Es war ein ungeheurer mysteriöser Triumph in ihm, als er sich ungeduldig, fast eilend Breslau annäherte. Es sprach in ihm: „Ihr Lauen im Lande, wißt ihr nicht, daß der heilige Geist mit Brausen kommt?" Und als er in das Bereich der Gassen kam: „Feinde, Feinde, wohin ich blicke! Ich bin als Opfer gewürdigt worden!" Kurz, ihn erfüllte die Wollust über die Ohnmacht der Welt, angesichts des Schreis, den seine Seele tat, nach Peinigung, nach dem Martyrium.

In diesem Zustand wurde der Narr in Christo, als er am Tore eines wundervollen Gartens vorüberging, unerwartet von dem Maler Bernhard Kurz und von Hedwig Krause festgehalten. Er war, kaum wußte er wie, alsbald ins Innere des Gartens eingeführt und an einem Teetisch, der unter einer gewaltigen Buche stand, einem bebrillten Herrn und einer schön gekleideten Dame in mittleren Jahren vorgestellt. Es war das Ehepaar Mendel, das auf diese Weise seinen Wunsch verwirklicht sah, den „neuen Messias" kennen zu lernen. Aber es schien in dem Manne, den sie sahen und der mit Freiheit sich der grünen Wiesen, der wandelnden Perlhühner, der Rosenhecken und der flammenden Blumenbeete freute, keine Spur von angemaßtem Messiastum und Fanatismus vorhanden zu sein. Es entwickelte sich, auf eine Zeit von höchstens zwanzig Minuten zusammengedrängt, ein Gartenidyll, das in diesem Kreise später noch oftmals besprochen wurde. Es

war eine kleine Dohle da, die mit ihren gestutzten Flügeln in unerhörter Neugier um Quint herumhüpfte. Quint trank etwas Tee, und Mendel erzählte ihm aufgeräumt, wie Hedwig Krause wohl die beste Schwester seines Krankenhauses sei. Es war zu bemerken: sie sahen die Gegenwart Hedwigs gern und der junge und kluge Maler Kurz nahm womöglich ein noch größeres Interesse daran. Frau Mendel führte Emanuel Quint in den mit guten Malereien behängten Räumen ihres Hauses herum, und nachdem sie ihm manchen Kunstgegenstand ihrer reichen Sammlung heiteren Herzens gezeigt hatte, brachte sie eine kleine goldene Dose auf die Wiese unter die Bäume des Gartens heraus.

Das Döschen, in dessen kunstvollem Goldfiligran die Sonne funkelte, barg ein kleines Wunder in sich, das Quinten alsbald in Entzücken versetzte. Nämlich ein winziges, buntes, kaum über erbsengroßes Vögelchen erschien auf der goldenen Oberfläche des Kästchens, nach einem geheimen Fingerdruck der Besitzerin, und fing sogleich da und dorthin komplimentierend, in melodischer Lustigkeit, frühlingshaft zu flöten und zu trillern an, bis es blitzschnell verschwand und ein Golddeckelchen zuschnappte.

Oft sprachen später der Maler Kurz und Hedwig Krause, die ein Ehepaar wurden, davon, welchen Eindruck das Döschen und der künstliche, kleine Sänger auf Quinten gemacht und warum es ihn so gerührt haben mochte. Er konnte nicht müde werden, immer wieder den kleinen flügelschlagenden Stieglitz erscheinen zu sehen und seinem tapferen Liedchen zu lauschen. Es war, als horche er mit einer besonderen Spannung darauf hin, als wäre etwas vom Inhalt des allertiefsten Geheimnisses in diesem Döschen und Liedchen verborgen gewesen.

Dreißigstes Kapitel

Quint erreichte, nachdem er sich plötzlich und überraschend aus dem Kreise der Mendels losgemacht hatte, unerkannt von der das Gasthaus umlagernden Menschenmenge und mitten durch sie hindurchgehend, den Grünen Baum. Er wurde sogleich festgenommen und wiederum durch die Menschenmenge, die ihn bedrohte und mißhandelte, abgeführt. Sie drohten ihm mit den Fäusten, sie schlugen, ja sie spien nach ihm, weil sie ihn anders nicht erreichen konnten, denn sie meinten, daß er unter der Maske frommer Heuchelei zu den reißenden Wölfen im Schafspelz gehöre und der unnatürliche Mörder des fünfzehnjährigen Mädchens sei.

Auf dem Polizeikommissariat wurde der Gefangene den inzwischen herbeigerufenen Eltern der kleinen Ruth vorgestellt, die natürlich ihren ehemaligen Pflegling sogleich erkannten. Diese beiden, in ihrer Gebrochenheit, erschütterten Quint, freilich, ohne daß man bei der Totenblässe seines ruhigen Angesichts und da er auf alle Fragen schwieg, äußerlich etwas davon bemerken konnte. Selbstverständlich wurde das Schweigen durchaus nicht zu seinen Gunsten ausgelegt.

Man war im Miltzscher Kreise wie von einem Drucke befreit gewesen, als der Narr des Gurauer Fräuleins, unmittelbar nach seiner Feldpredigt, aus der Gegend verschwunden war. Einige sagten, seine Mutter habe ihn abgeholt, andere, ein Methodistenprediger habe ihn aufgegriffen und nach Amerika übergeführt, wo solche Bekenner, wie er, sehr geschätzt seien. Nach einigen Wochen redete man nur noch bei den Heidebrands und beim Lehrer Krause zuweilen von ihm.

Ruth war in das Haus ihrer Eltern zurückgekommen. Aber sie trug ein befangenes und verschleiertes Wesen zur Schau, das ihre Eltern in Sorgen hielt und alle Bemühungen des jungen Beleites, wieder auf den alten vertraulichen Fuß des Verkehrs mit ihr zu gelangen, vereitelte. Die

Leidenschaft dieses armen Jungen wuchs, je träumerischer und mysteriöser das Kind ihm begegnete. Das Mädchen war aber undurchdringlich in seiner Verschlossenheit.

So geschah es, daß man von dem Verschwinden der kleinen Ruth eines Tages vollkommen überrascht werden konnte. Als man sie eines Morgens wecken wollte, fand man nämlich ihr Zimmerchen leer, ihr Bett unberührt und konnte, trotz allen verzweifelten Suchens, das man sogleich allgemein anstellte, nirgendwo, weder im Gasthof, noch im Park, weder in Scheunen, Ställen, noch Oberböden eine Spur von ihr auffinden.

Auf einem gewissen Balken, hoch oben in einer mit Weizen angefüllten Scheune, saß nämlich das Mädchen, das überhaupt gern versteckte Plätze aufsuchte, ein Bein über das andere geschlagen, Stunden, ja halbe Tage lang. Sie las dort bei einem schmalen Strahl, der durch eine Luke des Daches drang, in einem mit Goldschnitt versehenen, durch viele fromme Buchzeichen geschmückten Testament, das Pastor Beleites ihr zum Feste der Konfirmation geschenkt hatte. Man kannte zum großen Teil die Lieblingsplätze, die sie in ihrer Neigung zur Einsamkeit und zu ungestörter Lektüre bevorzugte, hatte aber schließlich doch alle vergeblich nach einer Spur des Mädchens durchsucht.

Man sagte sich, da man von Anfang an mit der schlimmsten der Möglichkeiten, dem Tode des Mädchens, rechnete, sie möchte vielleicht auf dem Balken der Scheune eingeschlafen und in die wohl dreißig Meter tiefen Getreidelagen, in denen ja Höhlen vorhanden waren, hinabgerutscht und verschüttet sein. Man sandte Knechte und Mägde hinauf und ließ viele tausend Garben abtragen. Man durchsuchte den Schloßteich, weil man auch den Gedanken an einen Anfall schwerer Melancholie und Geistesumnachtung nicht gänzlich abweisen durfte. Auch konnte Ruth, die zuweilen im Nachen die Schwäne fütterte, an der sogenannten tiefen Stelle des Weihers verunglückt sein. Gärtner und Förster durchsuchten

den Wald, weil es bekannt war, wie Ruth zuweilen lesend in irgendeinem alten Baumwipfel, ebenso wie in der Scheune, Stunden zubrachte.

Endlich verfielen alle auf Quint und man hielt es für wahrscheinlich, Ruth könne in ihrer Schwärmerei aufs Geratewohl in die Fremde gezogen sein, um ihr Idol wieder aufzusuchen.

Leider fand man, wie es in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt, den einzigen Anhalt nicht, der vielleicht zur Entdeckung der kleinen Ruth und zu ihrer Rettung geführt hätte. Es hatte sich nämlich ein überaus häßlicher Kerl vor Wochen auf dem Gutshofe eingestellt und war in Arbeit genommen worden. Man hätte ihn eigentlich kennen müssen, da es derselbe böhmische Josef war, der Quinten ehemals in das Gärtnerhaus eine Nachricht gebracht und den man auch am Tage des großen Skandals in Quintens Nähe bemerkt hatte: aber da er nur auffallend häßlich, im übrigen nichts als ein stiller, tüchtiger Arbeiter war, auch, als er erschien, bereits der Ostervorfall nicht mehr erörtert wurde, achtete man seiner weiter nicht.

Es fiel auch nicht auf — Ruths Flucht war am Sonntag morgen entdeckt worden! — daß der häßliche, kleine Wicht, der am Sonnabend abend seinen Wochenlohn, wie alle übrigen Gutsarbeiter, empfangen hatte, am Montag morgen nicht wiederkam. Fand doch ein immerwährender Wechsel statt, so daß ein fehlender Arbeiter zuweilen durch drei bis vier neue, die frisch eintraten, ersetzt wurde. Hätte man aber am Montag morgen das Fernbleiben jenes Pudelmenschen bemerkt und mit dem Verschwinden Ruths in Verbindung gebracht, so wäre man, wie sich später ergab, wahrscheinlich ihrer, noch lebend, am gleichen Tag auf der Spur des Halunken habhaft geworden. So aber wußte man am Dienstag abend weder etwas von ihm, noch von Ruth, noch von Emanuel Quint, als die telegraphische Nachricht von der Ermordung eines jungen Mädchens in der Nähe von Breslau alle Zweifel

auf einmal durch die kalte, grauenvolle Gewißheit verstummen ließ.

Die Nachricht, die begreiflicherweise von den Eltern und dem jungen Beleites in einem an Wahnsinn grenzenden Zustand mühsam entziffert wurde, machte über die Kleidung der Toten Angaben. Schwarze Knöpfstiefel, braune Strümpfe, weiße Strumpfbänder, Unter- und Oberkleider waren genannt. Ein grüner, fußfreier Lodenrock, ein Jackettchen von gleichem Stoff und derselben Farbe. Braune Handschuhe, ein brauner Hut, so und so gezeichnetes Hemd, so und so gezeichnetes Taschentuch bildeten weitere Erkennungszeichen. Das Alter der Toten wurde zwischen vierzehn und siebzehn, ihre Gestalt als schlank und mittelgroß angegeben. Endlich hatte man, nach dem Bericht, in ihrer Nähe ein Neues Testament, das Geschenk eines Pastors Beleites an Ruth Heidebrand, aufgefunden.

Dieses Stückchen Papier mit den blauen Schriftzügen schlug wie mit furchtbaren, eisernen Hämmern auf die Köpfe und Herzen derer los, die es in Händen hielten. Ein Kragen aus Katzenfell war genannt. Frau Heidebrand eilte sofort, mehrmals zusammenbrechend, die Treppe hinauf, nach Ruths Kleiderschrank. Der Kragen war fort. Sie sah die Freude des Kindes aufhüpfen an jenem elften Geburtstag Ruths, wo das bescheidene Fellchen, unter den anderen Geschenken, auf dem Tisch zwischen den elf brennenden Kerzen und der größten, dem sogenannten Lebenslichte des Töchterchens, lag. Für immer waren nun das Lebenslicht sowie alle übrigen Kerzen ausgeblasen.

Da nun also die Fragen der schwergeprüften Eltern von Emanuel auf dem Polizeibureau nur durch Schweigen beantwortet wurden, bestärkte sich der Verdacht ganz allgemein, er müsse, sofern er nicht selber der Mörder war, jedenfalls irgendwie mit dem Morde in Verbindung stehen. Es war herzzerreißend, wie die verwaiste Mutter, Frau Heidebrand, ihre unwiederbringlich verlorene Tochter in allen Tönen der

Verzweiflung und qualvollen Wut von Quint zurückforderte. Herr Heidebrand selbst war still und gefaßt und sah, wie er sagte, diese schreckliche Heimsuchung als eine verdiente Strafe des Himmels an.

Emanuel wurde in das Untersuchungsgefängnis, das sich in einem Ziegelrohbau, dem sogenannten Inquisitoriat, befand, eingeliefert, wo er gebadet und in eine Zelle allein gesteckt wurde. An mehreren folgenden Tagen ward er dem mit Untersuchung des Falles betrauten Richter vorgeführt, der aber nicht einmal das Unumgängliche über seinen Namen, Geburtsort und -tag aus ihm herausbrachte. „Wenn Sie nicht reden," sagte der Richter zu ihm, „so kann das, falls Sie unschuldig sein sollten, höchstens zu Ihrem Schaden sein." Hätte Emanuel auch nur einen Namen aus dem Kreis seiner Jünger genannt, so wäre ein Anhalt gegeben und die Untersuchung beschleunigt worden. Je genauer und je ausführlicher er seine Angaben gemacht haben würde, um so eher hätte man seine Unschuld an den Tag gebracht. Allein es schien beinahe, als ob er wünsche, unschuldig für schuldig erklärt zu sein.

Da Emanuel einen privaten Anwalt für seine Sache, ja überhaupt einen Anwalt nicht heranziehen wollte, hatte man ihm, wie es üblich ist, einen Verteidiger von Amts wegen zur Seite gestellt. Aber auch dieser Mann konnte aus Quinten nichts herausbringen. Zwar sagte er nicht, daß er schuldig wäre, aber ebensowenig irgendetwas, wodurch unzweideutig auf ein Bewußtsein von Unschuld zu schließen war.

Der Staatsanwalt glaubte an seine Schuld. Er hatte viele Zeugen verhört und es war ihm gelungen, die seltsame Laufbahn Emanuel Quints wenigstens teilweise aufzulichten. Die Scharfs, die Hassenpflugs, der Agitator Kurowski, Bruder Nathanael Schwarz, der Müller Straube, die Pastoren Schimmelmann und Schuch standen bereits in seinen Akten und er hatte, in einer erheblichen Anzahl von Proto-

kollen, sehr viele, wenig günstige Zeugnisse gegen Quint zusammengebracht.

Der Kern seiner Meinung über Quint hatte so ungefähr diese Gestalt gewonnen:

Der Delinquent hatte außerehelich das Licht der Welt erblickt. Der Vater wurde von seiner Mutter nicht genannt und blieb also unbekannt. Man weiß, wie die große Mehrzahl dieser nicht wohlgeborenen Kinder auf verschiedenen Wegen, besonders auf dem Wege des Verbrechens, zugrunde geht. Auch der Staatsanwalt wußte das. Mit Arbeitsscheu, alias Faulheit, war nun im Falle, der vorlag, wie so oft, der erste Schritt auf der Bahn des Verbrechens gemacht worden. Der Stiefvater Quints, der Bruder Quints, ja selbst die rechte Mutter des Menschen, diese unter einem nicht endenwollenden Tränenstrom, erbrachten dafür die Bestätigung.

Der Müßiggänger, der zu Hause nicht gerne sein mochte, weil er dort zur Arbeit angehalten zu werden fürchten mußte, fing zu vagabondieren an. Dies war ihm aber endlich ebenfalls unbequem und er sagte sich, vielleicht durch schlechte Gesellschaft angeregt, daß er die gläubige Einfalt seiner Mitmenschen durch irgendeinen dreisten Schwindel sich nutzbar machen müsse. Dies gelang ihm über Erwarten und er nistete sich in zynischer Weise bei den Brüdern Scharf als Schmarotzer ein. Mit systematischen Schwindeleien hatte er nun die leichtgläubigen Webersleute seinen Zwecken dienstbar gemacht, so daß er sie in ihrer Verblendung nach und nach, dem raffiniertesten Hochstapler gleich, um ihr ganzes Vermögen prellen konnte. Er wurde gefaßt und per Schub nach seiner Heimatsgemeinde zurückgebracht. Er hatte sich irgendwo den Beruf eines Heilkünstlers angemaßt, wie denn solche Leute und geborene Scharlatane, einmal entlarvt, um neue Mittel zu neuen Betrügereien niemals verlegen sind. Er ging noch weiter, er gab sich, in seinem Zynismus selbst vor dem Heiligsten nicht zurückweichend, für einen Wundertäter, für einen Apostel, ja für den wiedergekommenen

Christus selber aus, womit er sich, obgleich im beschränkten Kreise, den großen Betrügern aller Zeiten anreihte. Da aber empörte sich der gesunde Sinn seines Heimatsorts, so daß er über einen Denkzettel, leider einen, der nicht durchgreifend war, zu quittieren hatte.

Jetzt nahm sich eine allgemein verehrte Dame in christlicher Liebe seiner an und man suchte den Menschen, unverdienterweise, mittels der Langmut vieler ehrenwerter und geachteter Persönlichkeiten, in ein bescheidenes und geordnetes Dasein zurückzuleiten. Man umgab ihn in Miltzsch und Umgebung mit vieler, zwecklos vergeudeter Liebesmüh. War doch die Gesinnung des entschlossenen Parvenus — was er in jenen Tagen war! — inzwischen durch sozialistische, anarchistische und nihilistische Ideen heimlich noch tiefer vergiftet worden. Zum Dank für genossene Wohltat knüpfte dieser Dorftartuff eine unerlaubte Beziehung mit der kaum konfirmierten Tochter seiner Wohltäter an (sic! der Beamte zögerte nicht, zugunsten seines Kalkuls auf die Tote einen Schatten zu werfen), die er, mit der ihm eigenen Routine, auf Grund ihrer kindlich gläubigen Urteilslosigkeit, ganz in seine Gewalt bekam.

Aus dem weiteren Verlauf der Lebensschicksale Quints schloß der öffentliche Ankläger auf seine Gefährlichkeit. Er hatte staatsgefährliche Äußerungen, die der Betrüger laut vieler bestimmter Zeugenaussagen öffentlich immer wieder getan hatte, sorgsam zusammengetragen. Sie waren unter den Spitzmarken: Gegen die Monarchie! Gegen die Religion! Gegen die Kirche! Gegen den Staat! rubriziert. Quint hatte sich für die freie Liebe erklärt und mit Entschiedenheit gegen das Privateigentum, wobei, was die Sache nur noch verschlimmerte, das christliche Mäntelchen herhalten mußte.

Der Staatsanwalt hatte den Schlächtermeister und Wirt vom Grünen Baum, sowie den Restaurateur und Geschäftsinhaber des Musenhain verhört oder verhören lassen und

besonders das Protokoll des sogenannten schwarzen Karl war von allen für Quint das am meisten belastende. Der Beamte sagte, selbst das Gefühl dieses nicht gerade musterhaften Christen habe sich gegen die Blasphemien dieses Menschen aufgebäumt.

Der untersuchende Richter sowie der offizielle Anwalt waren von der Schuld Emanuels nicht überzeugt, trotzdem man bei der Leiche Ruths, und zwar unter dem Hemd, auf bloßer Brust, einen Brief gefunden hatte, der „Emanuel Quint" unterschrieben war und das Mädchen nach Breslau in Quintens Umgebung, mit einigen schwülstigen, überspannten Phrasen, die von der Nähe des neuen Zions faselten, lud. Der Staatsanwalt gab zwar zu, der Brief sei von dem Delinquenten selbst vielleicht nicht geschrieben, da er eine unbeholfene Hand zeigte, die den Quintschen Schriftproben unähnlich war, aber er meinte, er wäre diktiert worden. Er behauptete ferner: es sei bezeichnend für die tiefe Verderbnis Quints, wenn er wirklich nur durch Gelegenheit zu dem widernatürlichen, bestialischen Morde gekommen sei, daß er den traurigen Mut besessen habe, das wohlerzogene Kind in jene Lasterhöhlen herbeizulocken, jenen Sumpf, der hier in der Stadt das Element seines Daseins gewesen war.

Nun also: Untersuchungsrichter und Verteidiger teilten diese Ansichten nicht. Man hatte Quinten den Brief gezeigt und auch daraufhin nur ein Schweigen zur Antwort erhalten. Eines Tages boten sich Rittergutsbesitzer Glaser, Geheimrat Mendel und Maler Kurz als Zeugen dafür an, daß sie Emanuel Quint der ihm zur Last gelegten Tat nicht für fähig hielten. Dies tat Herr Glaser, obgleich sein Sohn durch Quint, an jenem Abend im Musenhain, arg verwirrt und betört worden war. Er hatte nämlich von Benjamin am nächsten Tage einen ausführlichen Brief erhalten, worin er in aller Form auf seine künftige große Erbschaft verzichten wollte, war daraufhin nach Breslau gereist und hatte gefunden, wie sein Sohn in seinem Entäußerungsdrange bereits den In-

halt seiner hübschen Wohnung zur Hälfte verschenkt hatte. Er lachte, packte ihn auf und schickte den jungen Menschen mit einem seiner Freunde, einem jungen Arzt — und zwar unter dessen Verantwortung! — nach dem Haag und später auf eine Nordlandreise.

Dominik und Elise Schuhbrich waren tot in einem kleinen Wäldchen draußen, unweit der Oder gefunden worden. Sie hatten, nach Übereinkunft, mit eigenem Willen dort ihrem Leben ein Ziel gesetzt. Eine Kugel aus dem Revolver Dominiks hatte die Geliebte, eine zweite ihn selber hingerafft. Er lag, als beide erst einige Tage nach der Tat, von polnischen Flößern entdeckt wurden, mit seiner Stirn auf Elisens Brust.

Natürlich belastete dieser Vorfall Quint, besonders als man nach einiger Zeit genügende Anhaltepunkte zu haben meinte, in Quint den Verderber und Verführer auch dieser Jünglingsseele zu sehen. Der Häftling wurde denn eines Tages auch dem Vater Dominiks, einem Postbeamten, vorgestellt, der übrigens ohne sichtbare Zeichen der Trauer, ausgenommen den schwarzen Krepp um den rechten Arm, den Toten und seine Handlungsweise mit trockenen, harten Schlüssen verurteilte.

Wie er den Sohn nun einmal betrachtete, schien er eher durch seinen Tod von einer quälenden Sorge befreit, als betrübt zu sein. Solange er lebte, hatte er einen Teil seines schmalen Gehalts für seine Erziehung abtreten müssen, was ihm ein immerwährender Anlaß zur Entsagung, sowie des Kummers und Ärgernisses war: eine Tatsache, die er dem Sohne bei jeder Gelegenheit ohne Umschweife deutlich machte.

Quint schüttelte sich, nachdem der rechtliche und korrekte Beamte gegangen war, als ob ihn ein physischer Ekel anwandele. Seine Aufseher gaben an, er habe bei dieser Gelegenheit laut gesagt, daß nichts den Menschen so klein und verrucht mache als die Sorge ums tägliche Brot.

Dieselben Aufseher konnten bei einer andren Gelegenheit, in der Gebundenheit ihrer Meldungspflicht, ihrer Entrüstung über den Empfang, den Quint im Sprechzimmer seiner verzweifelten Mutter bereitet hatte, kaum genügenden Ausdruck verleihen. Die Mutter schrie und fragte den Sohn ein übers andere Mal: „Junge, hast du das wirklich getan?" womit sie den Mord des Mädchens meinte. Ohne daß sie nun aber eine Antwort erhalten hatte, nahm sie, nach ihren Reden zu schließen, die Schuld als erwiesen an und überhäufte den Sohn mit Anklagen, sowie mit Vorwürfen wegen seiner leider von jeher an den Tag gelegten Unfolgsamkeit. Alles sei nun, behauptete sie, eingetroffen, wie es der Stiefvater, wie es der Bruder, ja wie sie selbst es ihm prophezeit habe und er könne darüber nun nicht weiter verwundert sein.

Als sie nun sagte: „Du hast es dir zuzuschreiben, wenn deine arme Mutter mit Schande und Gram in die Grube fährt," rief der gefesselte Häftling plötzlich: „Weib, wer bist du? Ich kenne dich nicht! Ich bin von oben herab und du bist von unten her! Willst du den Leichnam wieder nehmen, den du geboren hast, so gedulde dich! Bald werfe ich auch das letzte, was an mir irdisch ist, hinter mich." Er bat dann die Wärter, sie möchten ihn in die Zelle zurückbringen.

Man weiß, wie Gefangene durch die Wände, von Zelle zu Zelle, sich mittels Klopfens verständigen. Die sechsundzwanzig Buchstaben des Alphabets werden, je nach Bedarf, mit so viel Schlägen bezeichnet, als die Nummer beträgt, die jeder von ihnen in der gesamten Reihe innehat. So wurden die unfreiwilligen Bewohner des Untersuchungsgefängnisses und vieler anderer Zellen auf Flügel B. durch die seltsame Nachricht eine Zeitlang belustigt und aufgeregt, die mit Klopfsignalen von unten, von oben, von rechts und von links durch die Wände drang: nämlich, daß Christus selbst in einer der Zellen zugegen wäre.

Die humoristische Tatsache hatte allmählich ihren Weg über die Aufseher zum Bureau des Inspektors gemacht, der sie gelegentlich seinem Schwiegersohn, einem Masuren, der an dem gleichen Inquisitoriat Gefängnisgeistlicher war, lachend mitteilte. Lange wußte man nicht, in welcher Zelle der Ursprung des Unfugs zu suchen war. Es ging hier mit dem gebenedeiten Namen ähnlich, wie es mit dem Maulwurf in der Tragödie geht: „hic et ubique, wühlst so hurtig fort, o trefflicher Minierer!" Er war hier und da und war überall, ohne daß man den gespenstischen Träger betreten konnte.

Endlich fiel es dem Geistlichen ein, den des Mordes verdächtigen Quint in sein Amtszimmer führen zu lassen, einen überaus behaglichen Raum, der natürlich innerhalb des Inquisitoriates gelegen war. Der Geistliche liebte Gefängniskost und versäumte selten, sich von dem allgemeinen Graupengericht zur Stillung seines masurischen Appetits etwas auftragen zu lassen. Er löffelte gerade, das Taschentuch vor die Brust gesteckt, als Emanuel zwischen zwei Aufsehern bei ihm erschien.

„Kinder," rief er, „solche Suppe! Ihr wißt ja gar nicht, wie gut ihr es habt. Früher legte man euch auf Latten und fütterte euch mit unsauberem Wasser und schimmligem Brot." Er war aufgeräumt und wollte versuchen herauszubekommen, ob Emanuel nicht der Urheber des Christusunfugs wäre, der nachgerade das ganze Gefängnis rabiat machte. Vielleicht legte der, wie aus den Akten ersichtlich war, verstockte Mensch, bei seinem christlichen Tic, dem Geistlichen, sogar in der schweren Schuldfrage am ehesten ein Geständnis ab.

Einstweilen hatte er aber noch die Seelsorge eines Mädchens zu vollenden, die wegen Mord ihres Kindes zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Nur mit knapper Not war die Ärmste dem Henker entgangen. Man hatte ihr und ihrem Kinde in fünf, sechs Gemeinden rundweg das Domizil verweigert. Für die Not und die Tat des einfachen

Landmädchens trugen Gesellschaft und Staat die Verantwortung, ohne sich dessen, ganz wie ein gewissenloses Individuum, in Trägheit und Gleichgültigkeit bewußt zu werden. Der Staat aber hatte seine Schuld durchaus nur durch ein neues Verbrechen, das er sich selbst sanktionierte, an dem Mädchen wettzumachen gewußt.

Die Verurteilte weinte seit vielen Wochen. Sie wollte nicht leben und hatte verschiedene Selbstentleibungsversuche gemacht. Zum Pastor geführt, hatte sie nur immer zerknirschte und verzweifelte Fragen an ihn wiederholt, ob sie wohl irgendwie Aussicht habe, ihr Kindchen im Jenseits wiederzusehen. Alles andere erschien ihr gleichgültig. Sehnsucht nach ihrem Kinde allein war es, was immer neue Tränenströme in ihre vom Weinen fast erblindeten Augen trieb. Der sogenannte Kalfaktor, ein Sträfling, brachte die Graupensuppe hinaus, und als sich der Pastor, schon in Gedanken bei Quint, der Verbrecherin zuwandte, sagte diese seufzend: „Ich weiß nicht, warum gerade mich das Schicksal so geschleudert hat?" — „Was? Schicksal geschleudert?" donnerte daraufhin der Pastor und im nächsten Augenblick flog, von seinem herkulischen Arm geschleudert, ein Stuhl buchstäblich gegen die Wand. „Ich kann einen Stuhl schleudern," sagte er, „aber das Schicksal kann keinen Menschen schleudern. Gott hat ihm dazu die Macht nicht gegeben. Aber er hat dem Menschen den freien Willen gegeben, hinter das Böse die Strafe, hinter das Gute aber den Lohn gesetzt. Nicht das Schicksal trägt, sondern du allein trägst vor Gott und Menschen, deines Verbrechens wegen, die Verantwortung. Dein Kind wird am jüngsten Gericht gegen dich zeugen."

Der Pastor zog einen elfenbeinernen Zahnstocher aus seiner bis an den Hals zugeknöpften schwarzen Weste hervor und reinigte sein prachtvoll weißes, negerhaft gesundes Gebiß damit, während das Mädchen, das in Verzweiflung ihr Kind getötet hatte, erschrocken, mit plötzlich trockenen Augen, voll Grauen in sich zusammenkroch. Vor einem Jahre war

die arme zwanzigjährige Jungfrau noch schön gewesen, heute erschien sie zusammengekrochen, knöchern, unschön und greisenhaft ausgehöhlt. War es nun deshalb, weil die seltsam wissenden, großen Augen des anderen Sträflings, Emanuels, unverwandt auf ihr geruht hatten, oder hatte sie überhaupt das wirre Bedürfnis, bei irgend jemandem um Gnade zu flehen: kurz, indem sie abgeführt wurde, hatte sie unversehens ihre brennend saugenden Lippen auf Emanuel Quintens gefesselte Hände gedrückt.

Der Pastor war sprachlos. Er hielt den Zahnstocher wie einen gen Himmel weisenden Finger in der Hand. Es war ihm gewesen, als wenn jemand die deutlichen Worte: „Weib, deine Sünden sind dir vergeben!" gesprochen hätte. „Das wäre noch besser," fuhr er los, „wenn hier, im Zimmer des Pastors, ein Schlingel, der beinahe des Mords überwiesen ist, die ungeheure Dreistigkeit haben wollte, mit dem Worte Gottes Unfug zu treiben. Versteht er mich? Er Kujon! Er Patron!" — und er brachte sein glattrasiertes, mit breiten Backenknochen und Kinnladen versehenes Angesicht, dicht an Quint — „versteht er mich? Schindluder treiben wir hier mit den heiligsten Dingen nicht!"

„Raus!" schrie er. „Das geht denn doch über alles, was mir irgendein Zuchthäusler jemals in diesem Raume geboten hat, weit hinaus. Lanek," wandte er sich an den Oberaufseher, „bitte, melden Sie diese Person! Raus mit dem Menschen, ich kann ihn nicht sehen! Soll ich mir etwa von diesem Abschaum das Heiligste in den Kot ziehen lassen? das Erhabenste, was überhaupt in mir ist? Nein! Das liegt außerhalb meiner Amtspflichten."

„Schauen Sie doch mal unten nach," sagte der Pastor gleich darauf sehr ruhig zum Kalfaktor, als er allein mit ihm im Zimmer war, „ob meine Frau beim Herrn Inspektor ist; sie wollte mich nämlich zum Gartenkonzert in den ‚Zwinger' abholen." Der Kalfaktor ging, und der Kirchenmann zündete mit Behaglichkeit seine Zigarre an.

Und es wurde noch einige Wochen lang unterirdisch von Zelle zu Zelle die Nachricht gepocht, daß Christus selbst im Gefängnis zugegen wäre. Die Wände vibrierten und bebten eine Zeitlang aus der mysteriösen Quelle gespeist, von den Worten des echten Heilandes, unter denen der Satz „Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan!" immer wieder kam. Die Steine sprachen: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und nahm auf sich unsere Schmerzen, aber wir hielten ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert wurde." Die Steine sprachen: „Sie haben Christus verachtet, gehaßt, verkannt, verfolgt, verflucht, verhöhnt, geschlagen, angespien, unschuldig eingekerkert und ans Kreuz geheftet! Er ward zwischen den Mördern aufgehängt und unter die Verbrecher gerechnet." So und ähnlich sprachen die Steine fort, aber der Direktor der Anstalt meinte, man tue am besten, des im Grunde harmlosen Unfugs nicht weiter zu achten.

Mittlerweile wurden durch eine Fabrikarbeiterin, namens Katzmarek, gewisse Tatsachen zur Kenntnis der Behörde gebracht, die nach und nach den Verdacht des Mordes einigermaßen von Emanuel ablenkten. Eines Tages fragte man ihn, ob er einen gewissen Menschen, der nach der Schilderung mit dem böhmischen Josef identisch war, kenne und ihn des Mordes für fähig halte. Quint sagte zwar, er kenne ihn, daß er aber den Mord nicht verübt habe, sei ihm gewiß. Trotz des Stillschweigens, dessen Quint sich leider befleißigte und das man schlechterdings nur als Ausfluß seines Schuldbewußtseins deuten konnte, waren doch aber nun die Zweifel der Anklagebehörde rege gemacht, und nachdem die Untersuchung eine Zeitlang auch in einer anderen Richtung betrieben worden war, hatten sich die Resultate der Nachforschung endlich zu einem fast lückenlosen Entlastungsbeweise für Quint zusammengeordnet. Man hatte die Spuren des böhmischen Josef genau verfolgt und wußte, wo er an

jedem Tage der letzten Wochen vor Begehung der scheußlichen Tat gewesen war. Er war um die Apotheke geschlichen, in der die kleine Ruth bei Freunden der Eltern seinerzeit, um sie auf andere Gedanken zu bringen, untergebracht worden war. Er hatte dann auf dem Miltzscher Dominium Arbeit gefunden. Eine Anzahl Zeugen meldeten sich, denen der häßliche Mensch in Begleitung des lieblichen Mädchens aufgefallen war, als er sie, meistens auf Feldwegen, gen Breslau führte. Den Menschen selber aufzufinden, gelang indessen trotz aller Bemühungen nicht.

Als man Quint, dessen Alibi allmählich durch Zeugen durchaus erwiesen ward, die günstige Wendung der Sache mitteilte, und ihm die Aussicht auf seine nahe Freiheit nicht vorenthielt, legte der Narr zum Schrecken des Anwalts und zur nicht geringen Verlegenheit der Behörde das Geständnis des Mordes ab.

Das Geständnis konnte indessen nicht Stich halten. Man stand auf den Punkt, den Narren dennoch in Freiheit zu setzen, als man eben an der Stelle, wo der Mord der kleinen bejammernswerten Ruth verübt worden war, die Leiche des böhmischen Josef fand, der sich am Ast einer Weide erhängt hatte. Es hätte kaum der Selbstbezichtigung mehr bedurft, die man in seiner Tasche fand, ebenso unbeholfen als umständig niedergeschrieben, um seine Schuld über allen Zweifel erwiesen zu sehen.

Die Kunde von der Entdeckung des wahren Täters drang natürlich sogleich zu den Heidebrands und von da zu Lehrer Krause hinüber, wo sie im Befinden Mariens eine Wandlung zum Besseren hervorbrachte. Das Mädchen hatte ihre Tage, seit dem Verschwinden Emanuels, in Absonderung von allem Verkehr zugebracht, und als der allgemein geteilte Verdacht ihn zum Verbrecher stempelte, war ihre Gesundheit buchstäblich zusammengebrochen. Es kamen Ärzte, man rief den Miltzscher Schäfer herbei, man versuchte

es wiederum mit dem sogenannten Gesundbeten, ohne daß es gelang, den Zustand des Mädchens zu verbessern. Sie erbrach die Speisen, sooft man sie etwas zu essen zwang, sie litt an einer schrecklichen Blutleere, schließlich vermochte sie kaum noch, vor Schwindel und Herzklopfen, die wenigen Schritte von ihrem Bett bis ans Fenster zu gehen, wo sie, in einem Korbstuhl sitzend, einige Stunden täglich Luft atmen mußte.

Man hatte hier die Idee von einem schlimmen Lotterdasein bekommen, das Quint in der Großstadt geführt und das ihn ins Verderben gestürzt haben sollte. Man fing diese Ansicht, als die Unschuld Quints an dem Morde bekannt wurde, zu modifizieren an. Und nun, wie gesagt, geschah es, daß sich die Gesundheit Mariens zusehends besserte. Sie aß, sie sprach, ihre Wangen nahmen ein wenig Farbe an. Bald unternahm sie kleine Spaziergänge. Sie richtete einen Brief an ihre Schwester Hedwig, die noch immer im Krankenhaus Professor Mendels beschäftigt war, worin sie den Tag zu wissen wünschte, an dem Emanuel aus dem Gefängnis vermutlich entlassen werden würde.

Für die Entlassung war der erste Oktober festgesetzt und das Datum Emanuel mitgeteilt worden. Er hatte also den ganzen Sommer in Untersuchungshaft zugebracht. In seiner Antwort auf einen Brief, den er in seiner Zelle erhielt, ein Schreiben, in dem Hedwig Krause Mariens Frage an ihn weitergab und zugleich mitteilte, daß ihre Schwester Marie, sie selbst und ihr Bräutigam, Bernhard Kurz, Quinten am Gefängnistor erwarten und in Empfang nehmen würden ... in seiner Antwort auf diese Nachricht sagte Quint eine Unwahrheit: er gab auf das allerbestimmteste als den Tag seiner Entlassung nicht den ersten Oktober, sondern den zweiten an.

Als am zweiten Oktober der Maler Kurz mit den beiden Mädchen mittags zwölf Uhr am Eingang des Inquisitoriats erschien, fing für sie ein langes vergebliches Warten und

Nachfragen an, wodurch sie am Ende zu der Überzeugung gelangen mußten, daß sie Emanuel Quint verfehlt hatten. Sie glaubten zunächst natürlich, ihn, womöglich am gleichen Tage, noch irgendwo in der Stadt zu entdecken, eine Vermutung, die leider nicht zutreffend war. Sie haben ihn nicht nur an diesem und an den folgenden Tagen vergeblich gesucht, sondern ihn überhaupt niemals wiedergesehen.

Quint hatte sich am Tage vorher stillschweigend davongemacht. Da sein Prozeß nicht verhandelt worden war, hatte man seiner in der beschränkten Öffentlichkeit, die sein Fall erlangt hatte, längst vergessen, als er wieder auf freiem Fuße stand.

In der Nähe des Platzes, an dem die kleine Ruth ihr Ende gefunden hatte, erschien am ersten Oktober ein lang aufgeschossener, dürftig gekleideter, rotblonder und bleicher Mensch, der von einigen Leuten gesehen wurde. Er trieb sich lange in der Gegend der Mordtat herum. Er pochte kurz darauf an die Türe des Küsters leise an, worauf das Weib des Küsters, einen Bettler vermutend, öffnete. „Ich bin Christus! Gib mir ein Nachtlager!" Da schlug sie ihm, selbstverständlich, tief erschrocken, sogleich mit ganzer Kraft die Tür vor der Nase zu.

So ging es auch im Hause des Lehrers einige Tage später, wo einst Emanuel Quint, im Schulzimmer, Bruder Nathanaels Bußpredigt gelauscht hatte. Die Lehrersleute saßen bei Tisch und ein kalter Herbstwind durchbrauste draußen die Dunkelheit. Man hörte einen Schritt auf der Hausschwelle und hernach ein Pochen gegen die Tür. Die Frau wollte nicht öffnen, sie fürchtete sich. Nachdem, aus irgendeinem Grunde ängstlich geworden, der fromme Lehrer seine Seele dem Herrn empfohlen hatte, öffnete er und fragte durch den Türspalt: „Wer ist hier?" „Christus!" kam es leise zur Antwort. Und sofort schlug mit einer Gewalt, die das Häuschen erbeben machte, von der Hand des Lehrers gerissen,

die Tür ins Schloß. Er kam schlotternd herein zu seiner Frau und behauptete, draußen stünde ein Wahnsinniger.

Etwa eine Woche nach diesen Vorfällen brachten Berliner Zeitungen diese kurze Notiz:

Die Bewohner des Ostens unserer Stadt werden seit einiger Zeit durch die Erscheinung eines Menschen beunruhigt, der nie um Geld, sondern immer nur um Obdach und Brot bittet und auf die stereotype Frage: Wer ist da? sich als Christus bezeichnet. Man kann sich denken, welchen Schreck der im übrigen wahrscheinlich harmlose Irre überall, wo er auftaucht, verursacht. Er dürfte wenig Geschäfte machen. Die Hausfrauen schieben meist, kaum daß die ominöse Bezeichnung gefallen ist, den Riegel vor und bringen die Sicherheitskette in Ordnung.

Wiederum eine Woche später fing der gleiche Unfug in der ehemaligen freien Reichsstadt Frankfurt am Main die Leute ein Weilchen zu beschäftigen an. Vor dem Narren und Bettler, der sich Christus nannte, waren mittlerweile zwischen Berlin und Frankfurt Hunderte und Aberhunderte von Haustüren zugeflogen. Ein Frankfurter, der die Angelegenheit auf ironische Weise nahm, sagte, der Herrgott in seinem Himmel müsse unzweifelhaft durch den ungewohnten, wilden Lärm des Türenschlagens neuerdings auf die Vorgänge unter dem Menschengeschlecht aufmerksam geworden sein.

Unwillkürlich dankt man dem Himmel, daß nur ein armer Erdennarr und nicht Christus selber der Wanderer gewesen ist: dann hätten nämlich Hunderte von katholischen und protestantischen Geistlichen, Arbeitern, Beamten, Landräten, Kaufleuten aller Art, Generalsuperintendenten, Bischöfen, Adligen und Bürgern, kurz zahllose fromme Christen, den Fluch der Verdammnis auf sich geladen.

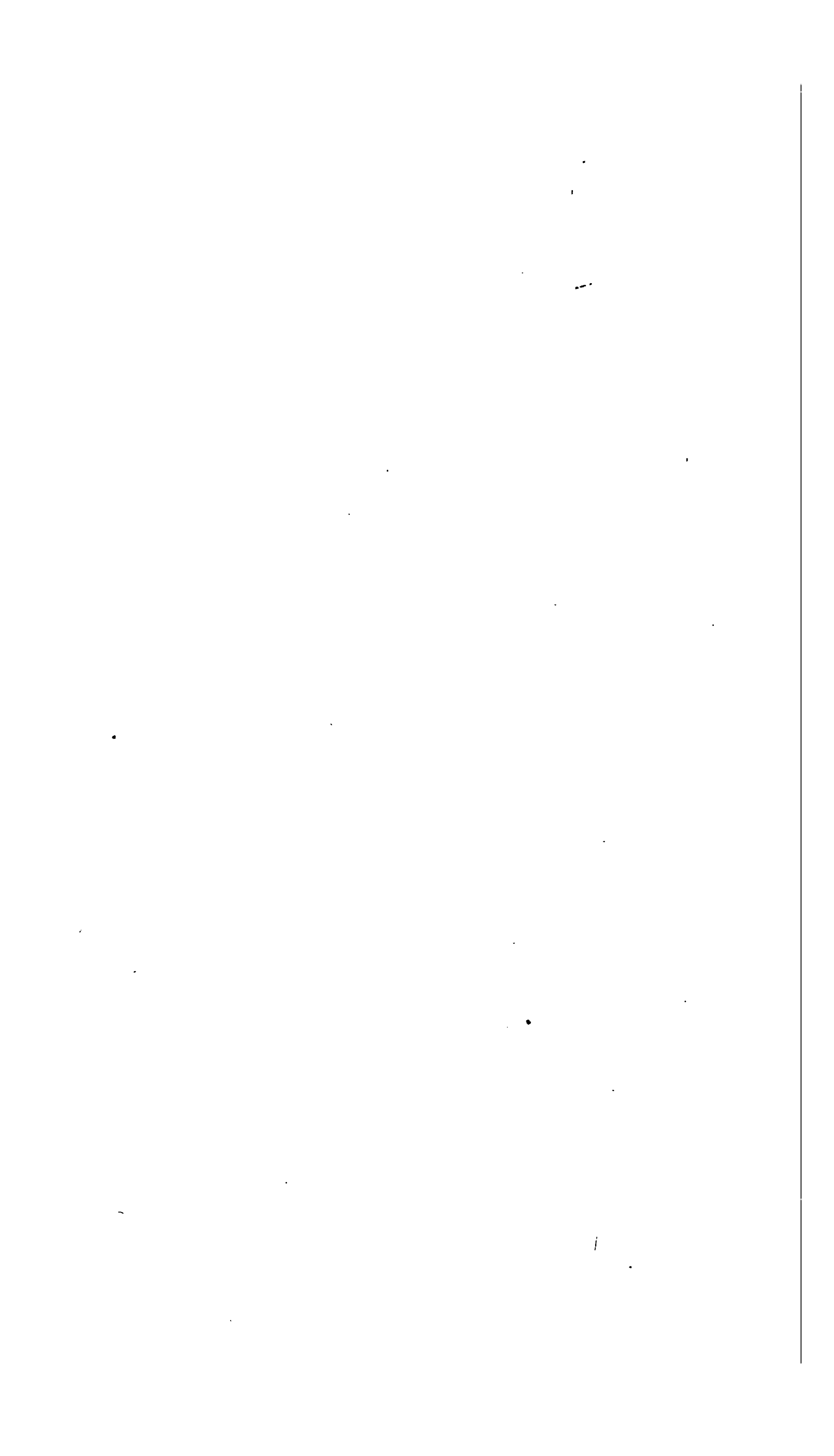
Aber wie konnte man wissen — obgleich wir „Führe uns nicht in Versuchung" beten, ob es nicht doch am Ende der wahre Heiland war, der in der Verkleidung des armen Narren nachsehen wollte, inwieweit seine Saat von Gott gesäet, die Saat des Reiches, inzwischen gereift wäre?

Dann hätte Christus seine Wanderung, wie ermittelt wurde, über Darmstadt, Karlsruhe, Heidelberg, Basel, Zürich, Luzern bis nach Göschenen und Andermatt fortgesetzt und hätte überall immer nur von dem gleichen Türenschlagen an seinen Vater im Himmel berichten können. Nämlich der Narr, der sich Christus nannte, teilte zuletzt mit zwei armen, barmherzigen Schweizer Berghirten, oberhalb Andermatt, Brot und Nachtquartier. Seitdem ist er nicht mehr gesehen worden.

Dem Chronisten, der auf den Spuren Emanuel Quintens ging, ist es wahrscheinlich, daß jener Mensch, der seinen Christuswahn, verlassen und einsam, durch Deutschland und durch die Schweiz schleppte, der verschwundene, arme Tischlergeselle aus Schlesien war. Er war auch derselbe, wie ihm scheint, der oberhalb des Gotthardhospizes nach der Schneeschmelze im Frühjahr darauf erstarrt und zusammengekauert gefunden wurde. Unzweifelhaft hatte sich Quint beim tiefen Schneegestöber verirrt, hatte das Hospiz, auf dem Passe zu milderen Breiten, verfehlt und war in die Wildnis des Pizzo Centrale hinaufgeraten. Dort hatten Nacht, Nebel und Schneegestöber ihn eingesargt.

Dies mußte im Spätherbst oder beginnenden Winter gewesen sein, denn er hatte, als ihn die Sennen heraushoben, sicherlich fünf oder sechs Monate lang in der tiefen Schnee- und Eisschicht verborgen gesteckt. Auf einem Briefbogen, den man in seiner Tasche fand, waren die Worte noch deutlich zu lesen gewesen: „Das Geheimnis des Reichs?“ die keiner beachtete noch verstand, die aber dem Chronisten, als er das traurige Dokument in Händen hielt, eine gewisse Rührung abnötigten. War er überzeugt oder zweifelnd gestorben? Wer weiß es? Der Zettel enthält eine Frage, sicherlich! Aber was bedeutet es: Das Geheimnis des Reichs?

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04870

